

D. Loreg

Thorak - Der Berserker

Buch 2



WWW.GEISTERSPIEGEL.DE

D. Loreg

Thorak - Der Bersenker

Ein Fantasy-eBook

Buch 2

Besuchen Sie uns im Internet:

www.geisterspiegel.de

Thorak - Der Berserker
Buch 2

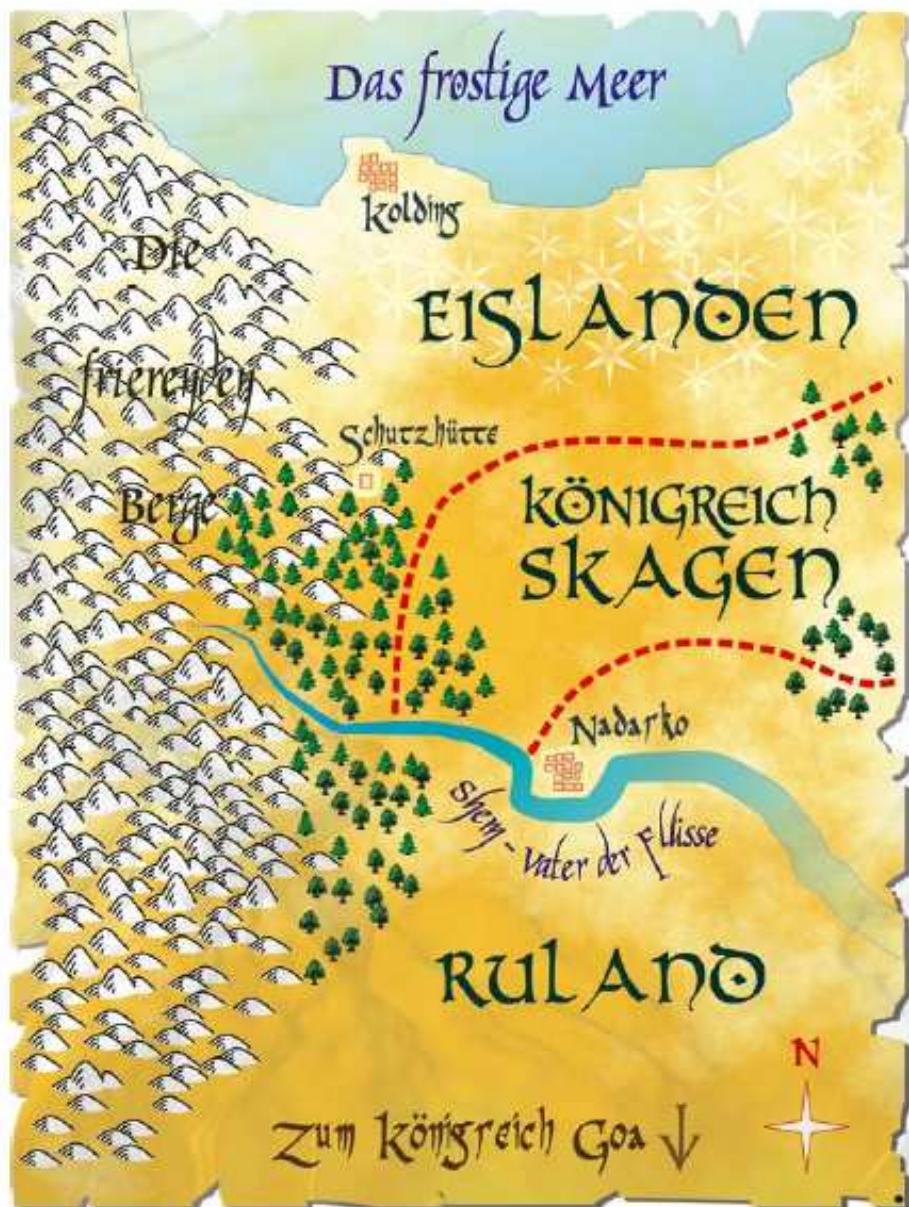
Copyright © 2009 by D. Loreg

Copyright © 2009 dieser Ausgabe by www.geisterspiegel.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit
der Genehmigung des Autors und der Herausgeber wiedergegeben
werden.

Covergestaltung: Wolfgang Brandt

Karte: Dr. Helmut W. Pesch



Das große Sterben

Voller Sorge blickte ich zu jener Hügelkuppe, hinter der sich das Lager der N'de befinden musste. Dort, wo ich die ersten Hütten vermutete, wurde eine riesige Staubwolke in die Luft gewirbelt, welche die Morgensonne fast vom Himmel verschwinden ließ.

Der Krach, den uns der Wind zutrug, war ohrenbetäubend. Trotz der Entfernung schollen das ununterbrochene Stampfen von Pferdehufen, das raue Gebrüll der Männer und das Klirren von Waffen zu einem solchen Lärm an, das alsbald die Vögel scharenweise und voller Angst am Himmel flatterten. Obwohl uns und die Psa noch Meilen trennten, war deutlich zu spüren, wie unter ihrer gewaltigen Anzahl sogar der Boden bebte. Dennoch blickte ich mich irritiert um. Zwar hatte sich die Umgebung nicht verändert und auch meine Begleiter waren noch dieselben, aber irgendetwas war anders.

Urplötzlich traf mich die Erkenntnis.

Natürlich, es war wieder heller Tag. Als ich die Höhle betreten hatte, lag Dämmerung über dem Land. Konnte es sein, dass die Botschaft des Orakels und der Kampf mit dem Skelett mich die ganze Nacht hindurch beschäftigt hatten? Mir kam es vor, als hätte ich diese seltsame Höhle erst vor kurzem betreten.

Hier war wieder einmal Magie im Spiel, aber bevor ich mir darüber weiter den Kopf zerbrechen konnte, ertönten erneut die Kriegshörner der Psa und ließen die Luft förmlich erzittern.

Bei meinen Begleitern gab es keinen, dem nicht mindestens einmal das Herz in die Hose gerutscht war. Verzweiflung war in ihren Gesichtern zu lesen und die Männer sprachen kein Wort, als sie mit ein paar Ästen schnell unsere Spuren verwischten. Kurze Zeit später tauchten sie mit mir und den Pferden hastig in ein nahes Unterholz ein. Die mannshohen, dornenbewehrten Sträucher und verkrüppelten Bäume sahen alles andere als einladend aus und ich befürchtete schon, mich an den fingerlangen Stacheln zu verletzen, aber En-Hone führte uns mit einer geradezu traumwandlerischen Sicherheit mitten in das scheinbar undurchdringliche Gebüsch.

Keinen Herzschlag zu spät.

Ich konnte meinem Pferd gerade noch die Hand auf die Nüstern legen und machte mich im Sattel so klein wie möglich, als hinter uns ein schriller, pfeifender Laut die Luft zerschnitt.

»Was ist das?«, flüsterte ich und schon im nächsten Moment war En-Hone neben mir und drückte mir seine schmutzige Hand auf den Mund.

»Psa!«, wisperte er. »Mit diesem Pfeifen verständigen sich ihre Späher. Reite tiefer in das Gebüsch hinein und verhalte dich vor allem ruhig, was auch passieren mag. Hast du mich verstanden?«

Er wartete keine Antwort ab, sondern zog sein Pferd herum und verschwand schnell und lautlos immer tiefer im Unterholz. Wieder erklang dieser pfeifende Laut, diesmal schon deutlich näher.

Einen Moment lang starrte ich den N'de nach, die in wilder Hast davonritten, dann siegte meine Neugier und ich ritt an den Rand des Unterholzes zurück und spähte vorsichtig über das Land. Ein vielblättriger, dornenbewehrter Baum diente mir dabei als Deckung.

Einen Augenblick später erkannte ich, wie sich irgendetwas vor mir zwischen den Felsen bewegte.

Die Umrise einer männlichen Gestalt zeichneten sich schwach in der Landschaft ab. Der Mann kroch einer Schlange gleich flach über den steinigen Boden, hob jetzt den Kopf und ein schriller Pfiff kam über seine Lippen. Ein paar Atemzüge später waren noch vier andere Pfeifsignale zu hören, danach wurde es wieder totenstill. Gras und Büsche raschelten und dann wurde mir schlecht und mein Magen drohte sich umzustülpen. Wie aus dem Boden gewachsen standen sie keine zehn Schritte von mir entfernt.

Psa!

Es waren insgesamt acht.

Ihre Blicke schweiften ein paar Mal über das Gebüsch, dann gaben sie ihre angespannte Haltung sichtbar auf und die Männer begannen fröhlich untereinander zu schwatzen. Der Wind trug mir ihre Worte zu und obwohl ich nur ein paar Brocken ihre Sprache beherrschte, genügte das wenige, was ich aufschnappte, dass kalter Schweiß

meinen Rücken hinab rieselte.

Fünftausend Reiter, Bogenschützen und Lanzenträger der Psa waren in meiner Heimat eingefallen. Alle Späher waren einhellig der Meinung, mit ihren schnellen Pferden und den Kurzbogen in spätestens hundert Tagen das Land der N'de erobert zu haben.

Sollte dieses Vorhaben misslingen, wobei keiner der Männer auch nur einen Gedanken an solch eine Ungeheuerlichkeit zu verschwenden schien, gab es da immer noch die Priesterschaft der Psa.

Diesen heiligen Männern war es anscheinend gelungen, aus den tiefsten Schlünden der dunkelsten Höllen eine Dämonenbrut heraufzubeschwören, deren Kreaturen das ganze Land über Nacht in ein Meer aus Blut und Tränen stürzen konnten. Worte wie Xlingit, Chata und Tukabah waren zu hören und jeder dieser Namen hatte für mich irgendwie einen unheimlichen Beiklang.

Plötzlich begann der Boden unter dem Stampfen von mindestens zweitausend Hufen zu erzittern. Auf ihren halbwildern Pferden kamen sie in gestrecktem Galopp direkt aus einer Bodenwelle hinter den Spähern hervor. Ein Heer aus Psa, Pferden und Wagen überflutete die Ebene vor jenem Unterholz, in dem ich mich versteckt hatte. Die Morgensonne spiegelte sich in den Spitzen ihrer Schwerter und Schilde. Scheußliche Bemalung glänzte auf ihren Gesichtern und den nackten Oberkörpern, gefiederte Kopfbedeckungen flatterten im Wind. Rot, ocker und schwarz schimmerten ihre Leiber im Sonnenlicht. Beim Anblick der gewaltigen Streitmacht zog sich mein Magen krampfhaft zusammen.

Es wurde Zeit, von hier zu verschwinden.

Aber wie konnte ich unerkannt durch ein mir fremdes, scheinbar undurchdringliches Dornengebüsch entkommen, dessen fingerlange Stacheln geradezu darauf lauerten mich aufzuspießen?

Von meinen Begleitern war längst nichts mehr zu sehen, während ich das Gefühl hatte, dass mindestens tausend Augenpaare der Psa auf meine Deckung starteten.

Aber die Götter waren auf meiner Seite.

Eine Antilope tauchte plötzlich seitlich von mir im Gebüsch auf und sprang den Psa hakenschlagend entgegen. Ein vielstimmiges Geschrei erhob sich und aus dem Pulk der Reiter flog ein Pfeil, der

sich in die Schulter des Tieres bohrte. Die getroffene Antilope stolperte, spuckte Blut und fiel. Mehr konnte ich nicht erkennen, denn ich riss mein Pferd herum und trieb es an.

Der ockerfarbene Wallach war ein gutes Tier. Er war kräftig und ausdauernd und leicht zu reiten. Schon nach wenigen Augenblicken hörte ich das Gebrüll und den Hufschlag der Psa hinter mir. Ich trieb mein Pferd abermals an und zwang ihn alles zu geben, was in ihm steckte. Er flog dahin wie ein Sturmwind und ich hatte das Gefühl, als schienen seine Hufe den Boden gar nicht mehr zu berühren.

Zweige peitschten mir ins Gesicht, Dornen bohrten sich in meine Oberschenkel und mehrmals presste ich mich förmlich auf den Pferdehals, um nicht von herabhängenden Ästen aus dem Sattel gestoßen zu werden. Bald merkte ich, dass ich das Unterholz durchquert und eine Grasebene erreicht hatte.

Mein Pferd wurde immer langsamer.

Sein Atem war laut und rasselnd und Schaumflocken hingen vor seinen Nüstern. Blut glänzte an seinen Flanken. Die Dornen des Unterholzes hatten nicht nur meine Oberschenkel aufgerissen. Aber der Lärm hinter mir war verstummt, ich war den Psa tatsächlich entkommen. Mir rann der Schweiß in Strömen über den Körper und biss in den zahllosen, durch das Gestrüpp verursachten Wunden. Als ich mein Pferd zügelte und schwer atmend aus dem Sattel glitt, blieb das Tier mit hängendem Kopf neben mir stehen.

Ich blickte mich um.

Das Grasland bot für mich keinerlei Orientierungspunkte. Ich hatte absolut keine Ahnung, wo ich mich jetzt befand. Ich wusste nicht, wohin ich mich wenden musste, um zum Lager der N'de, zu Anila oder En-Hone zurückzukehren.

Niedergeschlagen ging ich zu Fuß weiter.

Mein Pferd hatte wirklich alles gegeben, angesichts seines schweißnassen Fells konnte ich nicht noch mehr von ihm verlangen. Als ich lostrottete, zog ich das Tier am Halfter hinter mir her. Das erschöpfte Pferd folgte mir willig.

Wie lange ich durch die topfebene Grassteppe wanderte, weiß ich bis heute nicht mehr.

Aber als ein riesiger Baum vor mir auftauchte, der einsam aus der

Steppe emporragte, hielt ich erschöpft an. Ich band meinem Pferd mit den Zügeln die Vorderläufe zusammen, damit es nicht fortlaufen konnte, umklammerte mit der Rechten mein Schwert und legte mich dann auf den Boden.

Keinen Herzschlag später war ich eingeschlafen und wachte erst am anderen Morgen auf.

Es war der Wind, der mich weckte.

Heiß und trocken warf er feine Sandkristalle vom Boden der Grasebene gegen meine Haut, dass ich vermeinte, von glühenden Nadeln gepiesackt zu werden. Gähnend richtete ich mich auf, torkelte schlaftrunken auf mein Pferd zu und nahm meine Wasserflasche vom Sattelhorn. Ich hatte das Gefühl, dass jemand mindestens ein Pfund Sand in meinen Mund geschaufelt hatte und deshalb zog ich hastig den Korken aus der Kürbisflasche, setzte sie an den Mund und trank gierig einen großen Schluck. Das abgestandene Wasser lief mir lauwarm über die Mundwinkel den Hals hinab. Es war noch früh am Morgen, trotzdem rann mir bereits der Schweiß über das Gesicht. Ich hängte die Flasche wieder an den Sattel zurück, löste die Fesseln meines Pferdes und schwang mich auf seinen Rücken. Obwohl ich gerade etwas getrunken hatte, war mein Mund schon wieder wie ausgetrocknet. Der ständig wehende Steppenwind wirbelte genug Staub und Dreck auf, so dass es bereits nach wenigen Hufritten zwischen meinen Zähnen wieder zu knirschen begann. Der Dreck setzte sich auch in den Augenwinkeln und unter meinen Achseln fest und bald gab es keine Pore an meinem Körper, die nicht von dem allgegenwärtigen Staub verstopft war.

Rasch stieg die Sonne am Firmament und stand schließlich wie ein weißglühender Schild fast senkrecht am wolkenlosen Himmel. Hitze lastete über dem Land und legte sich wie eine alles erdrückende Last auf meine Schultern. Längst lief mein Pferd nicht mehr leichtfüßig wie am Vortag durch die Grassteppe, sondern schleppte sich schwerfällig über das karge Land.

Im spärlichen Schatten einiger Beerensträucher zügelte ich das Pferd und blickte mich ratlos um.

Vor mir erstreckte sich eine tellerartige Ebene, unwirtlich, karg und steinig. Hier gab es nichts, nur kniehohes, sonnenverbranntes Gras, das scharfkantig wie feine Messer war, verkarsteten, felsigen Boden und eine Handvoll schwarzer Felsen, die sich hier und da mannshoch in die hitzeflirrende Luft reckten.

Im Westen und im Süden buckelten sich kahle, rotbraune Felsmassive, im Osten erstreckte sich, soweit das Auge reichte, eine ockerfarbene Sandwüste und hinter mir gab es nichts als scheinbar undurchdringliches Dornenbuschgelände.

Keine Menschenseele war zu sehen.

Wie sollte ich alleine in einem Land, das mir völlig unbekannt war, zurück zu En-Hone, Anila und dem Lager der N'de finden?

Tausendfach zermarterte ich mir den Kopf und kam dennoch zu keiner Lösung.

Selbst von den Göttern kam kein Zeichen und auch *Gleichmacher* blieb an diesem Morgen seltsam stumpf.

Ich war in der Tat in einer üblen Lage, aber vorerst konnte ich nichts daran ändern. Seufzend ergab ich mich in mein Schicksal und lenkte mein müdes Pferd mit einem Schenkeldruck auf die Felsen­gruppe im Süden zu. Dort hoffte ich, im Schatten der Berge einen Platz zu finden, an dem ich mich ausruhen und wieder einen klaren Kopf bekommen konnte.

Ich hatte gerade die Hälfte der Wegstrecke bis hin zu dem südlichen Felsmassiv zurück gelegt, als plötzlich zwei Reiter von links auf mich zu sprengten. Die Finger meiner Rechten legten sich entschlossen um den Griff meines Schwertes, all meine Muskeln waren zum Zerreißen gespannt, doch schon einen Augenblick später atmete ich lauthals aus. Ich entspannte mich und legte meine Hände erleichtert um das Sattelhorn.

Ich kannte die Männer. Diese Reiter hatten mich und En-Hone zur Höhle des Orakels begleitet.

Ich hob die Hand zum Gruß und starrte den Krieger erwartungsvoll entgegen.

»Wo kommt ihr her?«, fragte ich schnell. »Wo ist En-Hone?«

»En-Hone ist tot.«, sagte der eine. Er war höchstens zwei Jahre älter als ich, sah aber im Moment wie ein hundertjähriger Greis aus.

»Wir waren auf dem Weg zu unserem Dorf. Plötzlich tauchten Psa auf, viele Psa.«

Deutlich konnte ich erkennen, wie er den Rest seiner Rede vor Wut förmlich verschluckte.

Düster starrte er an mir vorbei.

Erst jetzt fielen mir die vielen eingetrockneten Blutflecke an der Kleidung der beiden und die Schrammen in ihren Gesichtern auf.

»Seid ihr die einzigen, die noch leben?«

»Ja!«, sagte der zweite Reiter tonlos. »Es hat begonnen!«

»Was?«, fragte ich erstaunt.

»Das große Sterben!«, entgegnete der vordere Reiter. Jetzt fiel mir auch wieder sein Name ein, er hieß Mayo. Allerdings hatte er nicht mehr viel mit jenem unbekümmerten Burschen gemein, mit dem ich noch vor wenigen Tagen auf dem Rücken von struppigen Pferden ausgelassen um das Dorf der N'de galoppiert war. Dieser Junge hier hatte sein Gesicht bis zur Unkenntlichkeit vor Schmerz verzogen und sein Blick erinnerte mich an den eines waidwunden Tieres.

»Sie sind hinter uns her«, flüsterte er mit brüchiger Stimme. »Aber sie werden uns nicht bekommen. Die Hunde der Psa sollen sich nicht rühmen uns getötet zu haben.«

Einen Herzschlag später wurde Mayo plötzlich nach vorne gestoßen. Fassungslos sah ich mit an, wie er aus dem Sattel glitt. Seine Augen quollen fast aus den Höhlen.

Als er zum zweiten Mal getroffen wurde, wirbelte ihn der Pfeil um die eigene Achse und mit einem krächzenden Laut kippte Mayo endgültig zu Boden.

Hinter mir ertönten die schrillen Schreie der Psa.

Im Land der tausend Gräber

Ich reagierte augenblicklich.

Beinahe brutal riss ich das Pferd an den Zügeln herum und hämmerte ihm meine Stiefel in die Weichen. Mit einem schrillen Wiehern, in das sich gleichermaßen Schmerz und Überraschung gemischt hatten, schoss das Tier wie ein abgeschossener Pfeil nach vorne.

Ich hatte Mühe mich im Sattel zu halten.

Mayos Begleiter hatte den Ernst der Lage anscheinend noch nicht begriffen. Seine Reaktion kam viel zu spät. Aus schreckgeweiteten Augen, fassungslos und wie gelähmt, startete er den heranstürmenden Psa entgegen. Aus den Augenwinkeln heraus sah ich noch, wie er langsam aus dem Sattel glitt. Er hatte mehr Ähnlichkeit mit einem Igel als mit einem Menschen, mindestens zwei Dutzend Pfeile ragten wie Stacheln aus seinem Körper.

Mehr konnte ich nicht erkennen.

Ich hatte selber genug damit zu tun am Leben zu bleiben.

Ich warf mich flach auf den Pferdehals und jagte im Höllentempo auf das Felsmassiv zu. Das Gebrüll der Psa störte mich nicht, es war mir auch egal, dass mir tief hängende Zweige ins Gesicht peitschten. Nur in dem Gewirr der zerklüfteten Felsen hatte ich die Möglichkeit, den Psa zu entkommen, und die wollte ich nutzen. Mein Pferd war ein gutes Tier, kräftig und ausdauernd. Während ich den Bergen förmlich entgegenflog, hörte ich hinter mir die Schreie meiner Verfolger. Sie schienen zwar nicht näher zu kommen, dafür zischten ihre Pfeile aber bedrohlich dicht an mir vorbei. Ich dirigierte mein Pferd mit einem Schenkeldruck zur Seite, direkt auf einen schmalen Pfad zu, der mitten in die Bergwildnis hineinführte. Immer mehr Pfeile flogen an mir vorbei. Ich wurde nicht getroffen, aber mein Pferd erwischte es. Gerade als ich die ersten Felsen erreicht hatte.

Das Tier unter mir schwankte plötzlich, stolperte, lief noch einige Schritte weiter und sackte dann einfach zur Seite weg. Ich warf mich aus dem Sattel, um nicht unter dem Pferdeleib begraben zu werden. Der mit Moos und Gräsern bewachsene Boden des Pfades dämpfte

zwar meinen Fall etwas, trotzdem trieb mir der Aufprall sämtliche Luft aus den Lungen. Ich blieb einige Atemzüge halb betäubt liegen und kämpfte mich schließlich unter Schmerzen wieder auf die Beine. Das Triumphgeschrei meiner Verfolger gellte mir in den Ohren. Ohne zu überlegen, verließ ich den Pfad und rannte eine schräge Felsplatte hinauf.

Ich rannte, bis sich vor meinen Augen alles zu drehen begann, meine Lungen schmerzten und ich kaum noch atmen konnte. Das Gebrüll der Psa kam immer näher. Ich ahnte, dass ich verloren hatte, trotzdem blieb ich nicht stehen.

Ich rannte und rannte, bis ich das obere Ende der Felsplatte erreicht hatte. Dort war meine Flucht endgültig zu Ende. Von hier aus führte nur noch ein Geröllhang steil nach unten, der in einer Schlucht endete, die trotz der hochstehenden Sonne völlig im Dunkeln lag. Nur die Götter konnten mir jetzt noch helfen, heil dort unten ankommen. Als ich über die Schultern blickte und sah, wie die Psa mit ihren bemalten Fratzen zähnefletschend und heulend wie ein Rudel blutdürstiger, mordgieriger Makahls den Felsen hinauf rannten, gab es nichts mehr zu überlegen.

Mit dem Sterbelied meiner Väter auf den Lippen taumelte ich weiter. Ich kam keine zehn Schritte weit, dann traten meine Füße ins Leere, das Geröll kam ins Rutschen und ich hatte das Gefühl, als würde mir urplötzlich der Boden unter den Füßen weggezogen. Ich stürzte, überschlug mich wie ein Wildhase, der vom Stein einer Schleuder getroffen wird, versuchte vergeblich, mich irgendwo festzuhalten und rollte schließlich wie ein Kreisel den Hang hinab. Ich überschlug mich in der Luft, wurde hart zu Boden geschleudert und rollte schließlich willenlos über den schroffen Felsboden. Der Schmerz drohte mich zu zerreißen. Vor meinen Augen begannen bunte Sterne zu tanzen und dann verlor ich das Bewusstsein.

Milchiges Mondlicht lag über dem Land, als ich die Augen wieder öffnete. Ich versuchte mich aufzurichten, aber es ging nicht. Erst als ich den Kopf heben wollte, wurde mir bewusst, dass ich wie ein

Fellbündel zusammen geschnürt war und mich deshalb kaum rühren konnte. Ein Paar schwere Reitstiefel tauchten vor mir auf, als ich meinen Kopf stöhnend auf die Seite legte.

»Der Hund ist wieder wach!«, hörte ich jemand sagen.

Ich beherrschte genug von dem Psadialekt um zu verstehen, was der Unbekannte da von sich gab.

»Steh auf!«, bellte mich der Krieger an.

Nur die Ausweglosigkeit meiner Lage verhinderte, dass ich laut loszulachen begann. Wie sollte das gehen? Als ich dem Befehl nicht schnell genug nachkam, traf mich unvermittelt ein Stiefeltritt. Ich rollte über den Boden und blieb schließlich mit dem Gesicht nach unten liegen. Ich hatte das Gefühl, in der Mitte auseinander gebrochen zu sein. In meinem Kopf drehte sich alles und Übelkeit kam in mir hoch. Ich hechelte förmlich nach Luft und versuchte, das immer stärker werdende Brechgefühl zu unterdrücken. Irgendjemand machte sich an meinen Fesseln zu schaffen und lockerte sie so weit, dass ich wenigstens die Beine bewegen konnte. Dann nahm ich alle Kraft zusammen und schaffte es tatsächlich mich aufzurichten. Dort, wo mich meine Kleidung nicht geschützt hatte, war meine Haut aufgeschürft, von unzähligen, kleinen blutenden Wunden und blauen Flecken übersät, die allesamt fürchterlich brannten. Wie durch einen dichten Nebel sah ich die Männer. Es waren Psa, mehr als ich jemals zuvor auf einem Haufen gesehen hatte. Zwei von ihnen standen direkt vor mir.

»Wie heißt du?«

»Thorak!«, nuschelte ich, ohne weiter nachzudenken.

»Lauter!«, schrie mich einer der Männer an und im nächsten Moment traf mich eine schallende Ohrfeige, die mir fast den Kopf abriss und mich wieder zu Boden schleuderte. Ich schluckte meine Wut hinunter und als ich wieder auf die Beine kam, funkelte Hass in meinen Augen.

»Arschloch!«, sagte ich in der Sprache der Nordländer. Ich konnte es mir einfach nicht verkneifen.

Der Psa starrte mich aus schmalen Augen an.

»Was hast du gesagt?«

»Arschloch!«, schleuderte ich ihm entgegen. Auch wenn der

Mann mich nicht verstanden hatte, irgendetwas am Klang dieses Wortes ließ ihn ahnen, dass es alles andere als eine Freundlichkeit war, die ich ihm an den Kopf geworfen hatte. Blitzschnell schlug er zu.

Seine Faust bohrte sich in meinen Leib und ich ging erneut zu Boden.

Ein weiterer Psa trat heran.

»Soll ich ihm den Kopf abschlagen?«, fragte er so beiläufig, als ob er sich nach dem Wetter erkundigen würde. Der erste schüttelte den Kopf und drehte sich um.

»Wir nehmen ihn mit. Irgendwie habe ich das Gefühl, dass mit dem Bengel etwas nicht stimmt, aber das kriegen wir schon noch raus. Lass die Männer wieder aufsitzen, wir haben schon genug Zeit verloren.«

Dann wandte der Psa sich wieder mir zu. Sein schlitzäugiges Gesicht verzerrte sich zu einer verächtlich grinsenden Fratze.

»Mitkommen!«, bellte er.

Bevor ich reagieren konnte, zuckte die rechte Hand des Sprechers vor und krallte sich in mein langes, dunkles Haar. Der Mann drehte sich einfach um und schleifte mich an den Haaren zwischen den Felsen hindurch bis zu den Pferden. Ich konnte ihm nicht so schnell folgen, stolperte und fiel.

Er schleifte mich trotzdem gnadenlos weiter.

Als wir die Pferde erreichten, hatte ich das Gefühl, keine Haare mehr zu besitzen. Die Schmerzen trieben mir regelrecht das Wasser in die Augen. Bei den Pferden warteten weitere Psa, die mich feindselig musterten. Wenig später ritten sie mit mir durch die Nacht, mindestens hundert Psa, vielleicht sogar mehr. Es war zu dunkel, als dass ich es hätte genauer schätzen können. Aber es war mir auch egal, denn diesmal war ich verloren, da war ich mir sicher.

Zu weiteren Gedankenspielen kam ich nicht, denn der Psa hatte mich quer vor seinen Sattel gelegt, als wir losritten. Mein Kopf hing soweit herab, dass er vom Stiefel und Steigbügel des Reiters getroffen wurde, wenn dieser es nur wollte. Und der verdammte Kerl wollte es oft.

Mein Denken setzte aus, ich sah nur noch vorbeifliegendes Gras,

schmeckte Staub und Blut und wurde schließlich erneut bewusstlos.

Mit einem kalten Wasserguss holten sie mich wieder aus der Bewusstlosigkeit zurück in die Wirklichkeit, in eine Welt, die für mich nur aus Schmerzen bestand. Mein ganzer Körper schien in Flammen zu stehen. Ich wagte kaum mich zu bewegen, denn es gab nichts, was mir nicht weh tat.

Der Psa, auf dessen Pferd ich gelegen hatte, kniete jetzt neben mir und starrte mich eindringlich an.

»Wer bist du wirklich?«

Als ich den Mann irritiert anstarrte, versuchte mir der Krieger in seiner abgehackten, bellenden Sprache seine Frage zu erklären. Mir waren zwar nicht alle Worte, die er aussprach, bekannt, aber im Großen und Ganzen verstand ich ihren Sinn. Seiner Meinung nach sah ich aus wie ein Krieger der N'de, konnte reiten wie ein Teufel und die Todesverachtung, mit der ich den Geröllhang hinuntergesprungen war, löste selbst bei dem grausamen Psa Anerkennung aus. Aber er konnte keine Narben vom Mannritual meines Volkes an mir erkennen, und das machte ihn stutzig.

»Woher kommst du und vor allem, wer bist du? Du, der keine Narben vom Mannwerden-Fest trägt. Ein Heiliger? ein Ausgestoßener? Was verschweigst du uns?«

Statt auf seine Fragen zu antworten, starrte ich düster vor mich auf den Boden. Wenn die Männer herausfanden, dass ich als Erwählter der N'de galt, war mein Leben auf der Stelle verwirkt. Ich musste versuchen, sie in dem Glauben zu lassen, dass ich nur ein einfacher Bursche meines Volkes war.

»Warum redest du nicht mit mir?«

Er sprach Psa. Ich konnte ihn zwar verstehen, doch ich reagierte nicht.

Er schlug so plötzlich zu, dass ich den Hieb gar nicht kommen sah. Seine Faust bohrte sich in meine Rippen und ich konnte einen Schmerzensschrei nicht unterdrücken. Durch Tränenschleier sah ich das Gesicht des Psa direkt vor mir. Er hatte sich gebückt und schaute mir direkt in die Augen.

»Du hast einen ziemlichlichen Dickschädel, aber keine Angst, was du auch vor uns verbirgst, in unserem Lager werden wir ziemlich rasch

die Wahrheit über dich herausfinden. General Targotai hat bisher noch jeden zum Sprechen gebracht.«

Dann schnippte er mit den Fingern und ein weiterer Psa kam heran.

»Gib ihm etwas zu essen und zu trinken, ich will schließlich nicht mit einem toten Gefangenen vor Targotai erscheinen.«

Der andere nickte, kniete sich vor mich hin, nestelte an seinem Gürtel und flößte mir aus einer Kürbisflasche Wasser ein. Dabei ging er nicht gerade vorsichtig zu Werke. Immer wieder stieß er mir den Flaschenhals in den Rachen und gegen die Zähne, bis ich Blut im Mund schmeckte. Wahrscheinlich tat er es absichtlich. Zum Schluss stopfte er mir noch einen Brocken Fleisch in den Mund, das er einem kleinen Lederbeutel entnahm, der ebenfalls an seinem Gürtel hing. Rohes, fast noch blutiges Fleisch, das stank, als hätte es mindestens zehn Tage in der Sonne gelegen. Ich ersticke fast daran. Dann erhob er sich und ging davon.

Ich würgte das Fleisch aus, drehte mich zur Seite und versuchte die Augen zu schließen. Schlaf war meiner Meinung nach ein besseres Mittel, wieder zu Kräften zu kommen, als dieses stinkende Fleisch zu essen. Zudem glaubte ich kaum, dass mein Magen das ekelhafte Essen bei sich behalten hätte. Im nächsten Moment schon befand ich mich im Land der Träume, so leer und ausgebrannt war ich.

Ich hatte das Gefühl, gerade erst eingeschlafen zu sein, als sie mich weckten.

Vermutlich war es auch so.

Ich erhielt etwas Wasser, dann schleppte mich ein anderer Krieger zu einem Pferd. Diesmal durfte ich aufrecht im Sattel sitzen. Anscheinend machte sich solch ein Anblick vor den Augen Targotais besser, als wenn man ihm einen Gefangenen halb tot und quer über dem Sattel daher brachte. Die Horde der Psa zog weiter und wir ritten ohne Pause bis zum Mittag. Da erreichten wir ein Wasserloch, das sich mitten in der Grassteppe zwischen zwei riesigen, uralt

wirkenden Bäumen befand. Trotz ihrer unmittelbaren Nähe zum Wasser waren die Bäume vollkommen blattlos und ihre kahlen Äste reckten sich seltsam gebogen in den stahlblauen Himmel.

Dort rasteten wir.

Die Männer lachten und schwatzten, tranken Wasser und kauten hart gebackenes Brot, das jeder von ihnen in großen Mengen in seinem Proviantbeutel mit sich herumschleppte. Auch ich hätte gerne etwas gegessen, aber außer Wasser bekam ich nichts von ihnen. Immer wieder musterten sie mich mit feindseligen Blicken und nur jener Krieger, der mich gefangen genommen hatte, sah mich mit anderen Augen an. Solange wir am Wasserloch lagerten, hielt er mein Schwert in den Händen und starrte mich und die Waffe immer wieder nachdenklich an.

Offensichtlich schien dieser Mann der einzige in der ganzen Horde zu sein, der ahnte, dass ich etwas zu verbergen hatte. Ich beschloss, mich so unauffällig wie möglich zu benehmen, wenn er in meiner Nähe war. Als die größte Mittagshitze vorüber war, ritten wir weiter.

Die Sonne stand schon tief über den Hügeln im Osten, als aus der Grassteppe das Hauptlager der Psa auftauchte. Es bestand aus einem großen, rechteckigen Platz, der von einem mannshohen Wall aus Dornengebüsch, zugespitzten Holzpflocken und rasiermesserscharfen Lanzenspitzen umgeben war, die man in den Boden gegraben hatte. Auf der westlichen Längsseite standen unzählige Fellhütten und einfache Unterkünfte aus Weidenzweigen und bunten Decken. Ihnen gegenüber, auf der anderen Seite des Platzes, sah ich die Pferde und Wagen des riesigen Heeres. Am südlichen Ende lagen die Quartiere der Offiziere, bunte, weitläufige Zeltbauten aus reich verziertem Leder und kostbarem Tuch.

Überall war Bewegung.

Männer liefen herum und trugen Waffen und Proviant von hier nach da, andere überprüften die Schärfe ihrer Schwerter und Äxte und wieder andere waren mit der Herstellung von Pfeilen beschäftigt. Es war ein unglaubliches Durcheinander. Männer schrien, Pferde wieherten, Waffenstahl klirrte. Magere Hunde streunten bellend zwischen den Hütten umher und überall loderten riesige, prasselnde

Feuer. Über dem ganzen Lager hatte sich Staub zu dichten Wolken gebildet. Aus brennenden Augen starrte ich auf das Lager.

So hatte ich mir die Rückkehr ins Land meiner Väter nicht vorgestellt. Als ich in die wild entschlossenen Gesichter der Psa blickte, ahnte ich, dass es nicht mehr lange dauern konnte, bis sich die weiten Grassteppen in ein Land aus tausend Gräbern verwandeln würden.

Als wir unsere Pferde vor Targotais palastähnlichem Zelt zügelten, hatte ich genug von dem riesigen Lager und den scheinbar unzähligen Psa gesehen, genug von ihren Waffen, dem schweren Gerät und ihrer Ausrüstung. Ich hatte jede Hoffnung verloren.

Jetzt rettete mich nichts mehr, so dachte ich.

Aber ich sollte mich irren.

Bringt mir seinen Kopf!

Er war klein, unglaublich dick und in seinen geschlitzten, farblosen Augen spiegelte sich alle Heimtücke und Grausamkeit dieser Welt wieder. Er hockte wie eine fette, widerliche Kröte auf dem Boden, auf einem kostbaren Teppich, der mindestens einem Dutzend weiterer Männer Platz geboten hätte. Aber wir mussten alle wie dumme Jungen vor ihm stehen bleiben.

Die grüne Pluderhose und das weit geschnittene ockerfarbene Lederhemd hätten jeden anderen lächerlich erscheinen lassen, aber ein einziger Blick in die gefühllosen, eisigen Augen sorgte dafür, dass einem das Lachen im Hals stecken blieb.

Targotai war sich seiner Macht durchaus bewusst und ließ es auch alle anderen in seiner Umgebung deutlich spüren. Er lehnte auf einem gepolsterten, golddurchwirkten Sitzkissen und ließ sich von einem jungen Mädchen aus einer silbernen Schüssel dampfende Fleischstückchen in den breiten Mund werfen. Sein schwarzer Sichelbart, der die Oberlippe fast verdeckte, triefte förmlich vor Fett. Er achtete nicht auf uns, sondern aß und aß, trank aus einem großen Kelch lauwarme Stutenmilch und ließ seine Hand immer wieder unter dem Rock des Mädchens verschwinden. Sein auf-

geschwemmtes Gesicht verzog sich dabei zu einem schmierigen Grinsen und sein kahler Schädel glänzte vor Schweiß. Das Mädchen kicherte hin und wieder albern und reckte dem Fettsack ihren Unterleib immer wieder neckisch entgegen.

In meinen Augen war dieser Anblick widerlich.

»Verbeuge dich, wenn du vor dem ehrenwerten Targotai stehst«, zischte mir einer der beiden Krieger, die mich in das Zelt geführt hatten, ins Ohr. Bevor ich reagieren konnte, trat mir jemand von hinten in die Beine, so dass ich mit einem schmerzvollen Laut zu Boden sackte. Erst jetzt wandte der General den Kopf und musterte uns flüchtig. Er hob nur ein klein wenig den Kopf und sagte mit heiserer Stimme: »Warum bringt ihr diese Steppenratte hier in mein Zelt?«

Einer der beiden Psakrieger hinter mir trat auf den General zu, ging vor ihm in die Knie und streckte ihm seine Rechte entgegen, in der er mein Schwert hielt. Dabei hielt er den Kopf gesenkt und starrte zu Boden, selbst noch als er redete.

»Seht euch dieses Schwert an, ehrenwerter Targotai. Ich kann nicht glauben, dass ein einfacher N'de solch eine Waffe besitzen kann.«

Augenblicklich war der General aufgesprungen und eilte auf den knienden Mann zu. Erst jetzt sah ich, wie klein er wirklich war. Er sah aus wie ein Kürbis auf zwei Beinen, ein kleiner, hässlicher fatter Zwerg. Mit seinen Wurstfingern hob er die Waffe hoch und musterte *Gleichmacher* von allen Seiten.

»Tatsächlich, wer diese Klinge schmiedete, hat gute Arbeit geleistet. Auf was willst du hinaus, doch nicht etwa, dass diese Ratte der ist, den man sucht?«

»Das habe ich nicht behauptet, aber ich glaube, dass der Kerl mehr ist, als er vorgibt. Allein schon seine Art sich zu bewegen und dieser Blick in seinen Augen. Bedenkt nur die Beschreibung, die wir erhalten haben. Ich ...«

»Unsinn!«, unterbrach Targotai schroff den Redefluss des Mannes. »Die Männer dieses jämmerlichen Volkes sehen doch alle gleich aus. Sieh dir den Burschen doch einmal genauer an, nein, ich glaube nicht, dass er der Gesuchte ist.«

Mir wurde abwechselnd heiß und kalt.

Inständig hoffte ich, dass der Psa seinen General nicht umstimmen konnte und tatsächlich, die Götter erhörten mein Flehen.

»Hör zu, Bursche«, zischte er mir entgegen. »Ich werde dich da draußen an einen Baum binden lassen und wenn morgen früh der erste Sonnenstrahl mein Zelt berührt, wirst du mir sagen, ob du ab sofort den Psa dienen oder durch ihre Hand sterben willst. Ich glaube kaum, dass dein Tod die Welt sonderlich bewegen wird. Du bist nur ein kleiner unbedeutender N' de-Wurm, ähnlich einem Blatt, das der Wind vom Baum gerissen hat. Wer vermisst an einem Baum schon ein einzelnes Blatt?«

Dann wandte er sich wieder den Kriegern zu.

»Schafft ihn mir aus den Augen und bindet ihn. Aber anstelle eines tüchtigen Kriegers teilt ihr ihm den einäugigen Pferdeburshen als Wache zu. Er soll ständig vor Augen haben, dass er für mich nicht mehr als eine stinkende Steppenratte ist.«

Dann klatschte er in die Hände.

»Und jetzt geht. Alle! Ihr stört!«

Als die Männer mich aus dem Zelt stießen, hörte ich Targotai noch etwas sagen. Ich verstand genug von der bellenden Sprache der Psa um zu erkennen, dass es nicht die Götter waren, die mich gerettet hatten, sondern Targotais Gier nach dem jungen Mädchen.

»Zieh dich endlich aus«, lauteten nämlich seine letzten Worte.

Als die Nacht hereinbrach, brachte ein Diener dem einäugigen Pferdejugen eine große Schale mit Milch und eine riesige gebratene Fleischkeule. Er schlürfte und schmatzte wie ein Schwein und warf mir schließlich den abgenagten Knochen lachend an den Kopf. Dann kontrollierte er noch einmal meine Fesseln, nahm sein Messer in die Hand, rollte sich in eine stinkende Pferdedecke und begann augenblicklich zu schnarchen. Ich wartete, bis ich sicher war, dass er tief und fest schlief, dann handelte ich. Man hatte mich an einen Baum gesetzt, die Arme nach hinten gebogen und sie mit einem rau-faserigen Pferdestrick zusammengebunden, so dass es aussah, als

umarmte ich hinterrücks den Stamm. Aber der Einäugige hatte einen großen Fehler gemacht. Meine Arme waren nicht straff genug an den Baum gebunden und so konnte ich auf meinem Hintern hin und her rutschen, bis meine Finger die abgenagte Keule zu fassen bekamen. Der Knochen hatte einige scharfe Kanten und ich war ziemlich zuversichtlich, damit bis Sonnenaufgang die trockenen Stricke durchgescheuert zu haben. Ich setzte mich so bequem wie möglich hin und begann mit dem Scheuern, das ich nur dann unterbrach, wenn hin und wieder angetrunkene Psa durch den Mondschaten der Zelte huschten. Bis weit nach Mitternacht drang lauter Gesang und dröhnendes Lachen aus den Zelten.

Aber auch in dieser Nacht kam jene Stunde, in der alles stillzustehen schien, sich der Wind legte und selbst die Tiere verstummten.

Jene Zeit zwischen Nacht und Dämmerung, in der die Wachen glaubten, nie mehr durch das Ende der Nacht von ihren Posten erlöst zu werden und in der der Schlaf am tiefsten war.

In diese Stunde hinein fielen meine Stricke. Vorsichtig richtete ich mich auf und näherte mich dem Pferdejungen. Ich brauchte unbedingt eine Waffe und der Einäugige besaß ein ziemlich großes Messer.

Als ich den Schlafenden erreicht hatte, knallte ich ihm den Knochen mit aller Kraft auf seine mir zugewandte rechte Schläfe. Es dauerte geraume Zeit, bis es mir danach gelang, das Messer aus der Hand des Toten zu lösen.

Hastig blickte ich mich um.

Ein Pferd zu stehlen oder ungesehen davon zu schleichen, erschien mir unmöglich, zumal ich mich weder im Lager noch in dem umliegenden Land auskannte. Was ich brauchte, war ein Ort, an dem ich mich vorläufig verstecken konnte und an dem kein Psa auf den Gedanken kommen würde, ausgerechnet dort nach mir zu suchen. Als mein Blick auf Targotais Zelt fiel, bleckte ich die Zähne zu einem freudlosen Grinsen. Mit flinken, leisen Schritten rannte ich tief geduckt darauf zu.

Mit zwei, drei schnellen Schnitten löste ich die Zeltverschnürung an einer Stelle, wo Sträucher mein Werk vor neugierigen Blicken verborgen hielten, dann schlug ich das Leder zurück und trat ein. Es

war überraschend einfach.

Kein Posten oder Wachhund war zu sehen. Als ich das Keuchen und Stöhnen zum ersten Mal hörte, konnte ich diese Geräusche noch nicht so richtig zuordnen. Aber schon beim nächsten Zuhören war mir klar, warum ich so unbehelligt ins Zelt eindringen konnte. Targotai hatte seine Wachen allesamt weggeschickt. Welcher General ließ sich schon gerne beim Schäferstündchen von seinen Männern beobachten?

Es dauerte eine Weile, bis sich meine Augen an das Dunkel des Zeltinnern gewöhnt hatten. Ganz schwach waren in der Düsternis die Umrisse von Stoffballen, Kisten und Körben zu erkennen. Offensichtlich war ich in so etwas wie der Kleiderkammer von Targotai gelandet. Vorsichtig, um ja nirgends anzustoßen, tastete ich mich auf die nächste Zeltwand zu. Ein einziges falsches Geräusch nur, und ich war mir nicht sicher, ob meine Vorstellungskraft ausgereicht hätte, auch nur zu erahnen, was die Psa danach mit mir gemacht hätten.

Langsam, ganz langsam schob ich den Stoff beiseite, der Targotais Schlafstelle vom übrigen Zeltinnern abtrennte. Das schwache, rötliche Glimmen eines fast niedergebrannten Feuers in der Raummitte war die einzige Beleuchtung. Das Keuchen wurde immer lauter und dann erkannte ich zu meiner Linken, wie der fette Zwerg unter wildem Geschnaufe die seltsamsten Verrenkungen auf dem jungen Mädchen vollführte. Trotz des spärlichen Lichts war deutlich zu erkennen, wie sie gelangweilt zur Decke starrte. Als der Zwerg nach einem letzten, schrillen Stöhnen wie ein altersschwacher Gaul, dem man zu viel Last aufgebürdet hatte, von ihr herunter rollte, war die Erleichterung in ihrem Gesicht nicht zu übersehen. In diesem Moment ertönte vor dem Zelt lautes Geschrei, Hunde bellten, Männer riefen durcheinander, Fackeln wurden entzündet. Mit einer blitzschnellen Bewegung, die ich dem Fetten gar nicht zugetraut hätte, sprang Targotai auf und schlüpfte rasch in einen seidenen Schlafrock. Dann eilte er aus dem Raum und ich hörte, wie die Eingangsklappe des Zeltes heftig zurückgeschlagen wurde.

Ich zog mich wieder in die Kleiderkammer zurück und machte mich so klein wie möglich.

»Was soll der Lärm?«, hörte ich ihn ungehalten fragen.

»Der Gefangene ist entflohen«, rief einer der Männer.

»Er hat den Einäugigen erschlagen«, sagte ein anderer und eine weitere Stimme rief: »Er ist nirgends zu finden. Dieser Teufel scheint sich in Luft aufgelöst zu haben.«

Targotai klatschte laut und heftig in die Hände und brachte so das Stimmengewirr zum Verstummen.

»Was wollt ihr dann hier? Glaubt ihr, er hat sich vielleicht unter meiner Decke versteckt? Sucht weiter, ihr Hohlköpfe. Bringt mir seinen Kopf oder ich Sorge dafür, dass ihr noch vor dem morgigen Abend euren eigenen verliert.«

Damit war die Unterhaltung zu Ende. Die Männer entfernten sich fluchend und Targotai kehrte wieder ins Zeltinnere zurück. Da anscheinend kein Mensch mich in diesem Zelt vermutete, konnte ich es wagen, einen weiteren Blick in Targotais Privatgemächer zu riskieren. Dort rekelte sich das Mädchen bereits wieder aufreizend auf der Decke.

»Spielen wir jetzt weiter?«

Als sie keine Antwort bekam, schlängelte sie auf ihn zu und krallte ihre Finger in die Ärmel des Schlafrocks. Dabei schnurrte sie wie eine Katze.

»Was ist plötzlich los mit dir?«

Ärgerlich schüttelte der Zwerg den Griff des Mädchens ab.

»Verschwinde, ich muss überlegen.«

Das wiederum schien dem Mädchen nicht zu gefallen. Es war offensichtlich, dass sie es nicht auf den Körper des Generals abgesehen hatte, sondern eher auf sein Geld. Was ich bisher vom Zelt gesehen hatte, zeigte mir, dass Targotai kein armer Mann sein konnte. Wieder griff sie nach dem seidenen Stoff seines Rocks und versuchte ihn erneut mit ihren weiblichen Reizen umzustimmen.

»Gefalle ich dir etwa nicht mehr?«

In diesem Moment zeigte der General sein wahres Gesicht.

Ein schrilles Röcheln entrang sich seiner Kehle und seine Augen schienen förmlich zu glühen, als er das Mädchen am Hals packte und zu Boden schleuderte.

»Ich sagte, du sollst verschwinden!«

Das Mädchen nickte stumm, rappelte sich benommen auf und rannte aus dem Zelt, als wären sämtliche Dämonen dieser Welt hinter ihr her.

Dabei war es ihr anscheinend egal, dass sie nackt, wie die Götter sie erschaffen hatten, durch das Lager lief. Etliche Pfiffe und anzügliche Bemerkungen machten die Runde.

Jetzt kam meine Stunde.

Mit zwei gewaltigen Sätzen stand ich neben Targotai und legte meine Linke um den feisten Hals des schwabbelnden Zwerges. Seine Augen quollen voller Furcht schier aus den Höhlen und unter dem Druck, den mein Unterarm auf seine Kehle ausübte, lief sein Gesicht langsam puterrot an.

»Ein falscher Laut, und ich quetsche jegliches Leben aus deinem fetten Leib.«

Trotz der Gefahr, in der Targotai schwebte, blieben seine farblosen Augen kalt wie Eis.

»Was soll das, du Narr? Nur ein Wort von mir und bevor du auf fünf zählen kannst, wimmelt es in dem Zelt von meinen Männern, die dir die Haut bei lebendigem Leib abziehen werden.«

»Falsch!«, erwiderte ich kalt. »Du hast noch nicht auf zwei gezählt und mein Messer hier wird dir dein Allerheiligstes abschneiden. Weißt du eigentlich, wie man sich fühlt, wenn man ohne Mantel in das Land seiner Vorväter hinüber wandert?«

Um meinen Worten einen gewissen Nachdruck zu verleihen, drückte ich die Spitze meines Messers hart zwischen die Beine von Targotai. Der Zwerg knirschte schmerzvoll und wurde aschfahl im Gesicht.

»Was willst du?«

»Mein Schwert und danach wirst du mich ein Stück begleiten.«

Die Verdammten der heiligen Berge

Bei Hela und Belen, diesmal waren die Götter wahrlich auf meiner Seite.

Bevor in der letzten Nacht die dunkelste Stunde angebrochen war, lag ich noch zerschlagen und blutend auf dem nackten Boden der Grassteppe, die Arme mit einem rauen Pferdestrick an einen Baum gefesselt und ohne Hoffnung für den nächsten Tag. Dabei bewachte mich ein einäugiger, einfältiger Pferdeburche, der mich ständig verhöhnte und bespuckte. Jetzt, wo die Morgensonne bereits eine Handbreit über den Hügeln im Osten stand, saß ich auf einem prächtigen Pferd, hatte mein Schwert und meine Ausrüstung wieder und der Anführer jener Männer, die mich tagelang wie ein wildes Tier durch das Land gejagt hatten, trabte mit gesenktem Kopf vor mir durch den hereinbrechenden Morgen.

Als ich vom Sattel aus Targotai zum wiederholten Mal mit meinem Stiefel ins Kreuz trat, weil dieser meiner Meinung nach nicht schnell genug vorankam, stahl sich ein schadenfrohes Grinsen über mein Gesicht und ich kam zu dem Schluss, dass der neue Tag eigentlich viel versprechend begann.

Im Nachhinein betrachtet gab es nichts Einfacheres, als unbehelligt durch ein Kriegslager der Psa zu marschieren. Dazu brauchte man lediglich die Uniform eines ranghohen Offiziers, welche ich mir aus Targotais Kleiderkammer geliehen hatte, einen noch ranghöheren General, den alle Soldaten im Lager kannten und fürchteten und ein scharfes Messer, das eben diesen General ständig daran erinnerte, wie eng Leben und Sterben beieinander lagen. Mit seinem besten Pferd am Zügel kamen wir fast unbehelligt aus dem Lager.

Nur zweimal stellten sich uns ein paar übereifrige Soldaten in den Weg.

Unerkannt durch die weiten Gewänder drückte ich Targotai jedes Mal die Messerspitze so hart in die Seite, dass danach immer einige

rote Tropfen auf der Klinge zurückgeblieben waren. Daraufhin schrie er die armen Teufel in Grund und Boden und schon nach der nächsten Kontrolle vermieden es die Soldaten, auch nur in unsere Nähe zu kommen.

Ich hatte diesen Giftzwerg bereits bei unserer ersten Begegnung richtig eingeschätzt. Er war ein hinterhältiger, gemeiner Bursche, dem es Spaß machte, andere Menschen zu quälen. Sobald es jedoch um seine Haut ging, verwandelte er sich augenblicklich in ein heulendes Waschweib.

Dennoch blieb ich auf der Hut.

Mit jedem weiteren Schritt wurden die farblosen Augen Targotais frostiger und in seinen Gedanken war ich bestimmt schon tausend schreckliche Tode gestorben.

Irgendwann am späten Mittag dieses ereignisreichen Tages zügelte ich das Pferd und blickte mich um. Das Land war menschenleer, weit und breit nichts von den Kriegern der Psa zu sehen.

»Das reicht«, sagte ich zu Targotai. »Du kannst jetzt gehen.«

Der Zwerg starrte mich verständnislos an. Der lange Fußmarsch hatte ihn sichtlich mitgenommen. Die Augen hatten ihren eisigen Glanz verloren, harte Linien hatten sich in sein Gesicht gegraben und seine prunkvolle Generalsuniform war jetzt schweißgetränkt, zerissen und voller Dreck.

»Glitz nicht so blöde«, sagte ich barsch, als er einfach nur stumm da stand und zu Boden stierte. »Sei lieber froh, dass du noch am Leben bist. Jetzt geh endlich, deine Männer werden sicher schon auf dich warten.«

Targotai musterte mich finster, er sagte immer noch nichts. Stattdessen drehte er sich auf dem Absatz um und marschierte zurück in Richtung des Lagers.

Ich blickte ihm nach.

Er ging bis zum nächsten Hügel und blieb in einer Entfernung von einhundert Schritten noch einmal stehen. Dann drehte er sich um, starrte zu mir herüber und drohte mit der Faust.

»Du hast mich vor den Augen meiner Männer lächerlich gemacht!«, brüllte er. »Reite, wohin du willst, ich kriege dich trotzdem. Keine Macht der Welt wird mich daran hindern können dich zu

finden. Dann, und das verspreche ich dir, wirst du den Tag deiner Geburt verfluchen.«

Nach diesen hasserfüllten Worten drehte er sich um und lief weiter.

Ich blickte ihm nach, bis er verschwunden war, dann ritt ich im Galopp gen Norden.

Ich konnte mich zwar nicht beklagen, ich besaß alles was ich brauchte, ein Pferd, Wasser und mein Schwert. Aber dennoch hätte ich alles sofort wieder hergegeben, hätte ich gewusst, wo Anila war und wo sich die N'de aufhielten. Ich war ein Fremder im eigenen Land. Ich wusste nur, dass mir spätestens morgen Mittag die halbe Psa-Nation mit einem vor Wut rasenden Targotai im Nacken saß. Ich zog mein Pferd herum und lenkte das Tier nach Norden.

Ich ritt über nacktes, kahles Felsgestein und durch das knietiefe Wasser eines mir unbekanntes Flüsschens, dessen kristallklares Wasser sich wie ein blaues Band durch die Grassteppe wand. Immer wieder zügelte ich das Pferd, stieg aus dem Sattel und verwischte noch mindestens gefühlte tausend Mal mit Dornbuschzweigen und Grasbüscheln meine Spuren.

So leicht wollte ich es den Hunden der Psa nicht machen.

Ich ritt nach Norden, zu jenen Felsen, in denen sich die Höhle des Orakels befand. Von dort aus war mir der Weg bekannt, der mich binnen eines halben Tagesritts in das Lager der N'de bringen würde.

Auch wenn ich damals beim Verlassen der Höhle Rauch über dem Dorf gesehen hatte, es mussten sich schon alle Götter gegen mich verschworen haben, wenn ich dort nicht auf irgendein Lebenszeichen von Anila und den Leuten vom Himmelsclan stieß.

Wenig später hatte ich jene Felswand erreicht. Die dunklen Höhlen grinnten mich wie die Augenlöcher eines Totenschädels an. Seltsam, dachte ich, heute sahen sie irgendwie alle gleich aus. Mit gemischten Gefühlen stieg ich vom Pferd und band das Tier an einen stabil aussehenden Strauch, dessen armdicker Stamm fest in der Erde verankert war. Ich konnte es mir nicht leisten, das Pferd zu verlieren.

Mit gemischten Gefühlen durchforstete ich alle Höhlen, die eben-erdig lagen. Es waren beinahe ein Dutzend. Doch nirgendwo entdeckte ich den steinernen Sarg des Orakels. Alle Höhlen waren kahl und leer, nur hier und da von einigen Fledermäusen bevölkert. Nachdenklich bestieg ich wieder mein Pferd und ritt in jene Richtung, in der ich das Lager des Himmelsclans vermutete.

Dabei schwirrten tausend Fragen durch meinen Kopf, dass mir vor lauter Nachdenken bald der Schädel brummte. Wie konnte es sein, dass ein steinerner Sarg, der so schwer war, dass ihn ein Dutzend Ochsenschiffe nicht von der Stelle gebracht hätten, innerhalb weniger Tage scheinbar spurlos verschwunden war?

Bei den Göttern, ich hatte doch kein Schlafkraut geraucht, von dem ich wusste, dass es einem die wildesten Träume bescheren konnte.

Ein ungutes Gefühl hatte von mir Besitz ergriffen und nahm mit jedem Huftritt zu, mit dem mich das Pferd immer näher an mein Ziel brachte. Absolute Stille umgab uns. Nur das leise Knirschen der Hufe auf dem Sandboden war zu hören. Immer wieder hielt ich an und spähte in die Runde. Ich war ein Mann der Wildnis und hatte mit meinen Lehrmeistern Khim und Anila eine harte Schule durchlaufen. Ich konnte die stummen Zeichen der Natur deuten. Während ich dem Dorf immer näher kam, war plötzlich nur noch tödliches Schweigen um mich herum. Keine Tiere raschelten im Gebüsch, keine Vögel flatterten am Himmel und, vielleicht war es nur Einbildung, aber ganz offensichtlich wurde es auch zusehends dunkler und die Luft irgendwie kälter. Selbst die Landschaft veränderte sich auf eine erschreckende Art und Weise. Aus den sonnenüberfluteten Bergen wurde jetzt schwarz schimmerndes, bedrohlich wirkendes Felsgestein. Anstelle der immergrünen Grassteppe mit ihrem gelbblättrigen Strauchwerk und den hier und da farbenfroh blühenden Wiesenblumen hatte sich die Landschaft in eine graue, mit Asche überzogene düstere Welt verwandelt.

Ich zog mein Schwert aus dem Gürtel und ritt vorsichtig weiter. Hinter der nächsten Kuppe musste das Dorf liegen. Als ich mein Pferd auf dem grasbewachsenen Hügelrücken zügelte, schien sich eine eiskalte Hand um mein Herz zu legen. Es hätte nicht viel gefehlt

und ich hätte geschrien, als ich die vielen dunklen, leblosen Körper zwischen den niedergebrannten Hütten sah. Es mussten über hundert Tote sein und die meisten von ihnen waren Frauen, Kinder und Alte.

Anila war nicht dabei. Ich hätte sie an ihrem dunklen Waffenrock längst erkannt.

Dennoch hatte ich das Gefühl, als liege ein Fels auf meinem Brustkorb.

Erschüttert ließ ich meine Blicke über diesen Ort der Vernichtung gleiten. Hier gab es keinerlei Leben mehr, etwas Unvorstellbares musste geschehen sein. Immer noch lag eine Aura des Bösen fast greifbar über dem Dorf, selbst die sonst allgegenwärtigen geflügelten Aasfresser schienen diesen Ort zu meiden.

Ich stieg von meinem Reittier, die Zügel in der einen, das Schwert in der anderen Hand und versuchte, aus den unzähligen Spuren in dem aufgewühlten Boden herauszulesen, was hier geschehen war.

Plötzlich scheute mein Pferd und schnaubte nervös.

Meine Schwerthand zuckte nach vorne und aus geweiteten Augen sah ich, wie die rußgeschwärzte Gestalt eines N'de Kriegers hinter den verbrannten Resten einer Hütte hervorkam und auf mich zu taumelte. Der Mann sah fürchterlich aus. Er blutete aus unzähligen Wunden, seine Kleidung war zerrissen und sein Gesicht war blutig und schlimm zerschlagen. Dennoch konnte ich deutlich sehen, wie es vor Hass verzerrt war.

»Mörder!«, krächzte der Mann fast lautlos und stürzte auf mich zu. Er hatte kaum genug Kraft, um die Fäuste zu heben, trotzdem schlug er nach mir. Erst mit der Rechten, dann kam seine Linke, aber das war alles, was er noch schaffte. Es war ein Kinderspiel, den beiden Hieben auszuweichen und während er durch die Wucht seiner Fehlschläge an mir vorbei stolperte, traf ich ihn mit einem Fausthieb hinter dem Ohr und der Mann fiel auf die Knie und verlor das Bewusstsein, noch bevor er mit dem Gesicht zu Boden krachte.

Ich wusch ihm das Blut aus dem Gesicht, richtete seine gebrochene Nase und legte ihm mit einem Streifen vom Saum seiner Feldbluse

einen Verband um die Stichwunde an seinem Oberarm. Die ganze Zeit über sagte der Mann kein einziges Wort.

Als ich ihm meine Wasserflasche gab, blickte er mich einen Moment lang seltsam an, dann setzte er den Hals der Flasche an seine Lippen und begann gierig zu trinken, bis ihm das Wasser aus den Mundwinkeln lief. Als er die Flasche absetzte, hörte ich am Gluckern des verbliebenen Restes, dass die Flasche mehr als zur Hälfte leer war. Er stellte sie vor sich auf den Boden und starrte mich aus großen Augen an. Längst war der Hass aus seinen Zügen gewichen und fast so etwas wie Dankbarkeit lag in seinem Blick, als er anfang zu reden.

»Es tut mir leid.«

»Was?«

»Das ich dich angegriffen habe. Ich hätte dich töten können.«

Ich lächelte milde, denn selbst mit einem Arm auf den Rücken gebunden hätte ich seine Angriffe mit Leichtigkeit abwehren können.

Der Mann richtete sich auf und betrachtete mich genauer. Einen Augenblick später war deutlich die Erkenntnis in seinem Gesicht zu lesen.

»Bist du nicht der Fremde, mit dem En-Hone zur Höhle des Orakels geritten ist?«

Ich nickte.

»Was ist hier passiert?«

Der Mann zuckte zusammen. Sein Kopf ruckte hin und her und ich sah die Angst in seinen Augen, während er mit einem gehetzten Ausdruck im Gesicht das Lager beobachtete. So, als befürchtete er, das Grauen könnte wieder zurückkommen.

»Es war entsetzlich. Ich habe schon viele Kämpfe bestritten und genug Krieger sterben sehen, aber so etwas habe ich noch nie erlebt.«

»Was ist passiert?«, fragte ich und wurde allmählich ungeduldig, weil man dem Kerl anscheinend alle Antworten einzeln aus der Nase ziehen musste.

»Die Psa haben uns angegriffen.«

»Das sehe ich, weiter!«

Ich musste an mich halten, um nicht aufzuspringen und den Mann

an den Schultern zu packen und solange zu rütteln, bis er endlich reden würde. Die Sorge um das Schicksal von Anila brachte mich fast um den Verstand.

»Die Götter haben sich von uns abgewandt«, sagte der Mann leise und sackte in sich zusammen wie ein Häuflein Elend. Er zitterte jetzt am ganzen Körper und war kreidebleich.

»Es muss doch noch Überlebende geben, wo sind sie?«

Statt einer Antwort riss er die Hände vors Gesicht und schrie auf.

»Reiß dich zusammen«, herrschte ich ihn an.

Daraufhin begann der Mann noch lauter zu schreien.

Ich zerrte ihn an den Schultern herum und verpasste ihm eine schallende Ohrfeige. Ein Blick in seine weit aufgerissenen, wirren Augen zeigte mir, dass der Mann den Verstand verloren hatte.

»Ich habe dich etwas gefragt.«

»Sie sind nach Westen in die heiligen Berge geflohen«, schluchzte er. »Aber das wird ihnen nichts nützen, auch sie sind bereits verdammt.«

Bevor ich reagieren konnte, riss sich der Mann los. Dabei entwickelte er unglaubliche Kräfte und schleuderte mich einfach wie einen dummen Jungen zu Boden. Dann rannte er schreiend aus dem Lager Richtung Norden.

»Wir sind alle verdammt, alle, es gibt keine Rettung mehr.«

Kopfschüttelnd sah ich ihm nach, bis er nur noch ein kleiner Punkt am Horizont war. Ich verzichtete auf eine Verfolgung. Zum einen war es Abend geworden und es wäre Wahnsinn gewesen, im Dunkeln den Psa wieder entgegen zu reiten, und zum anderen war dem armen Kerl sowieso nicht mehr zu helfen. Ich bestieg wieder mein Pferd und ritt, solange ich noch einigermaßen etwas sehen konnte, den heiligen Bergen der N'de entgegen. Während mein Pferd im Galopp gen Westen zog, flehte ich im Stillen um Anilas Willen für den Beistand der Götter.

Der Tag, an dem Anila starb

Ich ritt die ganze Nacht hindurch, bis im Osten das erste Licht der Morgendämmerung den Horizont erkennen ließ. Aber irgendein Anzeichen von diesen verdammten heiligen Bergen hatte ich immer noch nicht gefunden. Auch von Anila und den N'de war nichts zu sehen. Ich war jetzt so erledigt, das ich auf der Stelle einzuschlafen drohte. Meinem Pferd erging es nicht besser. Seine Flanken waren schweißbedeckt und mit hängendem Kopf trabte das Tier nur noch langsam weiter. Mein Oberkörper wiegte dabei im schaukelnden Takt der Huftritte mit. Irgendwann fielen mir die Augen zu, mein Kinn sank auf die Brust und ich döste ein. Dass mir dabei die Zügel aus den Händen glitten und das Pferd in einem kleinen Wäldchen schließlich stehen blieb, merkte ich bereits nicht mehr.

Ich war eingeschlafen und wenig später kamen die Träume.

Ich sah in die Gesichter von Khim und Anila, fast vergessene Orte wie Nadarko und das Lager des Mic-Mac Volkes vorüberziehen und ich sah *Gleichmacher*, mein Schwert. Aber schon bald folgten andere Bilder. Blutverschmierte Psafratzen, Dämonengesichter, Feuer, Tod und ...

Das Schnauben eines Pferdes riss mich jäh aus meinen Träumen.

Ich zuckte im Sattel zusammen, richtete meinen Oberkörper auf und drehte den Kopf. Instinktiv legte sich meine Rechte um den Griff meines Schwertes. Der Reiter befand sich keine zwanzig Schritte von mir entfernt. Hinter ihm lag quer über dem Pferderücken ein totes Reh, in dessen Hals noch der Pfeil steckte, mit dem der Mann es erlegt hatte.

Er war ein Krieger der N'de, ich kannte ihn. Ich hatte ihn ein paar Mal im Dorf des Himmelsclans gesehen. Damals allerdings war er ein untersetzter, kräftiger Mann mit muskelbepacktem Oberkörper und stämmigen Beinen, jetzt hingegen eine ausgemergelte Gestalt mit eingefallenen Wangen und stumpfen Augen. Die Verwunderung in seinen Augen war mindestens genauso groß wie die Freude in meinen. Ich glitt aus dem Sattel und lief auf ihn zu. Als wir uns die Hände reichten, blickten wir uns einen Moment lang schweigend an,

schließlich lagen wir uns in den Armen.

Sein Name war Gallo und er hörte schweigend zu, während ich erzählte, was mir passiert war, seit wir zu den Höhlen des Orakels geritten waren. Er antwortete erst, als ich ihn etwas fragte.

»Was ist mit Anila? Wo sind die anderen?«

Ich konnte meine Ungeduld kaum zügeln. Gallo starrte mich einen Moment lang seltsam an, er war deutlich vom Schock der Ereignisse gezeichnet. Ich konnte sehen, wie es in ihm arbeitete und als er mir antwortete, lagen Tränen in seinen Augen.

»Es haben nur wenige überlebt, Anila ist eine von ihnen«, entgegnete er ausweichend.

Bevor ich ihn mit weiteren Fragen bestürmen konnte, drehte sich der N'de um, bestieg sein Pferd und gab mir mit einer knappen Handbewegung das Zeichen ihm zu folgen. Obwohl ich eigentlich hundemüde war, befand ich mich jetzt irgendwie in aufgekrazter Stimmung. Mein Herz raste, das Blut rauschte in meinen Ohren und ich konnte es kaum noch erwarten, Anila und die anderen zu sehen.

Aber meine Geduld wurde auf eine lange Probe gestellt.

Die Sonne hatte längst ihren höchsten Stand erreicht, als wir immer noch gen Westen ritten.

Als wir eine weitere Anhöhe erklommen, ich hatte es längst aufgegeben, die hinter uns liegenden Hügel zu zählen, tauchte vor unseren Augen unvermittelt ein bizarres Felsmassiv auf. Je näher wir diesen Bergen kamen, desto mehr kam ich zu der Erkenntnis, dass diese steil aufragenden, schroffen Felsen höchstens von einem Vogel zu erklimmen waren, aber nicht von einem Reiter. Kein verborgener Weg, kein noch so schmaler Pfad war zu erkennen, und als wir unsere Pferde schließlich vor einem Wasserfall zügelten, dachte ich zuerst, dass Gallo wohl die Orientierung verloren hatte.

Schäumend und brodelnd schoss das Wasser von der höchsten Felskuppe dieser seltsamen Bergformation in einen kaum knietiefen Tümpel, an dessen Ufer wir unsere Pferde zügelten. Von dort aus bahnte sich Richtung Süden ein kleiner, schmaler Bach seinen weiteren Weg durch das grasbedeckte Steppenland. Fasziniert beobachtete ich das Naturschauspiel. Weiße Gischt tanzte auf den Wellen, die links und rechts gegen die Felsen klatschte. Als Gallo

zwischen den Felswänden durch das herabstürzende Wasser ritt, hielt ich unwillkürlich den Atem an. Ich rechnete jeden Moment damit, dass ihn die tosenden Wassermassen aus dem Sattel rissen, aber nichts dergleichen geschah. Ungläubig starrte ich auf den Wasserfall. Kein Mensch wäre jemals auf den Gedanken gekommen, dahinter das Versteck der N'de zu vermuten. Irgendwann rissen mich Gallos Schreie aus meiner andächtigen Erstarrung. Als ich sah, wie er mir hinter dem Wasservorhang ungeduldig zuwinkte, drückte ich meinem Pferd die Fersen in die Weichen und folgte ihm.

Hinter den herabstürzenden Wassermassen begann scheinbar eine andere Welt. Seltsam gezackte Felsen, die wie steinerne Finger aus dem Boden ragten, säumten den weiteren Weg. Davor wucherten dürre, gefährlich aussehende Dornenbüsche mit teilweise unterarmlangen Stacheln, die anscheinend nur darauf warteten, unvorsichtige Reiter und ihre Pferde aufzuschlitzen. Mit gemischten Gefühlen ritt ich weiter, wobei ich allmählich das Gefühl bekam, als wüchsen rechts und links die Felswände am Wegesrand mit jedem Huftritt immer weiter zusammen.

Meinem Pferd erging es nicht besser. Immer wieder scheute es nervös und warf den Kopf hin und her.

Irgendwann aber endete auch dieser düstere Pfad und zwar abrupt vor einer felsigen Anhöhe. Mühsam bezwangen wir den Hügel mit unseren Pferden und zügelten die erschöpften Tiere schließlich auf einem versteckt gelegenen Hochplateau. Unvermittelt tauchte vor uns das Lager der N'de auf.

Feuer brannten, Trommelschlag empfing uns und dann standen plötzlich alle um mich herum. Sie fragten, bedrängten mich und jeder wollte mir die Hand schütteln. Dann trat auf einmal Ruhe ein und Soteka, der Schamane des Clans, stand plötzlich vor mir.

»Wo ist Anila?«, fragte ich. Es kostete mich Mühe, meine Gefühle nicht zu zeigen.

Stumm deutete der Schamane auf eine niedrige Zweighütte. Ich stürmte los, doch bevor ich die lederne Eingangsklappe der Hütte

zurückschlagen konnte, war Soteka an meiner Seite und legte seine Rechte auf meine Schultern.

»Du kannst jetzt nicht zu ihr, sie schläft. Ich habe für sie getanzt, um die Dämonen der Dunkelheit aus ihrem Körper zu vertreiben.«

»Geh mir aus dem Weg«, sagte ich hart und meine Stimme hatte plötzlich einen metallischen Klang.

»Du bist ein Krieger, du kannst ihr nicht helfen. Ich aber bin ein Schamane und beherrsche die Kunst des Heilens«, wandte Soteka ein.

Schnaubend baute ich mich vor ihm auf und starrte ihn aus blitzenden Augen an.

»Verdammt, geh mir aus dem Weg!«, wiederholte ich.

»Ich gehe nicht, sondern du gehst. Du kannst ihr nicht helfen.«

Ich packte Soteka am Arm, bis er vor Schmerzen zusammenzuckte und stieß ihn von mir.

»Du bleibst hier draußen«, schrie ich. »Ihr alle bleibt hier draußen.«

Dann riss ich wütend die Eingangsklappe der Hütte beiseite und trat ein.

Ein heruntergebranntes Lagerfeuer verbreitete ein schwaches Licht. In den Rauch des Feuers mischte sich ein beinahe unerträglicher Gestank nach Blut, Eiter und Tod. Unwillkürlich hielt ich den Atem an.

»Er will doch nur helfen«, sagte Anila aus dem Dunkel heraus.

Ich eilte an ihr Lager, kniete mich vor ihr hin und streichelte sanft über ihre fieberheiße Stirn.

»Es wird alles wieder gut«, flüsterte ich. »Es wird alles wieder so sein wie früher, als wir Seite an Seite gen Süden ritten.«

Für einen Moment lang schwanden die schmerzverzerrten Züge aus Anilas Gesicht. Ihre Augen schimmerten matt, dennoch irgendwie glücklich.

»Mach dir keine Sorgen, Thorak. Es ist doch nur eine kleine Stichwunde, ein Kratzer. Was ... was ist dieser Kratzer schon gegen das, was wir alles erdulden mussten?«

Ich hatte mein Ohr nahe an ihren Mund legen müssen, um sie zu verstehen.

Ich erwiderte nichts.

Ich saß den ganzen langen Tag und auch in den dunklen Stunden der folgenden Nacht neben ihr. In der Hütte war es totenstill bis auf ihr lautes Atmen. Dann und wann forderte mein geschundener Körper seinen Tribut und ich döste ein. Doch immer wieder schreckte ich hoch, um nach ihr zu sehen. Als ich dann im Morgengrauen des nächsten Tages wieder erwachte, atmete Anila nicht mehr.

Vorsichtig drückte ich ihr die Augen zu und bettete ihren Kopf auf meinen Schoß. Meine heißen Tränen tropften auf ihr Gesicht, als ich meine Wange an die ihre schmiegte. Ich verharrte in lautloser Trauer. Doch schon im nächsten Moment betrat Soteka die Hütte. In seinen Händen hielt er frische Leinentücher, die er augenscheinlich in heilende Kräuter getränkt hatte.

»Soll ich nach der Wunde sehen?«, fragte er leise. Scheinbar dachte er, dass Anila noch schlief.

»Dort, wo sie jetzt ist, braucht niemand mehr nach ihrer Wunde zu sehen. Sie ist tot.«

Soteka ließ die Tücher fallen und startete mich entsetzt an.

Irgendwann verließ ich Anilas Zelt.

Ein neuer Abschnitt in meinem Leben hatte begonnen.

Ein wichtiger Abschnitt.

Als ich aus der Hütte trat, konnte jeder erkennen, dass ich an diesem Morgen zu einem wirklichen Berserker geworden war. Ich war jetzt nicht mehr der Gejagte der Psa, jetzt war ich der Jäger und ich war härter als alle Psa und ihre verfluchten Dämonen zusammen.

Ich dürstete nach Blut und wie zur Bestätigung meiner Gedanken begann *Gleichmacher* an meiner Seite plötzlich zu glühen.

Zweimal wirst du sterben

»Sie kamen im Morgengrauen, aber unsere Wachen waren auf der Hut. Als wir den ersten Angriff zurückgeschlagen hatten, wurden im Lager noch Freudenfeuer angezündet, weil niemand von uns ahnte, dass dies erst der Anfang vom Ende sein sollte!«

»Wie soll ich das verstehen?«

Soteka bedachte mich mit einem bitteren Blick.

»Der erste Kampf war nur ein Abtasten. Die Psa wollten herausfinden, wie wehrhaft unser Dorf wirklich war. Beim zweiten Angriff dann rückten sie in voller Stärke an. Bei den Göttern, die Hügel waren schwarz von ihnen und unsere Krieger erschlugen sie im Dutzend und wateten fast knietief im Blut der Psa. Aber dann, gerade als es den Anschein hatte, als würden sich unsere Feinde erneut nur blutige Köpfe holen, ertönten Dutzende von Knochenpfeifen und am nördlichen Dorfrand erschienen ihre Priester. Weißhaarige Männer in dunklen Kutten. Ihre ersten Beschwörungsverse klangen in unseren Ohren noch wie harmlose Kinderlieder, doch dann kam das Grauen über uns.«

»Was ist geschehen? Was bei den Göttern ist passiert, dass niemand mehr darüber mit mir reden will?«

Ganz leise flüsterte der Schamane die Antwort, als könnte durch ein lautes Wort der Schrecken erneut beginnen. Dabei ließ ihn das Erlebte vor Grauen erschauern.

»Niemand kann einen Kampf gewinnen, wenn der Gegner Tote wiederbelebt und sie in die Schlacht schickt.«

Zuerst verzog ich mein Gesicht in ungläubigem Erstaunen, dann schlug ich die Zähne hart aufeinander, schob mein Kinn entschlossen nach vorne und presste die Lippen zu einem schmalen Strich zusammen.

Wut stieg in mir hoch.

Lange Zeit blickte ich den über fünfzig Winter zählenden, grauhaarigen Soteka, der mir auf der anderen Seite des niedergebrannten Lagerfeuers in seinem Zelt gegenüber saß, nachdenklich an. Seit dem Tod meiner Gefährtin Anila versuchte der Schamane mir zu erklären,

was genau vor wenigen Tagen in dem niedergebrannten Dorf geschehen war. Dabei fuchtelte er jetzt in sichtlicher Erregung ständig mit beiden Händen vor meinen Augen in der Luft herum. Je länger Soteka redete, desto mehr beschlich mich eine unheimliche Vorahnung.

Das, was der Schamane berichtete, übertraf meine eigenen, schlimmsten Befürchtungen.

Die Psa hatten endgültig Besitz vom Land meiner Väter genommen und erstickten jeglichen Widerstand mit den scharf geschliffenen Klingen ihrer Krummschwerter. Schlimmer noch, sobald sie auf Widerstand trafen, beschwor ihre dunkle Priesterschaft höllische Mächte aus den finstersten Tiefen namenloser Dämonenhöllen. Ich musste mehr über diese dunkle Magie erfahren, nur so konnte ich gegen die Feinde meines Volkes bestehen.

»Weiter«, drängte ich den Schamanen, der jetzt niedergeschlagen den Kopf schüttelte.

»Erzähle weiter, ich muss alles wissen. Denn nur dann kann ich Pläne machen, wie ich gegen die Psa kämpfen muss, um sie zu vernichten.«

»Da gibt es nicht mehr viel zu erzählen«, entgegnete Soteka niedergeschlagen. »Nach jedem Schwertstreich, der einen Psa zu Boden schickte, erhob sich der Getötete nach geraumer Zeit erneut und griff wieder an. Manche ohne Kopf, ohne Schwerthand oder mit gespalteter Brust. Viele unserer Brüder und Schwestern, die dieses Grauen überlebt haben, verloren dabei den Verstand. Was soll ich dir also erzählen? Willst du genau wissen, wie diese Toten unsere Leute mit ihren Krallen und Zähnen regelrecht zerrissen haben? Willst du hören, wie die Frauen und Kinder geschrien haben, als man ihnen bei lebendigem Leib das Fleisch von den Knochen gefressen hat? Oder soll ich dir erzählen, wie sich ihre eisigen Klauenhände in die Körper unserer Krieger gebohrt haben, um ihnen die Eingeweide herauszureißen?«

»Hör auf!«, sagte ich hart und stand auf.

Soteka schaute mich lange aus seinen dunklen Augen an.

»Ich weiß, du wirst jetzt gehen und das tun, was ein Berserker tun muss. Die Flamme der Wut und der Rache scheint dein Innerstes fast

zu verbrennen. Aber denke trotz deines Hasses immer daran, dass auf dir und deinem magischen Schwert die letzten Hoffnungen der N'de ruhen. Du bist zwar noch jung an Jahren, aber du hast bereits vieles erlebt und so manchen Gefährten verloren. Du kannst deinem Schicksal nicht entfliehen, denn es ist von den Göttern vorbestimmt. Ich habe es in meinen Träumen gesehen. Deshalb weiß ich auch, dass du deinen Weg machen wirst. Jetzt gehe, Bruder, räche unsere erschlagenen Brüder und Schwestern.«

»Ja«, antwortete ich. »Ich gehe jetzt.«

Die Entscheidung war gefallen.

Die Sonne stand bereits senkrecht am stahlblauen Himmel, als ich mein Pferd sattelte. Soteka hatte mir einen Wasserbeutel und etwas Proviant gebracht. Fast alle Bewohner des Lagers standen hinter ihm und starrten mich aus großen Augen fragend an.

»Wir werden für dich singen. Unsere heiligen Lieder werden dich fortan auf deinem Weg begleiten, denn du bist unsere letzte Hoffnung. Sing mit und auch du wirst die Macht der Götter spüren.«

Nach diesen Worten reckte Soteka beide Arme himmelwärts und begann lauthals das Kriegslied der N'de zu brüllen, während ich aus dem Lager ritt.

»Axtzeit, Schwertzeit, Schilde bersten in der Not,
Kampfzeit, Blutzeit, für unsere Feinde nur den Tod.«

Nach und nach fielen die anderen in sein Brüllen ein. Als ich von dem versteckt gelegenen Hochplateau auf das verborgene Tor hinter den Wasserfällen zuritt, verwandelte sich das Geschrei der verzweifelten Menschen in rhythmische Harmonie. Gesungen von Männern, Frauen und Kindern, die noch kurz vorher von Zweifeln und Furcht geplagt waren, trug mich das Lied immer weiter nach Süden. Ab und an ertappte ich mich dabei, wie meine Rechte den Takt dazu auf das Sattelleder schlug und tief in meinem Innersten verspürte ich zum ersten Mal die wahre Macht der N'de.

Erst als die Sonne sich wieder neigte und nur noch einen Finger breit über den Hügeln im Westen stand, zügelte ich mein Pferd und

ließ den Blick über das vor mir liegende Land schweifen. Zurück blickte ich nicht. Zuviel lag hinter mir, das Sterben vieler Gefährten, der Tod Anilas und andere Dinge mehr, die mich in der Vergangenheit oftmals an meinem Schicksal hatten zweifeln lassen.

Die untergehende Sonne tauchte das Land in ein purpurnes Licht und vor meinen Augen bot sich ein atemberaubender Anblick. Weit im Süden ragten bläulich verschwommene Berge in einen mit Wolken getupften stahlblauen Himmel. An deren ockerfarbenen Hängen schmiegte sich fruchtbares, salbeifarbenes Grasland, soweit das Auge reichte. Ein ständig wehender Wind bauschte das Gras auf und schuf so die Illusion von Wellen und je länger ich auf die hin und her wiegenden Halme starrte, umso mehr hatte ich das Gefühl auf ein Meer zu blicken, ein Meer aus Blumen und Gras. Der Westen bestand aus immergrünen Büschen und Bäumen und im Osten stürzten reißende Flüsse und Bäche schäumend von den Bergen hinab und ihr glasklares Wasser schimmerte wie ein silbernes Band im Licht der untergehenden Sonne.

»Bei den Göttern«, stieß ich, von diesem Anblick überwältigt, so laut hervor, dass sogar mein Pferd nervös unter mir zusammenzuckte.

Aber der Beginn des Sonnenuntergangs in dieser prächtigen Landschaft war in der Tat ein solch überwältigendes Naturschauspiel, dass ich nur ehrfürchtig staunen konnte. Das hier war kein Vergleich zu den kargen, schneebedeckten Einöden von Eislanden. Doch hier wie dort galten die Gesetze der Natur. Die Wildnis verzeiht niemals einen Moment der Unachtsamkeit und so war noch kein Atemzug vergangen, als mich die raue Wirklichkeit wieder eingeholt hatte.

Beinahe zu spät vernahm ich das metallische Klirren von Pferdegeschirr und Sattelzeug und das Wiehern eines Pferdes. Ich legte meine Rechte um den Griff von *Gleichmacher* und blickte fluchend auf jene Gestalt, die unvermittelt hinter einem mächtigen Baumstamm hervorkam.

Wie ein fetter Käfer saß er mit gespreizten Beinen im Holzsattel seines Ponys und sein ockerfarbenes Gesicht wirkte im Abendlicht wie das Antlitz einer Dämonenfratze. Zwei geschlitzte Augen

starrten unter einer tief ins Gesicht gezogenen Fellkappe herablassend auf mich und mein Pferd.

»Seht euch nur den an«, zischte der Psa. »Es hätte nicht viel gefehlt und der Dummkopf hätte uns alle beinahe über den Haufen geritten. Dieser Bauerntölpel reitet anscheinend mit geschlossenen Augen durch die Welt.«

Hinter dem Baumstamm ertönte schrilles Gelächter und kurz darauf traten drei weitere Psa in einfachen Uniformen auf den Pfad und postierten sich rechts und links neben ihrem berittenen Anführer.

»Ich bin Asuti, ein Angehöriger aus der Priesterkaste. Unsere Aufgabe ist es, dieses Land vor Ungläubigen zu schützen. Und was ist der Zweck deiner Reise?«

Statt einer Antwort zog ich mein Schwert, jetzt war nicht die Zeit des Redens. Im Stillen dankte ich jenen Göttern, welche es ermöglicht hatten, dass ich mit meiner Rache an den Psa so schnell beginnen konnte. Als ich aus dem Sattel glitt, starrten sich die Psa verblüfft an. Die Bande war wohl daran gewöhnt, Bauern, Frauen und Kinder mit ihrem Gehabe einzuschüchtern, aber nicht bewaffnete Kämpfer. Nervös nestelten sie noch an ihren Waffengurten, als ich den ersten Psa erreicht hatte.

»Für Anila!«, knirschte ich, während sich meine Hände fest um den Griff meines Schwertes schlossen. Mit weit ausholender Klinge schickte ich rasch zwei der schlitzäugigen Teufel zu Boden. Ich parierte den ungeschickten Dolchstoß des letzten Psa und stieß mit einer raschen Bewegung die Klinge meines Schwertes nach vorne. Der Psa griff röchelnd nach seiner Brust und fiel zu Boden.

»Und jetzt zu dir!«, fauchte ich den Priester an.

Doch statt nach dem raschen Tod seiner Gefährten die Flucht zu ergreifen oder angesichts meines blutgetränkten Schwertes um Gnade zu bitten, lehnte sich Asuti lediglich weit in seinem Sattel vor und bedachte mich mit einem höhnischen Blick.

Irgendetwas lag in seinem Gesichtsausdruck, das mich verharren ließ.

»Oh, du unwissender Narr, weißt du nicht, das wir unsterblich sind? Diesen Kampf hast du noch nicht gewonnen, denn jetzt erst wirst du den wahren Kriegern der Psa gegenüberstehen. Fang schon

an, dein Sterbelied zu singen.«

Die kohlschwarzen Augen des Priesters glühten in kaltem Hass und ein böses Lächeln verzerrte sein Gesicht zu einer gespenstischen Fratze. Bevor ich bei ihm war, reckte er beide Arme gen Himmel und rief etwas, das nur seine Götter zu verstehen vermochten. Düstere Rauchschwaden umhüllten uns und als ich nach einem seltsamen, schabenden Geräusch zu meiner Rechten zu Boden sah, hielt ich in meinem Angriff auf Asuti inne, weil ich glaubte, mein Herz würde stillstehen.

Denn jene Männer, die ich soeben erst erschlagen hatte, erhoben sich vor meinen Augen erneut vom Boden und stapften mit ausgestreckten Händen wie Schlafwandler auf mich zu.

»Tötet Ihn!«, erschallte die kalte Stimme Asutis in meinem Rücken.

»Tötet ihn und macht ihn zu einem der Unseren.«

Wie benommen starrte ich auf die drei wandelnden Toten, die mich knurrend umringten. Ihre Augen waren so kalt und leer wie der Himmel in einer sternlosen Winternacht und aus den Wunden, die ich ihnen beigebracht hatte, floss kein einziger Tropfen Blut. Ihre Gesichter waren zu grinsenden Fratzen des Grauens verkommen. Soteka hatte recht behalten, kein Mensch konnte zweimal sterben und wer im Kampf mit Toten die Klinge kreuzen musste, konnte nicht gewinnen.

Obwohl mir vor Grauen fast das Blut in den Adern stockte, stieß ich instinktiv dem ersten Toten, der nach mir griff, meinen Stiefel in den Leib. Die Leiche stolperte rückwärts, taumelte und kam mit ausgestreckten Klauenhänden erneut auf mich zu. Ich riss mein Schwert in die Höhe und brüllte zu meinen Göttern um Beistand.

»Bei Hela und Belen, hier steht Thorak, euer Diener. Wenn ihr mich hören könnt, dann helft mir jetzt oder die Mächte der Finsternis werden mich verschlingen.«

Für einen Moment war es totenstill.

Kein Lufthauch regte sich, es war, als hielt die Welt den Atem an. Sogar der dämonische Priester und die wieder zum Leben erweckten

Toten verharren reglos und sahen sich gehetzt um.

Einen Augenblick später war von den Bergen her ein seltsames dröhnendes Donnern zu hören. Es schien, als antwortete von dort irgendetwas Großes, Mächtiges auf meine Bitten.

Gleichzeitig begann über mir der Himmel zu glühen. Die Luft schien zu knistern und aus dem Nichts heraus bildete sich um die Spitze meiner Schwertklinge ein Strahlenkranz aus eisblauem kaltem Licht, das so grell war, dass ich die Augen schließen musste, um nicht zu erblinden.

Der lange Weg der Rache

Benommen taumelte ich zurück.

Etwas, das ich bis heute nicht beschreiben kann, hatte mich erfasst. Wie von der unsichtbaren Faust eines Riesen gepackt, wurde ich hin und her geschüttelt und eine ungewöhnliche Lethargie überflutete mich. Vor meinen Augen begannen sich Himmel und Erde seltsam zu verfärben und ich wollte plötzlich nur noch schlafen. Es kam mir wie eine Ewigkeit vor, bis mein Blick klarer wurde und ich wieder sicher auf den Beinen stand, obwohl nicht viel mehr Zeit vergangen sein konnte, als mein Herz benötigte, um zweimal zu schlagen. Ich erkannte es an der Art, wie meine Gegner vor mir standen. Ihre Haltung hatte sich fast nicht verändert. Meine Schwertklinge sah aus, als wäre sie mit blauem Eis überzogen und der Griff von *Gleichmacher* pulsierte förmlich in meiner Hand. Es schien, als wäre die Waffe zu einem eigenen Leben erwacht.

Knurrend ging ich zum Angriff über.

Asuti und seine Kreaturen, die nicht weit von mir standen, starrten mich entsetzt an.

Jegliche Überheblichkeit war aus dem Gesicht des Priesters gewichen.

Mit einem wilden Schrei auf den Lippen sprang ich meinen Feinden entgegen. Ein bis dahin nie gekanntes Gefühl von Stärke und Macht hatte mich erfasst, als ich mein Schwert erhob. Ich war

bereit, gegen alles und jeden zu kämpfen.

Bei Hela und Belen, heute war ein guter Tag zum Sterben!

Mein erster Hieb traf die vorderste der wandelnden Leichen mitten in die Brust. Doch im Gegensatz zum letzten Angriff, als sich die Kreatur nach meinem Fußtritt wieder grinsend aufgerafft hatte, war diesmal ein lautes Zischen zu hören. Ganz so, als wenn jemand einen Schwall Eiswasser in die hochzüngelnden Flammen eines riesigen Feuers schüttete. Alles, was danach von der Schreckensgestalt zurückblieb, war ein handtellergroßer stinkender, grauschwarzer Klumpen Etwas.

Der Anblick erinnerte mich irgendwie an völlig verbranntes Fleisch, genauso wie der ekelhafte Gestank, der mir schier den Atem raubte.

Nach einem kurzen Moment des Entsetzens versuchten die anderen in wilder Hast zu fliehen.

Aber ich kannte keine Gnade.

Mit weit ausholender Klinge schickte ich die Untoten mit verstümmelten Körpern zu Boden, wo sie sich ebenfalls rasch in dunkle, rauchende Haufen verwandelten.

Nur dem Priester gelang die Flucht. Asuti hatte mein Pferd mit zwei gezielten Dolchstößen zu Boden geschickt und als er mit einem schrillen Lachen sein Reittier herumzog und gen Süden preschte, blieb mir nichts anderes übrig, als ihm mit brennenden Augen nachzustarren. Dieser missratene Hundesohn, der nur aus einer Verbindung dunkler Mächte entstanden sein konnte, wusste genau, dass ich ihn zu Fuß unmöglich einholen konnte. Ich steckte mein Schwert in den Gürtel zurück und ging auf mein totes Pferd zu. Mit Herumstehen und in jene Richtung starren, in die Asuti verschwand, war mir nicht geholfen. Ich musste etwas unternehmen, wenn ich mit heiler Haut den Clan meines Vaters finden wollte. Nur die Götter wussten, ob sich nicht noch mehr Spähtrupps der Psa hier in der Gegend herumtrieben.

Ich nahm den Wassersack und meinen Proviantbeutel und wickelte beides so in die Satteldecke, dass ich mir das ganze um die Schultern hängen konnte. Schweren Herzens ließ ich den Sattel, Ersatzkleider und einige andere Dinge zurück, die zwar nicht lebens-

notwendig waren, aber die Reise dennoch angenehmer hätten gestalten können. Doch ich konnte mich nicht mit zusätzlichem Gewicht belasten. Ich hatte keine Ahnung, wie lange ich marschieren musste, um mein Ziel zu erreichen oder wann ich auf die nächste menschliche Siedlung traf, in der ich mit meinem Geld ein neues Pferd kaufen konnte.

Es wurde ein langer Weg und nur der Gedanke an Rache trieb mich immer weiter.

Nach zehn Tagen und ebenso vielen Nächten verharrte ich erschöpft auf einem sanft geschwungenen Hügel und starrte über das trostlose, anscheinend menschenleere Grasland. Unwillkürlich fuhr ich mir mit dem Handrücken über die rissigen Lippen. Als ich meinen Wanderbeutel von den Schultern nahm und nach dem Wassersack langte, sagte mir ein leises Glucksen, das jetzt auch dieses zu Ende ging. Das letzte Mal gegessen hatte ich vor drei Tagen. Einen zähen, altersschwachen Hasen, den ich auch nur fangen konnte, weil der armen Kreatur der rechte Vorderlauf fehlte.

Meine Zukunft sah mehr als düster aus.

In diesem Moment hörte ich Stimmen.

Ich glaubte meinen Ohren nicht zu trauen. Noch nie zuvor in meinem Leben hatte ich mich so darüber gefreut, jemanden reden zu hören. Die vertrauten Laute dieser menschlichen Wesen verliehen mir frische Kraft. Als hätte ich Flügel bekommen, rannte ich den Hügel hinunter. Erst als eine mit Sand und Erde zugewehte verborgene Wurzel meinen Lauf abrupt stoppte, ich der Länge nach zu Boden krachte und mir dabei gehörig den Schädel stieß, kam ich wieder zur Besinnung.

Was, wenn diese Stimmen den Kriegern der Psa gehörten?

Meine ehemaligen Lehrmeister Khim und Anila hätten wahrscheinlich entsetzt die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen, wenn sie gesehen hätten, wie unvorsichtig ich handelte.

Ich kauerte mich hinter einen umgestürzten, vermoderten Baumstamm in eine mit Blättern ausgelegte Mulde. Hier hatte sich

irgendwann einmal ein größeres Tier ein Lager gebaut. Umherliegende Federn, Vogelknochen und andere Dinge mehr waren deutliche Zeichen. Aber das interessierte mich im Moment überhaupt nicht. Mit beiden Händen umfasste ich meinen klopfenden Schädel. Ich hatte soeben die schmerzliche Erfahrung gemacht, dass es in dieser Welt tatsächlich noch viele Dinge gab, die härter waren als mein Kopf.

In diesem Moment hörte ich erneut die Stimmen.

»Und ich sage dir, hier ist irgend etwas.«

»Was wird das schon sein? Irgendein Tier, das durchs Unterholz gekrochen ist. Jetzt mach dich doch nicht verrückt, wir haben genug andere Probleme am Hals«, entgegnete eine seltsam hohe Stimme.

Vor mir begann das Gras zu rascheln und nur geraume Zeit später wurde das augenscheinlich undurchdringliche Geäst eines Wildkirschenstrauches zur Seite gedrückt und zwei Gestalten, wie sie unterschiedlicher nicht hätten sein können, tauchten keine zwanzig Schritte entfernt wie aus dem Nichts vor mir auf.

Ich riskierte einen schnellen Blick auf die Beiden. Als ich bemerkte, dass sie sich wild gestikulierend unterhielten, musterte ich sie genauer und erst als dann der Größere von ihnen sich in meine Richtung drehte, machte ich mich in meiner Mulde so klein wie möglich.

»Jetzt bleib doch endlich stehen, Walla!«

Als ich die piepsende Stimme zum zweiten Mal hörte, diesmal klar und deutlich, hätte ich beinahe laut losgelacht. Auch ohne dass ich den Sprecher gesehen hatte, wusste ich sofort, dass diese Stimme dem kleineren der beiden seltsamen Gesellen gehören musste. Dieser zwergenhafte Bursche war höchstens vier Fuß groß und wog in etwa soviel wie in seinen besten Zeiten der Hahn auf dem Hof meiner Zieheltern in Eislanden. Die Kleidung des Kerlchens war genauso aberwitzig wie seine Stimme und seine Gestalt.

Ockerfarbenedes Leinenhemd, grasgrüne Hose und darüber ein dunkelblaues Mäntelchen, das mit den hellgelben Nachbildungen von Sonne, Mond und Sternen verziert war. Seine Füße steckten in ausgetretenen Sandalen und auf seinem grauhaarigen Schädel hockte ein Etwas aus purpurnem Tuch, das in etwa so aussah wie eine

Zipfelmütze.

Sein Begleiter hingegen war ein Riese von einem Kerl, dessen Kleidung fast ausschließlich aus Tierfellen bestand. Lederne Schnürstiefel, die bis zu den Waden reichten, eine Fellhose, die an den Kniekehlen endete und eine ärmellose Jacke in derselben Länge. Das Ganze von einem handbreiten Gürtel mit einer Schnalle aus Tierhorn gehalten, an dessen Seite ein unterarmlanges Messer mit einem lederumwickelten Griff baumelte. Sicherlich gab es noch die eine oder andere Kuriosität mehr an ihnen zu entdecken, aber ich konnte sie nicht länger beobachten, da ich Gefahr lief, gesehen zu werden.

Ich presste mich tiefer in die Mulde hinein, denn die beiden kamen meinem Versteck gefährlich nahe. Es waren keine Psa, soviel stand fest, aber nur die Götter wussten, was diese beiden seltsamen Gestalten im Schilde führten.

»Ich rieche Menschen«, sagte Walla der Hüne plötzlich und dann kamen ihre Schritte immer näher.

Meine Rechte krampfte sich um den Griff meines Schwertes und ich war auf alles gefasst.

Plötzlich blieben die beiden wieder stehen und beratschlagten sich erneut.

»Ach was, Walla, da ist nichts. Du hast dich bestimmt wieder geirrt. Überhaupt, auf deine Nase ist in letzter Zeit sowieso kein Verlass mehr. Du findest nichts mehr zum Essen, zum Trinken, du findest überhaupt nichts mehr. Für was bist du eigentlich noch zu nutze?«

Einen Moment lang herrschte absolute Stille.

Man konnte beinahe hören, wie es in dem Hünen arbeitete. Anscheinend war er kein Mann der Worte sondern eher der Taten. Aber seine Antwort hatte es in sich.

»Das sagt der Richtige! Wer hat denn im letzten Dorf den Bewohnern wahre Wunder versprochen und dafür jede Menge Goldstücke kassiert? Wer hat danach eine solch jämmerliche Vorstellung abgegeben, dass anstatt der versprochenen Wunderdinge das Vieh

der Dorfbewohner eingegangen ist? Wir können von Glück sagen, dass sie uns nicht aufgehängt haben. So, Bongo, und jetzt halt endlich mal die Klappe und tue nur einmal das, was ich sage.«

Diesem Disput nach zu urteilen, handelte es sich bei den beiden um zwei umherziehende Gauner, die mit irgendwelchem Hokuspokus der einfältigen Landbevölkerung das Geld aus der Tasche zog.

Was sie auch in diese Gegend verschlagen hatte, jetzt wusste ich, dass mir von ihnen keine Gefahr drohte. Vielleicht konnten sie mir ja sogar helfen? Jedenfalls stand ich jetzt auf und gab mich zu erkennen.

Bongo, der Zauberer

Als ich mich hinter dem Baumstamm aufrichtete, zuckten die beiden seltsamen Gefährten erschrocken zusammen und blieben wie vom Donner gerührt stehen. Deutlich war zu erkennen, dass Bongo bei meinem Anblick beinahe vor Neugierde platzte. Mindestens tausend Fragen brannten ihm auf den Lippen, während Walla, der Hüne, unser Zusammentreffen eher mit deutlichem Misstrauen betrachtete.

»Wer bist du denn?«, fragte der Zwerg, der angeblich anderen Leuten gerne Wunderdinge versprach.

»So, wie der aussieht, kommt er anscheinend hier aus der Gegend«, brummte Walla ungehalten. Dabei legte er seine mächtige Pranke unmissverständlich auf den Griff seines riesigen Messers und starrte mich finster an. Obwohl der Kerl beinahe doppelt so groß war wie sein Begleiter und er mich mit seiner grimmiger Miene keinen Moment aus den Augen ließ, schob ich mein Schwert in den Gürtel zurück und streckte ihm in friedlicher Absicht die Innenflächen meiner Hände entgegen.

»Ich bin Thorak vom Stamm der N'de. Ich bin auf dem Weg nach Süden zum Clan meines Vaters.«

»Wenn du nur ein einfacher Reisender bist, warum hast du dich dann hier versteckt und uns heimlich beobachtet?«, brummte der

Hüne barsch.

»Ich habe zuerst nur eure Stimmen gehört«, erklärte ich. »Weil ich auf meiner Reise nach Süden immer wieder Ärger mit Psa hatte, wollte ich erst einmal abwarten, mit wem ich es da zu tun habe.«

»Siehst du«, piepste Bongo. »Wieder einer mehr, der mit den Schlitzaugen Ärger hat. So einer führt gegen unsereins wahrlich nichts Böses im Schilde.«

Dann trat das kleine Kerlchen auf mich zu und schüttelte mir die Hand.

»Ich bin Bongo, der Zauberer. Dieser große Tollpatsch da heißt Walla.« Dabei zwinkerte er mir vielsagend zu und machte mir Zeichen, dass er mir gerne etwas zuflüstern wollte. Ich neigte meinen Kopf, der kleine Kerl brachte seine Lippen an mein Ohr und senkte dabei seine Stimme. »Auch wenn er nicht gerade ein großer Denker ist, manchmal kann es sehr hilfreich sein, einen kräftigen Kerl wie ihn an der Seite zu haben, wenn du verstehst was ich meine.«

In diesem Moment war sein Gefährte an uns herangetreten und schüttelte seufzend den Kopf.

»Lüg doch nicht schon wieder, du und Zauberer, pah!«

»Natürlich bin ich ein Zauberer«, empörte sich Bongo und baute sich drohend vor dem Hünen auf. »Du weißt so gut wie ich, das es in fast allen Ländern, die wir bisher bereist haben, genügend Zeugen für meine magischen Taten gibt.«

»Soso, dann erzähl doch mal von solchen Taten!«

Bongo stemmte die Hände in die Hüften und funkelte abwechselnd erst mich und anschließend seinen Begleiter aus seinen kleinen blitzenden Augen an.

»Wer hat denn mit einem magischen Spruch die Stadt Keba von der monatelangen Dürre befreit?«

Walla lachte lauthals auf, es klang wie der rollende Donner eines sich rasch nähernden Gewitters.

»Dass es Regen geben würde, habe ich schon gespürt, bevor wir die Stadt überhaupt gesichtet hatten. Hast du nichts Besseres auf Lager?«

»Und was war mit dieser Ungezieferplage in dem Dorf am Flusse Shem?«

Wieder winkte Walla belustigt ab. »Das war keine Plage, es war einfach nur ein extrem feuchtes Jahr gewesen und deshalb hatten sich die Mücken am Fluss so vermehrt. Nachdem ich den Bauern erklärt hatte, dass sie ihre Kühe und Schweine zum Schutz gegen die krankheitsübertragenden Mücken mit etwas Lampenöl einreiben sollten, war dieses Fliegenproblem schnell erledigt. Da hat das alte Hausrezept meiner Großmutter mehr geholfen als irgendeiner deiner dämlichen Sprüche.«

In dieser Art ging es noch eine Weile hin und her, bis ich schließlich, um die Gemüter zu beruhigen, den Vorschlag machte, dass wir uns genauso gut an einem warmen Feuer sitzend unterhalten konnten, anstatt uns hier die Füße in den Bauch zu stehen. Allerdings wandte ich ein, dass es mit meinen Vorräten nicht zum Besten bestellt war und die weitere Unterhaltung eine ziemlich trockene Angelegenheit sein würde. In diesem Moment sprang der Zwerg wieder vor, breitete beide Arme aus, so als wollte er fliegen, und verkündete dabei großspurig: »Hallo Leute, für was bin ich Zauberer?«

Walla verdrehte seufzend die Augen und wandte sich kopfschüttelnd ab, während ich mehr als gespannt war, was nun folgen würde.

Die ganze Sache begann ziemlich geheimnisvoll.

Bongo zog ein dunkles Tuch aus einer Seitentasche seines seltsamen Mantels, breitete es theatralisch im Gras vor uns aus und begann anschließend, wie wild mit den Armen in der Luft herumzufucheln. Dabei gab er in einer seltsamen Sprache Worte von sich, die ich noch nie zuvor in meinem Leben gehört hatte.

Während er um das Tuch herumtanzte, warf er immer wieder irgendein Pulver zu Boden und tatsächlich, irgendwann tauchte ein seltsames Flimmern das Tuch in silbernes Licht und unter dem Stoff begannen sich allmählich die Umriss irgendwelcher Gegenstände abzuzeichnen.

»Bitte sehr!«, sagte Bongo schließlich, hörte abrupt mit der Tanzerei auf und zog mit einem Ruck das Tuch zur Seite. Ungläubig

starrte ich einen Moment lang auf einen Teller mit Fleisch und Brot.

Wahrlich, hier war tatsächlich Magie mit im Spiel.

Aber nachdem der erste Sonnenstrahl auf Bongos Werk gefallen war, wurde vor meinen Augen das Ganze binnen eines Herzschlags zu Staub, den der leichte Wind über das Gras verteilte.

»So ist es immer, manchmal erscheint auch nur ein leerer Teller«, seufzte Walla. Anscheinend wusste er aus Erfahrung, wie so etwas immer endete.

»Es nützt eben nichts, ein magisches Tuch zu stehlen, wenn man die Zaubersprüche nicht weiß.«

Ungehalten sah ich zu Bongo.

»Ich denke, jetzt werde ich mich mal darum kümmern«, sagte Walla, erhob sich und verschwand mit weit ausgreifenden Schritten im Gras der Steppe.

In der Zwischenzeit musterte ich Bongo genauer. Dabei warf er mir zwar ein paar vorsichtige Blicke zu, aber dennoch getraute er sich nicht mich anzusprechen.

Es dauerte dann nicht lange und der Riese kam mit zwei Wildvögeln in den Händen wieder zu unserem Lager zurück. Einen davon warf er Bongo vor die Füße.

»Mach dich nützlich und rupf ihn!«, knurrte er und machte sich über den zweiten her. Meine Arbeit war es, drei Hölzer als Bratenspieße zurecht zu spitzen und das Feuer auf die richtige Größe zu bringen.

Danach rieb Walla die einzelnen Stücke mit irgendwelchen Kräutern und Wildzwiebeln ein und wir ließen das Fleisch über dem Feuer garen. Sofort begannen tausend wilde Wölfe in meinem Magen zu knurren. Als die Vögel gar waren, gab es dazu frisches Quellwasser aus dem Wasserschlauch des Hünen und der Zwerg steuerte ein paar Scheiben Hartbrot aus seinem Proviantbeutel zu dem Mahl bei.

Allerdings erst, nachdem Walla ihm einem kräftigen Knuff in die Seite verpasst hatte.

Während des Essens versuchte ich diese seltsamen Gestalten irgendwie einzuschätzen.

Im Grunde genommen waren die beiden zwei anständige Kerle,

denen scheinbar lediglich das Schicksal übel mitgespielt hatte. Durch seine nicht von der Hand zu weisenden Kenntnisse der Magie erschien mir Bongo als etwas vorlaut und ziemlich von sich eingenommen. Sein Gefährte war genau das Gegenteil. Bodenständig, ehrlich, wenn auch offenkundig etwas naiv, denn sonst hätte er es mit einem Kerl wie Bongo wohl kaum länger als einen Tag ausgehalten. Außerdem schien Walla mit dem Leben in der Wildnis bedeutend besser zurechtzukommen als der Zwerg mit seinen halbseidenen Zaubersprüchen.

»Wir kommen beide aus der Westmark, genauer gesagt aus Kuru«, begann Walla, nachdem wir uns alle satt gegessen hatten. Nachdenklich runzelte ich die Stirn. Vom Hörensagen wusste ich, dass selbst die äußersten Gebiete der Westmark von hier aus erst nach einem Hunderttageritt zu erreichen waren.

»Das ist verdammt weit von zu Hause weg.«

Bongos Gefährte nickte. »Ich weiß, aber uns beiden blieb nichts anderes übrig, als unser Glück in der Fremde zu suchen.«

Als Walla meine fragenden Augen sah, nickte er wissend und so nach und nach erfuhr ich die ganze Lebensgeschichte dieser beiden ungleichen Gefährten.

»Wir wurden beide nicht auf der Sonnenseite des Lebens geboren. Das wirst du dir wohl denken können, wenn du weißt, dass wir im Viertel der käuflichen Liebe von Kuru das Licht der Welt erblickt haben. Unsere Jugend verbrachten wir auf der Straße mit Betteln und irgendwelchen Gaunereien und immer auf der Flucht vor den Stadtwachen. Eines Tages dann waren wir wieder mal auf Beutezug. Allerdings hatten wir uns diesmal das falsche Opfer ausgesucht.«

»Das war ganz allein deine Schuld«, mischte sich Bongo wieder piepsend ein. »Ich habe von Anfang an gespürt, dass mit dem Alten etwas nicht stimmte.«

»Ach was«, wischte Walla den Einwand seines Gefährten mit einer abwertenden Handbewegung beiseite. »Gar nichts hast du gewusst. Du warst genauso wie ich davon überzeugt, dass es ein

Kinderspiel sein würde, diesen alten, gebrechlichen Mann in der dunklen Gasse um seine Geldbörse zu erleichtern.«

»Und dann?«, fragte ich neugierig geworden.

»Der Mann war einer der größten Magier und Alchimisten des ganzen Landes. Einst gehörte er sogar zum Rat der Stadt. Und so einem wollten wir die Geldbörse stehlen.«

»Jetzt verstehe ich, aber nicht, was ein Mann von solchem Stande in dieser Gegend zu suchen hatte.«

Wallas Erklärung kam umgehend. »Durch seine Trunksucht war er in Ungnade gefallen und man hatte ihn in den untersten Stand seiner Kaste herabgesetzt. Er verlor das Wohnrecht im Schloss des Rates und man teilte ihm ein baufälliges Haus am Rande der Stadt zu. Kurz vor unserem Zusammentreffen hatte man ihm auch noch seine Dienerschaft weggenommen. Er war an diesem Abend lediglich ein verbitterter, alter Säufer, der gewillt war, mit der unseligen Kraft seiner Magie sich neue Helfershelfer zu beschaffen und ausgerechnet wir mussten ihm dabei über den Weg laufen.«

»Und weiter?«, wollte ich wissen.

»Frag lieber nicht«, meldete sich jetzt Bongo zu Wort. »Meine Finger hatten noch nicht einmal den Mantel des alten Giftzwergs berührt, als er uns auch schon mit irgendwelchen hinterhältigen Zaubersprüchen bewegungsunfähig gemacht hatte. Ich habe heute noch sein meckerndes Lachen in den Ohren, als er uns wie zwei alte Lumpen auf einen Handkarren warf und uns zu seiner Höhle karrete.«

»Konntet ihr anschließend nicht fliehen? War die Magie dieses Mannes so stark?«

»Es war nicht nur Magie, die uns für die nächsten zwei Jahre an diesen Mann fesselte.«

»Sondern?«

»In Kuru gelten harte Gesetze. Taschendieben zum Beispiel werden bereits beim ersten Mal beide Hände abgehackt. Der Alte stellte uns vor die Wahl, ihm entweder zu dienen oder ...«

Statt weiterer Worte zeigte mir Bongo mit der Handkante seiner Linken recht deutlich, was die beiden danach erwartet hätte.

»Und wie hat es euch dann hierher verschlagen?«

»Eines Abends, er war wieder einmal sturzbetrunken, versuchte

er, sich aus dem Keller noch eine neue Flasche Wein zu holen. Dabei ist er die Treppe hinuntergestürzt und hat sich das Genick gebrochen. Wir sind noch am gleichen Abend aus der Stadt geflüchtet.«

Dann deutete Walla auf seinen Gefährten. »Dieser Zwerg hier hat bei ihm das Haus in Ordnung gehalten und die Küche unter sich gehabt. Ich war mehr für das Grobe zuständig, Schmiedearbeiten und so. Ich habe mir für den entgangenen Lohn lediglich ein Messer aus der Werkstatt genommen, dieser Narr hier aber hat einige Dinge aus seiner Kammer mitgehen lassen, die mir bis heute nicht geheuer sind. Unter anderem ein kleines Büchlein mit seltsamen Sprüchen. Seither hält sich der Zwerg hier für einen mächtigen Magier und ich darf dann nachher immer zusehen, wie wir aus den Schwierigkeiten herauskommen, die uns dieser Möchtegernzauberer ständig einbrockt.«

»Jetzt tu doch nicht so, bisher haben wir von den Künsten meiner Magie recht gut gelebt.«

Walla lachte lauthals auf. »Oh ja, und warum haben wir dann in unserer Reisekasse nur noch vier Kupferlinge? Damit kann ich mir in der nächsten Schenke gerade mal einen halben Becher Wein kaufen. Wahrlich, uns geht es zurzeit so richtig gut.«

Bevor Bongo darauf etwas erwidern konnte, drang von Osten plötzlich Hufschlag zu unserem Lager herüber und die beiden warfen mir einen fragenden Blick zu.

»Wer kann das sein?«

»Psa?«, fragte ich zurück.

Sofort sprang Bongo auf. »Sollen sie nur kommen, diese gelbgesichtigen Schlitzaugen, ich werde sie mit meinen Zaubersprüchen ...«

»Gar nichts wirst du!«, zischte Walla, der inzwischen aufgesprungen war, seinem Gefährten mit der Rechten den Mund zuhielt, während die Faust seiner Linken drohend vor dessen Augen hin und her schwang.

Karawane des Todes

Langsam aber stetig stieg eine große Wolke aus Staub der Mittags-
sonne entgegen.

Der Wind trug uns immer lauter werdende Stimmen zu und nach
und nach war auf den Hügeln östlich unseres Lagers ein kleiner
Wagenzug zu entdecken, der genau auf uns zuhielt. Ein halbes
Dutzend bewaffnete Reiter begleiteten drei wuchtige, schwerfällig
wirkende hölzerne Wagen, die jeweils von einem Paar Yani-Ochsen
gezogen wurden. Diese kräftige, ausdauernde Rinderrasse wurde fast
überall in der Welt als Zugtier benutzt. Es gab nichts besseres, kein
Tier war so genügsam und handzahn und gleichzeitig so stark und
ausdauernd. Ein Eimer Wasser und ein Bündel Gras genügten und
ein Yani zog seinen Karren, wenn es sein musste, bis ans Ende der
Welt. An der Spitze des Zuges ritt ein stämmiger Mann in mittlerem
Alter.

Unzweifelhaft stammte er aus der Westmark.

Wie Walla war auch er von jener imposanten Größe, die den
Leuten aus dieser Gegend so eigen war. Auch er besaß breite
Schultern und einen wuchtigen, kantigen Schädel. Insgeheim er-
tappte ich mich wieder einmal dabei, Bongo, den Zwerg etwas
genauer zu mustern. Mochten die Götter wissen, woher sein Er-
zeuger stammte, aus der Westmark jedenfalls nicht.

Begleitet von lautem Peitschenknallen, heiseren Zurufen und
ächzenden, knarrenden Wagenrädern näherte sich die Karawane
rasend schnell unserem Lager.

Ich ging mit Walla und Bongo den Wagen soweit entgegen, bis
ich erkennen konnte, dass unter dem breitkrepfigen Strohhut des
vordersten Reiters kastanienbraune Haare hervor lugten.

»Anhalten!« befahl der stämmige Mann und schwenkte mit der
Rechten den Hut über seinem Kopf.

Ein Wagen nach dem anderen hielt an und alle Reiter trabten nach
vorne.

»Warum halten wir hier an?«, hörte ich einen von ihnen fragen.
Statt einer Antwort zeigte der Mann an der Spitze auf uns.

»Wegelagerer?«, fragte dieselbe Stimme und ich sah, wie ein junger Blondschof sein Schwert zog.

Der Reiter an der Spitze schüttelte wissend den Kopf. »Nein, und auch keine Schlitzaugen. Die sehen mir eher wie harmlose Wanderer aus, obwohl, ich sehe nirgends Pferde oder Wagen. Wer bei allen Göttern ist so verrückt und durchquert diese Grassteppe zu Fuß?«

»Wenn man keine Pferde hat, muss man wohl zu Fuß gehen«, antwortete ich und streckte, als ich nahe genug heran war, ihm meine Hand zur Begrüßung entgegen.

»Ich bin Thorak und das sind meine Begleiter. Der große da heißt Walla, sein Gefährte Bongo.«

Der Mann ergriff meine Rechte und schüttelte sie. Sein kantiges Gesicht war offen und ehrlich und in seinen Augen lag Aufrichtigkeit.

»Ich bin Tamir«, entgegnete er mit dröhnender Stimme, drehte sich im Sattel und ließ seine Hand über die Karawane schweifen. »Und das hier ist mein Clan.«

»Jedenfalls das, was noch davon übrig geblieben ist«, fügte er kurz darauf verbittert hinzu.

»Was ist geschehen?«

»Psa!«, entgegnete er knapp und es war deutlich zu hören, dass er dieses Wort förmlich ausspuckte.

»Dann sollten wir uns zusammentun. Diese gelbgesichtigen Teufel sind auch der Grund, warum ich kein Pferd mehr habe. Wohin führt euer Weg?«

»Weiter nach Süden«, erwiderte Tamir. »So weit es geht. Dort, so hoffen wir, werden wir endlich Ruhe vor diesen Schlitzaugen finden.«

»Wollt ihr mir nicht erzählen, was passiert ist?«

»Später, wenn wir gegen Abend unser Lager aufschlagen, sofern ihr euch uns anschließt. Jetzt müssen wir sehen, dass wir unsere Tiere am Laufen halten. Wenn wir noch länger hier stehen bleiben, wird es schwer sein, unsere Yanis wieder in Bewegung zu setzen. Wir würden dadurch einen halben Tag verlieren, das können wir nicht riskieren. Erst gestern haben wir wieder ein paar ihrer Patrouillen gesehen.«

Als Tamir uns nach kurzem Überlegen vor die Wahl stellte entweder mitzukommen oder den Weg frei zu machen, fiel uns die Entscheidung nicht schwer. Während man jedem einzelnen von uns einen Platz in einem anderen Wagen zuwies, rannte Walla zu unserem Lager zurück, löschte das Feuer, raffte unsere wenigen Habseligkeiten zusammen und kam uns, nachdem er unsere Spuren notdürftig verwischt hatte, wieder winkend entgegen.

»Vorwärts!«, brüllte Tamir, als wir alle unsere Plätze eingenommen hatten.

Ich blickte mich kurz um. In jedem dieser schwankenden, rollenden Holzkisten saßen mindestens ein halbes Dutzend Leute, die bei jedem Huftritt der Yanis ordentlich durchgeschüttelt wurden. Deutlich waren Kisten voller Hausrat, Kleidersäcke und verschieden große Körbe zu erkennen, zwischen denen es sich die Leute aus Tamirs Clan leidlich bequem gemacht hatten.

Ich wurde mit einem knappen Kopfnicken begrüßt, dann verfielen die Leute wieder in dumpfes Brüten. Diese Menschen hatten anscheinend eine Menge mitgemacht und dementsprechend gedrückt war die Stimmung. Ich zuckte mit den Schultern, suchte mir einen Platz im hinteren Teil des Wagens und starrte gelangweilt über die kniehohe Seitenwand hinaus auf die grasbedeckte Landschaft.

Die Yanis legten sich in die Riemen und unter lautem Rufen und Peitschenknallen setzte sich die Karawane wieder in Bewegung. Wir rollten durch die weite, unbesiedelte Grasebene und um uns herum war nichts als grenzenlose Einsamkeit. Ich saß im letzten Wagen und dementsprechend groß war die Staubmenge, die ich zu schlucken hatte. Irgendwann drehte ich mit tränenden Augen den Kopf zur Seite und hustete. Ich hatte jetzt genug grasbedeckte Ebenen gesehen, genug vom endlosen Horizont und wahrlich auch genug Staub geschluckt. In meinem Hals steckte bestimmt ein ganzes Pfund Erde.

»Das sollstest du dir besser um den Mund binden!«

Verwundert blickte ich auf. Neben mir hielten zwei zierliche braune Hände ein feuchtes Leinentuch direkt vor mein Gesicht und

während ich noch überlegte, erklärte mir dieser jemand mit einer glockenhellen Stimme: »Ich an deiner Stelle würde das Angebot annehmen. Der Staub in dieser Steppe ist einfach furchtbar. Man isst ihn, man trinkt ihn, man atmet ihn ein. Ich bin sicher, selbst wenn man sich einen Sack über den Kopf stülpen würde, könnte man am Abend noch einen ganzen Eimer Sand aus seinem Haar schütteln.«

Eigentlich gab es da nichts zu überlegen. Dieser Staub und der durch die Wagen aufgewirbelte Sand hatten sich bereits jetzt schon wie eine zweite Haut auf mich gelegt. Was mich zögern ließ, war das Aussehen jener Gestalt neben mir.

Von der Art her, wie sie sich gab und bewegte, war sie bestimmt viel jünger wie ich, aber dennoch fast schon genauso groß. Schulterlanges, blauschwarzes Haar umrahmte ein ovales Gesicht mit großen, dunklen Augen. Der Rest von ihrem Antlitz war mit einem ebensolchen feuchten Tuch bedeckt, welches sie mir jetzt direkt unter die Nase hielt. Sie trug ein schlichtes, knielanges Leinenkleid, unter dem sich deutlich die Formen eines wohlgerundeten Körpers abzeichneten. Ihre apfelförmigen Brüste hoben und senkten sich mit jedem Atemzug und in meinem Kopf wirbelte plötzlich alles durcheinander. Ich sah wohl ziemlich belämmert aus der Wäsche, denn die junge Frau begann zu lachen. Ich war mir dabei nicht sicher, ob sie mich an- oder auslachte, ich vermutete eher letzteres.

Die anderen Leute um mich herum hatte ich inzwischen völlig vergessen. Ich sah nur noch die junge Frau, ihr eng anliegendes Leinenkleid, ihren wippenden Busen und sonst nichts. Während ich noch krampfhaft überlegte, was ich antworten sollte, nahm mir eine schrille, keifende Stimme die Entscheidung ab.

»Schämst du dich denn gar nicht, Sina? Es ist noch keinen Monat her, seit die Psa unsere Brüder und Schwestern erschlagen haben und du hast nichts besseres zu tun, als den erstbesten, dahergelaufenen Fremden anzulachen.«

Ich zuckte zusammen und drehte den Kopf langsam nach vorne.

Die Stimme gehörte einem vertrockneten, alten Weib mit einem Buckel und wirren, grauen Haaren. Sie hockte wie ein zerzauster Kol-Kol Rabe auf der rechten Seite des Wagens und starrte das Mädchen und mich abwechselnd finster an. Ich hatte sie vorher gar

nicht gesehen, was vermutlich an der großen Decke lag, in die sie eingewickelt war. Mit ihr verschmolz die Alte regelrecht mitsamt dem Hausrat und Gepäck, das hinter ihr aufgestapelt war, zu einer Einheit und blieb so für einen zufälligen Betrachter fast unsichtbar.

»Was soll ich deiner Meinung nach sonst tun, Tante?«, erwiderte Sina mit erstaunlich ernster Stimme. »Genau wie die anderen in diesem Wagen mich in eine Ecke verkriechen und weinen? Nein, ich habe genug geweint, doch davon sind die anderen auch nicht wieder lebendig geworden. Jetzt habe ich keine Tränen mehr, ich will nur noch leben, leben, verstehst du das?«

»Für diese Antwort wirst du dich heute Abend bei Tamir, deinem Vater zu verantworten haben.«

»Wenn es ein heute Abend noch gibt!«, mischte ich mich mit düsterer Stimme in die Unterhaltung ein.

»Wie meinst du das?«, fragte Sina leise.

»Dort, im Osten!«

Die Frau drehte den Kopf und starrte verständnislos in jene Richtung, in die meine ausgestreckte Rechte zeigte. Angestrengt kniff sie die Lider zusammen, doch anscheinend konnte sie noch nichts erkennen außer dem stahlblauen Himmel, der scheinbaren Unendlichkeit der Steppe und die Wogen der Graswellen vor dem Wind.

»Ich sehe nichts, ich ...« Abrupt verstummte Sina, ihre Augen weiteten sich jäh. Am Horizont war eine kleine Anzahl schwarzer Punkte zu sehen. Zuerst waren sie kaum sichtbar, aber schon bald waren sie nahe genug heran um erkannt zu werden.

Bis zum Mittag war ich noch der Meinung gewesen, dass uns nichts Besseres hatte passieren können, als auf Tamir und seine Leute zu treffen. Mit seiner Karawane kamen wir viel schneller gen Süden als zu Fuß und mit seinen Leuten im Rücken waren wir auch gegen Angriffe von Psapatrouillen besser geschützt. Ein verhängnisvoller Irrtum, wie sich jetzt herausstellte. Aus Tamirs Wagenzug war inzwischen eine Karawane des Todes geworden. Ich zählte mittlerweile fast drei Dutzend Psa, die uns in sicherer Entfernung auf unserem Weg nach Süden begleiteten.

»Psa!« stieß Sina ungläubig hervor.

Sie hatte das Wort kaum ausgesprochen als der Kopf ihrer Tante nach Osten ruckte, und als die Alte die Reiter erkannte, begann sie plötzlich wie eine Wahnsinnige zu schreien.

Die Verzweifelten

Die Frau schrie sich fast die Kehle aus dem Leib.

»Hör auf damit!«, sagte Sina hart.

Aber die bucklige Alte schrie weiter. Ihr Oberkörper schwankte hin und her, wie ein Grashalm in der Steppe, während sie ihre Hände wie die gekrümmten Klauen eines Raubvogels gen Himmel streckte. Ihre kreischende Stimme drohte jetzt gänzlich überzuschnappen. Wieder wies Sina ihre Tante mit scharfen Worten zurecht. Aber sie hörte nicht und schließlich stand das Mädchen auf und schlug der Frau links und rechts ins Gesicht. Die Alte fiel mit ihrem Oberkörper nach vorne, vergrub ihr Gesicht in die gichtigen Hände und wimmerte nur noch leise vor sich hin.

Trotz der Gefahr, in der wir uns befanden, bewunderte ich das Mädchen insgeheim. Wir waren alle Verzweifelte, doch außer mir war sie anscheinend die einzige der hier Anwesenden, die trotz der Nähe der Psa noch einen kühlen Kopf bewahrte. Die anderen, alleamt alte Weiber und Kinder, weinten stumm. Ihre Gesichter waren wie versteinert und lange würde es nicht mehr dauern, bis auch sie vor Angst den Verstand verlieren würden.

In diesem Moment kam Tamir auf unseren Wagen zugeritten.

»Was ist das für ein Geschrei, seid ihr jetzt völlig übergeschnappt?«

Dabei deutete er mit seiner Schwerthand gen Osten.

»Diese verdammten, gelbgesichtigen Schlitzaugen werden immer mehr und ihr habt anscheinend nichts Besseres zu tun, als mit eurem Geschrei diese Bande von Hundesöhnen erst so richtig auf uns aufmerksam zu machen. Sina, was ist hier los?«

»Sie kann nicht vergessen, was die Psa ihrer Familie angetan haben. Seit sie wieder aufgetaucht sind, schreit sie nur noch. Ich

glaube, sie hat den Verstand verloren.«

Tamir nickte und runzelte die Stirn. Dann ritt er näher an den Wagen heran, beugte sich kurz vor und musterte die Alte aus blitzenden Augen.

»Halt dein Maul, Weib. Durch dein Geschrei wird es auch nicht besser.«

Die Frau blickte nur kurz auf, dann fing sie wieder an hysterisch zu kreischen. Tamir beendete die Geschichte mit der für die Westmarkleute bekannt derben Art. Ein Schlag seiner hornigen Faust ließ den Schädel der verrückten Alten gegen das Holz der Wagenbordwand krachen und danach herrschte Ruhe.

»Das wird sie für eine Weile ruhig stellen. Wenn sie aufwacht und wieder anfängt, fesselt und knebelt sie. Wir können es uns nicht leisten, die Psa noch mehr auf uns aufmerksam zu machen. Verhaltet euch ruhig, nur noch zwei, drei Meilen, dann sind wir in Sicherheit«, sagte Tamir. »Wenigstens vorläufig«, fügte er sogleich hinzu, jedoch klang seine Stimme ziemlich niedergeschlagen.

»Was habt ihr vor?«

Der groß gewachsene Karawanenführer musterte mich eingehend.

»Wie gut könnt ihr mit eurem Schwert umgehen?«

»Für ein halbes Dutzend von denen wird es bestimmt reichen«, entgegnete ich entschlossen.

»Gut zu wissen. Spätestens am Nachmittag müssten wir einen Hof erreichen, hinter dessen Mauern wir Schutz finden. Sofern uns der fahrende Händler, den wir vor drei Tagen getroffen haben, nicht angelogen hat. Jetzt sorgt mit meiner Tochter dafür, dass euer Wagen nicht den Anschluss verliert.«

Dann riss er sein Pferd herum, galoppierte nach vorne und trieb die anderen zu noch größerer Eile an.

Seine Tochter nickte und stand auf. Ich hatte keine Ahnung, was genau jetzt in ihr vorging, aber als sie das Staubtuch vor ihrem Mund abnahm, hatte ihr Gesicht einen entschlossenen Ausdruck. So schön sie war, so ernst war sie jetzt. In diesem Moment drehte sich der Mann auf dem Kutschbock unseres Wagens um. Als ich ihn sah, musste ich unwillkürlich an einen alten, narbigen Wolf denken. Ein dunkles, kunstvoll geschlungenes Tuch lag um seinen kantigen

Schädel und ein eisgrauer Bart bedeckte fast gänzlich sein von Wind und Wetter gegerbtes Gesicht. Sein rechtes Auge musterte mich klar und hell, während das linke unter einer ledernen Binde verborgen blieb. Er war genauso groß wie Tamir, wirkte aber eher mager und drahtig.

»Setzt euch ruhig wieder hin, Kinder. Der einäugige Joba ist alt genug, um alleine mit einem Yanigespann fertig zu werden.«

Seine Stimme, die sich anhörte wie brechendes Glas, ließ keinen Widerspruch zu und bevor irgendjemand von uns im Wagen darauf etwas erwidern konnte, knallte er mit der Peitsche. Die Yanis legten sich ins Geschirr und der Wagen ruckte an, dass wir Mühe hatten, auf unseren Plätzen sitzen zu bleiben.

Joba stand jetzt mehr auf dem Kutschbock als er saß und schwang wie wild seine Peitsche. Brüllend feuerte er sein Gespann an. Als ich über die Seitenwand des Wagens blickte, flogen Büsche und Strauchwerk der Steppe geradezu an mir vorbei. Auch die anderen Wagen hatten jetzt gewaltig an Fahrt aufgenommen, aber der Abstand zu den Psa blieb dennoch gleich.

Sie hockten bewegungslos auf ihren Pferden, während sie uns folgten. Steinernen Monumenten gleich saßen sie stumm und reglos in den Fellsätteln ihrer gedrungenen Pferde. Sie hatten uns inzwischen komplett eingekreist. Hinter uns wartete eine Gruppe von sechs Psa in stoischer Ruhe. Der Wind spielte in ihren langen, schwarzen Haaren und der Stahl ihrer Schädelbrecher und Krummschwerter glänzte in der Sonne. Rechts von uns waren es vier Reiter, dann eine Gruppe mit fünf, auf der linken Seite drei und einen Steinwurf weiter wartete noch ein halbes Dutzend dieser gelben Teufel ab, bis wir an ihnen vorbeigezogen waren. Dann folgten sie uns in sicherem Abstand wieder. Ich hatte inzwischen aufgehört zu zählen, es mussten jetzt mindestens vierzig sein.

»Vorwärts!«, schrie Tamir und hämmerte seinem Pferd die Absätze seiner Stiefel in die Weichen.

Pferde und Wagen umrundeten ein dichtes Buschwerk und dann

erkannten wir auch schon die Umrisse eines alten Bauernhofes, der auf einer sanft geschwungenen Anhöhe inmitten von kniehohem Gras stand. Der Händler hatte also nicht gelogen.

Wir rasten förmlich den Hang hinauf. Hinter uns brachen die Psa durch das Unterholz der Buschgruppe und kamen schreiend und brüllend immer näher. Einer von ihnen schaffte es sogar direkt bis zu unserem Wagen. Er hob seine Rechte, in der ein Kampfbeil lag, und ein wilder Schrei entrang sich seiner Kehle. Ich sah das Beil kommen und blockte es mit der Schwertklinge ab. Die Waffe fiel zu Boden und ich stieß *Gleichmacher* nach vorne. Der Psa fiel aus dem Sattel, während die anderen unvermittelt ihre Pferde zügelten. Ein hagerer Kerl mit einem Tierschädel auf dem Kopf scharte die Horde mit nervösen Handbewegungen um sich und redete wild gestikulierend auf die Männer ein.

Nur deshalb erreichten wir unbehelligt unser Ziel.

Auf dem Hof angekommen, richteten wir die Wagen so aus, dass sie zusammen mit den Gebäuden einen Kreis bildeten, in dem wir uns bedeutend besser gegen die Angriffe der Psa verteidigen konnten als irgendwo da draußen in der Steppe. Erst danach blickte ich mich um und musterte die Umgebung etwas genauer. Ich zuckte zusammen, neben mir hörte ich Joba fluchen und auch Sina gab einige Wörter von sich, die man normalerweise nicht aus dem Mund eines jungen Mädchens hörte. Jedenfalls war spätestens zu diesem Zeitpunkt allen von uns klar, dass die Aussicht, hier Hilfe zu erhalten, ein fataler Trugschluss war.

Das Anwesen hatte einmal aus einem halben Dutzend Holz- und Lehmhäusern bestanden, von denen jetzt größtenteils nur noch die Außenmauern standen. Lediglich das Haupthaus war noch einigermaßen erhalten. Der Hof war von Gras und Dornensträuchern überwuchert und in seiner Mitte stand ein runder, gemauerter Brunnen, auf dessen Rand drei Kol-Kol Raben saßen, die uns argwöhnisch beäugten.

Ein seltsamer Geruch lag in der Luft.

Von dunklen Ahnungen erfüllt, näherte ich mich dem Brunnen. Die hässlichen Vögel stießen ein wütendes Krächzen hervor und flogen flügel Schlagend gen Himmel. Als ich in den Brunnenschacht

blickte, wurde mir für einen Moment lang schlecht. Würgend drehte ich mich zur Seite. Ich hatte genug gesehen, ich wusste jetzt, was die Anwesenheit der aassfressenden Vögel und dieser unbeschreibliche Gestank zu bedeuten hatten. Der Hof war so tot wie jener Mann, dessen Körper im Wasser des Brunnens trieb. Er war mit so vielen Pfeilen gespickt, dass er aussah wie ein zweibeiniger Igel. Außerdem hatte man ihm den Kopf abgeschlagen, welcher mit Sicherheit auch irgendwo in dem trüben Wasser schwamm.

»Haltet euch von dem Brunnen fern!«, sagte ich, als ich sah, wie die Wagen teilweise entladen wurden und ein paar Leute die Yanis in die Mitte unseres Verteidigungskreises führten.

»Was soll das denn heißen?«, polterte Tamir.

»Ich glaube nicht, dass dieses Wasser noch genießbar ist. Man hat einen Toten in den Brunnen geworfen, wahrscheinlich schon vor mehreren Tagen.«

Danach wusste ich, woher Sina gewisse Worte kannte. Ihr Vater gab einige Flüche von sich, die selbst einer Liebedienerin in Nadarko die Schamesröte ins Gesicht getrieben hätte. Der Brunnen wurde sofort mit herumliegenden Holzbrettern abgedeckt und mit Steinen beschwert. Dann begann man, sich vorläufig häuslich einzurichten. Von den Psa war nichts mehr zu sehen oder zu hören, aber wir alle wussten, dass sie irgendwo da draußen waren.

Während Tamir Befehle brüllte, Joba sich um die Ochsen kümmerte und überall geschäftiges Treiben herrschte, ging ich kurz entschlossen auf das Haupthaus zu. Sina kam auf mich zu und blieb dicht neben mir stehen.

»Wo willst du hin, solltest du nicht lieber den anderen helfen?«

Entschlossen schüttelte ich den Kopf.

»Das da sind mindestens zwei Dutzend Leute, die nur drei Wagen abzuladen und sechs Ochsen zu versorgen haben. Sollen wir uns gegenseitig auf die Füße treten oder ist es nicht besser, wenn wenigstens einer die nähere Umgebung erkundet? Ich habe nämlich so das Gefühl, als ob wir hier etwas länger bleiben werden.«

»Ich komme mit!«, sagte die Tochter des Clanführers in einem Ton, der keinen Widerspruch zuließ.

»Ich halte das für keine so gute Idee. Was werden deine Leute

sagen? Schon deine Tante war nicht davon begeistert, wie du mit einem Fremden wie mir gesprochen hast.«

Sina starrte mir direkt in die Augen.

»Ich kümmere mich nicht um das Gerede anderer Leute. Ich lebe mein Leben, so wie ich es will.«

Dann rannte sie los und erreichte vor mir das Haus. Sie blieb im Türrahmen stehen, drehte sich kurz um und musterte mich mit einem Lächeln.

»Kommst du?«

Ich musterte sie eingehend, während ich auf sie zuing. Das Sonnenlicht spiegelte sich auf ihrem dunklen, glänzenden Haar und brachte ihren Körper vor dem dunklen Hintergrund des Eingangs in wunderbarer Weise zur Geltung. Als sie mit den Händen ihr vom langen Sitzen im Wagen zerknittertes Kleid glatt strich, hatte ich plötzlich einen trockenen Mund.

Als ich bei ihr war, nahm sie mich an die Hand. Wir sahen uns beide einen Moment lang stumm an, dann gingen wir hinein.

Die Fenster waren mit Brettern vernagelt und deshalb drang das Sonnenlicht nur schwach ins Innere.

Der Staub lag fingerdick auf dem Boden und auf den wenigen Möbeln, die hier noch herumstanden. Eine zerlumpfte Decke und ein paar zerbrochene Krüge vervollständigten die kümmerliche Einrichtung. Ein Tisch lag umgestürzt mitten im Raum und als wir näher kamen, krabbelte über das am Boden liegende Möbelstück eine graue Spitzmaus und verschwand fiepend in einem Loch in der gegenüberliegenden Wand. Spinnweben hingen in dichten Schleiern von der Decke und an den Wänden. Die Luft hier drin war abgestanden und roch modrig.

»Und wie geht es jetzt weiter?«, wollte Sina wissen.

Ich deutete auf eine Treppe am anderen Ende des Raumes, die in das obere Stockwerk führte.

»Da hinauf«, sagte ich. »Von dort oben haben wir bestimmt einen besseren Ausblick.«

Die Treppe sah zwar nicht gerade vertrauens erweckend aus, aber darüber zerbrach ich mir im Moment nicht den Kopf. Sina, die vor mir ging, hatte nämlich ihr enges Kleid hochgerafft, um schneller

vorwärts zu kommen. Trotz des schlechten Lichts konnte ich deutlich ihre Schenkel sehen. Ihr glockenhelles Lachen klang wie Musik in meinen Ohren. Mir wurde abwechselnd heiß und kalt.

Bei allen Göttern, keinen Pfeilschuss von uns entfernt lauerte der Tod in Gestalt von mindestens einer halben Hundertschaft schlitz-
äugiger Mörder, und wir beide turtelten hier herum, als ob es keinen Morgen mehr geben würde.

Wie verzweifelt waren wir wirklich?

Die Liebe und der Tod

»Werden wir jetzt alle sterben?«

Sina lehnte am Fensterrahmen und hatte den Kopf leicht zur Seite gedreht, als ich die letzte Stufe der Treppe erreicht hatte.

»Wie kommst du denn darauf?«, erwiderte ich und versuchte auf ihre merkwürdige Frage nicht weiter einzugehen. Stattdessen bemühte ich mich, ein möglichst gleichgültiges Gesicht zu machen, aber alles, was ich zustande brachte, war ein gequältes Lächeln. Diese seltsame Frage nach dem Sterben hatte bei mir einen bitteren Beigeschmack hinterlassen. Statt einer Antwort zeigte die junge Frau stumm mit der Rechten aus dem Fenster. Sie hatte die Augen fast geschlossen und die zitternden Lippen zu einem schmalen Strich zusammengepresst.

Mit wenigen Schritten war ich neben ihr.

Die Dachkammer war ein kleines, schmales Zimmer mit nur einem einzigen Fenster. Ein niedriger Holzschemel, ein paar fadenscheinige Decken und eine verstaubte Tonschüssel mit einer Handvoll verschrumpelter Wildbeeren darin waren alles, was noch von den früheren Bewohnern hier zurückgelassen worden war. Die Luft in dem Raum roch abgestanden und der Fußboden war mit Gräsern, Sand, und kleinen Knochen bedeckt, die der Wind und die hier lebenden Tiere in den letzten Wochen und Monaten hereingetragen hatten.

Aber dafür hatte man von hier oben einen geradezu

phantastischen Ausblick über das umliegende Land und jetzt erkannte ich auch den Grund von Sinas düsterer Frage.

Sie hatten sich außerhalb der Reichweite unserer Bogen draußen in der Steppe versammelt.

Es mussten jetzt beinahe hundert sein.

Die hochstehende Sonne spiegelte sich auf den Klingen ihrer Krummschwerter und den Spitzen ihrer mit Federn geschmückten Lanzen. Ihre mit roter und schwarzer Farbe scheußlich bemalten Gesichter glänzten im Sonnenlicht, Kopfbedeckungen aus Tier Schädeln und Federn wippten auf und ab und purpurne Kriegsbanner flatterten träge im Wind. Auch die Pferde waren bemalt. Die Körper der halbwilden Tiere waren mit weißen Streifen versehen und in das struppige Haar der Mähnen Menschenknochen geflochten.

»Psa!«, murmelte ich gegen meinen Willen beinahe ehrfürchtig.

Sina musterte mich erstaunt.

Sie konnte nicht verstehen, dass ich jetzt, wo der Tod uns gegenüberstand, auch noch so etwas wie Bewunderung für jene hegen konnte, die uns spätestens im Morgengrauen gnadenlos niedermachen würden. Aber bei allen Göttern, es war ein geradezu wilder, barbarischer Anblick, der das Blut eines jeden Kriegers in Wallung versetzte. Dieses Bild konnte nur die Seele eines Berserkers berühren, eines Mannes also, für den der Kampf und der Tod so etwas wie ein Lebenselixier waren.

Während meine Augen wie gebannt an der Kriegsmacht dieser gelbhäutigen Dämonen hing, bemerkte ich aus den Augenwinkeln heraus, wie die Frau immer näher auf mich zukam. Als ich den Kopf drehte, stand Sina jetzt so dicht neben mir, das ich den Duft ihres Körpers beinahe greifen konnte. Der Geruch von zerriebenen Wildblumen, von Leder, Schweiß und warmer Haut stieg mir beinahe schmerzhaft in die Nase und plötzlich sah ich die junge Frau in einem ganz anderen Licht.

Es war geradezu absurd.

Da draußen lauerten mindestens einhundert schlitzäugige, mordgierige Teufel, die nur darauf warteten, uns die Schädel einzuschlagen und ich stand hier in einer staubigen Dachkammer und hatte nichts anderes im Kopf als diese Frau.

Langsam drehte sich Sina zu mir um. Eine unausgesprochene Bitte lag in ihren Augen.

»Thorak...«, sagte sie leise.

Dann hob sie beide Arme und schlang sie um meinen Nacken. Dabei drückte Sina ihren Körper in einer Art an mich, das ich auf einmal weiche Knie bekam. Bevor ich noch irgendetwas erwidern konnte, trafen sich unsere Lippen. Ihre Finger flogen über die kleinen Knöpfe ihres Gewandes und noch während wir uns küssten, zerrte sie das Kleid von ihren Schultern bis zur Hüfte hinab und mir fielen fast die Augen aus dem Kopf, als sie mir ihre prallen Brüste mit den hervorstehenden harten Spitzen entgegenstreckte. In meinem Kopf wirbelte so ziemlich alles durcheinander und ich fühlte, wie ihre Blicke auf meiner Haut förmlich brannten.

Dann sanken wir zu Boden.

»Sina!«

Tamirs Stimme hallte wie der Donner eines gewaltigen Gewitters durch das Untergeschoss des Hauses und das Stampfen seiner geganelten Stiefel auf den ausgetretenen Fußbodenbrettern war bis in die Dachkammer hinauf zu hören.

»Ich glaube, dein Vater sucht nach dir.«

Statt einer Antwort zog sie meinen Kopf nach unten und unsere Lippen verschmolzen erneut.

»Sina, wo zum Teufel steckst du? Ich weiß genau, das du hier im Haus bist.«

Erst als die Treppe unter Tamirs wuchtigen Schritten zu knarren begann, rappelte sich die junge Frau auf, schlüpfte in ihr Kleid und zupfte rasch hier und da ihr Haar zurecht. Ich schwitzte unterdessen Blut und Wasser. Ich kannte Tamir und das Bild seiner riesigen Hände wurde vor meinen Augen immer beängstigender.

»Sina!«

Der Ton wurde rauer und ich wollte lieber nicht daran denken, was Tamir unternehmen würde, wenn er mich hier oben in den Armen seiner Tochter fand. Sina schien meine Gedanken zu lesen.

Sie lächelte leise, hauchte mir noch einen heißen Kuss auf die Wange und war im nächsten Moment auch schon aus dem Raum verschwunden. Ich hörte, wie sie die Treppe hinunter hastete.

»Ich bin hier oben, warte einen Moment, ich komme gleich runter.«

»Was machst du da oben? Bist du verrückt geworden? Weißt du nicht, dass die ganze Gegend nur so von Schlitzaugen wimmelt? Komm jetzt sofort runter, bevor ich vergesse, dass du meine Tochter bist.«

Die Stimme ihres Vaters ließ keinen Widerspruch zu. Mein Gefühl sagte mir, dass es besser war, wenn ich mich hier oben noch eine Weile versteckt hielt. Erst als ich hörte, wie sie mit ihrem Vater das Haus verließ, wagte ich mich die Treppe hinunter und schlich ins Freie. Einen Moment lang blieb ich im Schatten des Hauses stehen und dachte über mich und das Mädchen nach. Trotz unserer jungen Jahre wussten wir beide, was uns erwartete, wenn die Psa angreifen würden. Bei allen Göttern, wir waren doch so jung, wir hatten das ganze Leben eigentlich noch vor uns. Kein Wunder also, das wir beide im Angesicht des Todes nach Liebe und Zuwendung gierten.

»War das Zufall oder hast du tatsächlich ein Auge auf die Kleine geworfen?«

Blitzartig wirbelte ich herum.

Hätte mich ein Skorpion gestochen, ich hätte wahrscheinlich nicht langsamer reagiert. Als ich mich umgedreht hatte, kam Walla langsam aus dem dunklen Schatten der Hütte.

»Du bist verdammt neugierig.«

Walla grinste. »Ich bin vielleicht groß, aber ich bin nicht dumm. Ich habe euch beide ins Haus gehen sehen. Ich habe aber auch das Gesicht ihres Vaters gesehen. Mein lieber Thorak, die Kleine kann dir noch jede Menge Ärger bereiten.«

Dabei lachte er dumpf und klopfte mir auf die Schultern, dass ich dachte, ungespitzt in den Boden gerammt zu werden. Der Kerl hatte die Kraft von mindestens zwei Yaniochsen, wusste aber nicht wohin damit. Ein freundlicher Händedruck von ihm konnte durchaus mit mehreren gebrochenen Fingern enden. Deshalb war ich irgendwie froh, als er grinsend an mir vorbei stapfte und sich am anderen Ende

der Hütte auf dem hölzernen Vorbau niederließ und sich schnaufend gegen das Holz lehnte. Dabei zog er aus einem Beutel, der an seinem Gürtel hing, eine zerschrammte Pfeife, stopfte diese mit einem selt-samen Kraut, das er ebenfalls aus dem Beutel entnahm und zündete die Pfeife umständlich an. Unwillkürlich hielt ich die Luft an, als die ersten Rauchschwaden in meine Nase zogen. Bei allen Göttern, der Gestank hätte wohl auf der Stelle sämtliche Psa in die Flucht geschlagen. Würgend wandte ich mich ab. Die Haut auf meinem Rücken brannte noch immer wie Feuer, so liebevoll war der Schulter-schlag zum Abschied gewesen.

Bevor ich weiter über Sina, Walla und all die anderen Leute hier im Hof nachdenken konnte, hallte plötzlich Tamirs raue Stimme über den Hof.

»Los, los, schlaft gefälligst nicht ein. Bringt endlich die Wasser-fässer und die Decken ins Haus. Wenn erst die Schlitzaugen an-greifen, habt ihr für solche Dinge wahrlich keine Zeit mehr.«

Wie eine knorrige Eiche stand der große Mann im Hof und fuchtelte wild mit den Armen. Schweißgebadet und mit gesenkten Köpfen beeilten sich Tamirs Leute seinen Anweisungen nachzu-kommen. Als ich sie so über den Hof hasten sah, mit geröteten Ge-sichtern, gebeugten Schultern und über und über mit Staub bedeckt, konnte ich mir ein Grinsen nicht verkneifen. Den Göttern sei Dank war ich noch mein eigener Herr.

Doch genau in diesem Moment erreichte mich Tamirs grollende Stimme und irgendetwas an seinem Tonfall ließ mich den Kopf ein-ziehen.

»Was gibt es da zu grinsen? Los ihr beiden, kommt gefälligst her und packt mit an.«

Obwohl ich wusste, dass irgendwo da draußen die Psa geradezu darauf lauerten, uns die Kehlen durchzuschneiden, hatte ich beim Klang seiner Stimme plötzlich ein seltsames Gefühl in der Magen-gegend.

»Ich kann nur hoffen, dass Tamir von der ganzen Sache nichts mitbekommen hat. Ansonsten hast du jetzt wahrscheinlich ein Problem.«

Walla löste sich aus dem Schatten der Hütte, erhob sich und

stiefelte lauthals lachend auf die Wagen zu.

Der laue Nachtwind brachte uns den Geruch von wilden Beerensträuchern und würzigem Gras aus der Steppe entgegen. Am Horizont schimmerten die Wachfeuer der Psa. Begleitet vom dumpfen Dröhnen unzähliger fellbeschlagener Trommeln drang ihr kehliger Gesang schrill und aufpeitschend durch die Dunkelheit. An Schlaf war nicht zu denken und so schlenderte ich scheinbar ziellos über den Hof. Insgeheim hoffte ich darauf Sina wiederzusehen. Denn seit jenen Ereignissen in der Dachkammer ging sie mir entweder aus dem Weg, oder aber ihr Vater schien etwas zu ahnen und hatte dafür gesorgt, dass ich sie nicht wiedersehen durfte. Obwohl wir hier auf engstem Raum zusammenlebten, war das leicht möglich.

Das Haus, in dem wir uns geliebt hatten, war inzwischen als eine Art letzte Zuflucht hergerichtet worden. Im Augenblick hatten jetzt nur Frauen und Kinder oder Verwundete noch Zutritt.

Missmutig verhielt ich am Rad eines der Wagen und starrte seufzend zu den Feuern der Psa hinüber.

Was würde der morgige Tag wohl bringen?

In diesem Moment bemerkte ich eine wuchtige, große Gestalt, die rasch auf mich zukam.

Es war Tamir und so sehr ich mich auch nach einer Fluchtmöglichkeit umsah, es gab keine. Sinas Vater stapfte unaufhaltsam wie ein Yanibulle direkt auf mich zu.

»Ich hab nach dir gesucht, Junge«, begrüßte er mich und seine Stimme klang alles andere als liebevoll. Ich legte meine Rechte auf *Gleichmacher* und trat einen Schritt zurück.

»Was wollen Sie von mir?«, fragte ich und es klang schärfer als beabsichtigt.

»Wir müssen reden, Thorak.«

Obwohl der Schein unserer Feuer nur ein schwaches Licht durch das Lager warf, konnte ich deutlich Tamirs Gesicht erkennen, das seltsam verzerrt war. Die Augen lagen in dunklen Höhlen, seine Wangenknochen waren scharf hervorgetreten und tiefe Linien hatten

sich in seine wettergegerbte Haut gegraben. Offensichtlich hatte das Wissen um die Nähe unserer Feinde und die Sorge um die letzten Überlebenden seines Clans Tamir innerhalb kürzester Zeit zu einem alten Mann werden lassen. Nichts war mehr zu sehen von dem Tatendrang, der ihn noch erfüllt hatte, als wir uns zum ersten Mal begegnet waren. Die Last der Verantwortung hatte seine Schultern gebeugt.

»Reden, über was?«

Ich lächelte schief, meine Stimme hatte jetzt alle Schärfe verloren.

»Eigentlich bist du noch ein ziemlich junger Bursche, aber an der Art, wie du dich gibst und wie du mit deinem Schwert umgehst, sehe ich, dass ich dir wohl nichts vorzumachen brauche. Wir stecken bis zum Hals in Schwierigkeiten.«

Ich nickte beiläufig, damit erzählte mir Tamir wahrlich nichts Neues.

»Es ... es könnte sein, dass viele von uns den morgigen Tag nicht überleben werden«, stammelte er heiser und es war ihm anzumerken, dass es ihm schwer fiel darüber zu reden.

»Würdest du mir einen Gefallen tun?«

Neugierig geworden trat ich einen Schritt näher. Als ich ihm in die Augen blickte, hatte ich plötzlich das Gefühl, als hätte ich einen Eisklumpen im Magen. Der Blick in seinem Gesicht spiegelte das Antlitz eines Mannes wider, der mit seinem Leben bereits abgeschlossen hatte.

»Was soll ich tun?«

»Ich möchte nicht, dass meine Tochter lebend in die Hände der Schlitzaugen fällt. Ich habe gesehen, was diese Teufel mit ihnen machen. Entweder sterben die Frauen daran oder sie werden verrückt. Beides würde ich Sina gerne ersparen.«

Bevor ich ihm antworten konnte, nestelte der Mann umständlich an seinem Gürtel und reichte mir kurz darauf einen kleinen Dolch in einer schlichten Lederscheide.

»Sollte es zum Äußersten kommen, dann benutze bitte dieses Messer. Die Klinge ist mit einem Gift bestrichen, das ausreichen würde, um damit ein Dutzend Yanis zu töten. Sina wird überhaupt

nichts spüren.«

Wortlos drückte er mir den Dolch in die Hand, legte seine Rechte beinahe sanft auf meine Schulter.

»Als Clanführer werde ich Morgen in vorderster Reihe stehen. Ich weiß, dass ich diesen Tag wohl nicht überleben werde, aber ich weiß jetzt auch, dass es danach noch jemanden geben wird, der sich um meine Tochter kümmert.«

Dann drehte er sich um und verschwand trotz seiner hünenhaften Gestalt beinahe lautlos in der Dunkelheit. Ich wagte kaum zu atmen, ein Schlag mit einem Schmiedehammer hätte mich nicht härter treffen können als Tamirs Worte. Den Tod vor Augen legte ein Vater das Schicksal seiner einzigen Tochter in die Hände eines Fremden. Erst nach und nach wurde mir die ungeheure Bedeutung seiner Bitte bewusst. Wie benommen taumelte ich durchs Lager und versuchte einen klaren Kopf zu bekommen. Als ich derart den Wagen am äußersten rechten Rand unseres Verteidigungswalls erreicht hatte, sah ich einen der Westmarkleute, der scheinbar bewegungslos am Vorderrad lehnte und unverwandt ständig zu den Psa hinüber starrte. Der Mann hieß Peta, so jedenfalls hatte ihn Sina am Mittag gerufen. Ich kannte ihn nicht näher, aber das war mir im Moment egal. Ich brauchte jetzt einfach jemanden, mit dem ich reden konnte. Walla und Bongo schliefen schon tief und fest, sie hatten die nächste Wache. Sina war unerreichbar für mich im Haupthaus des Anwesens untergebracht und Tamir war im Moment einfach nicht in der Verfassung, um mit ihm ein vernünftiges Gespräch zu führen. Ich ging auf den Mann zu, sprach ihn leise an und stupste ihm in einer freundschaftlichen Geste auf den Oberarm.

Eine eiskalte Hand legte sich um mein Herz, als der Körper Petas unter meiner Berührung nachgab und zur Seite rutschte. Als der Mann mit dem Rücken zu meinen Füßen lag, konnte ich deutlich die beiden gefiederten Pfeile erkennen, die aus seinem Hals ragten. Für die Dauer eines Atemzuges stand ich wie erstarrt vor dem Toten, dann wirbelte ich herum und mein Schrei gellte durch das ganze Lager.

»Alaaarm!«

Der Kampf beginnt

Schattenhaft sah ich sie aus der Dunkelheit heran reiten.

Auf ihren kleinen, grell bemalten Pferden rasten sie pfeilschnell an unserer Verteidigungslinie entlang. Ein Psa tauchte direkt vor mir aus der Nacht heraus auf, hämmerte seinem Pferd die Hacken in den Leib und übersprang meine Deckung. Ich riss mein Schwert heraus und trat rasch zur Seite, der Psa landete so nahe neben mir, dass ich fast das Weiße in seinen Augen erkennen konnte. Ein breiter, schwarzer Farbstrich hatte sein vor Hass verzerrtes Gesicht in zwei Hälften geteilt und ich sah, wie er seine schwere Kriegskeule hoch schwang.

Im nächsten Moment ließ der Reiter seine Waffe fallen und legte beide Hände über das Gesicht. Ein Pfeil ragte zwischen seinen Fingern hindurch. Der Mann stürzte seitwärts vom Pferd, überschlug sich und blieb direkt vor mir liegen. Neben mir tauchte plötzlich Tamir auf. Sein Haar war zerzaust und sein Gesicht sah irgendwie zerknittert aus. Anscheinend hatte ihn der Angriff mitten aus dem Schlaf gerissen. Er hielt einen Kurzbogen in der Hand.

In der Zwischenzeit rannten unzählige halb bekleidete Menschen im Lager herum, Waffen klirrten, Männer fluchten und irgendjemand hatte dafür gesorgt, dass unsere Feuer hoch aufloderten und die Umgebung fast taghell erleuchteten. Pferdehufe trappelten durch die Nacht und die Psa verschwanden wieder so schnell wie sie gekommen waren.

»Sie haben den Wachposten auf dieser Seite getötet«, stieß ich hervor.

»Verdammt!«, fluchte Tamir. »Konntest du erkennen, wie viele es waren?«

»Höchstens fünf oder zehn Reiter, aber die Sache hat sich bereits wieder erledigt.«

»Dann haben wir ihren Angriff zurückgeschlagen?«

Ich schüttelte wissend den Kopf. »Das war nur ein Vorgeplänkel, diese Hunde wollen uns nur nervös machen. Wahrscheinlich versuchen sie das Ganze noch ein paar Mal in dieser Nacht, so lange bis

wir uns beim ersten wirklichen Angriff vor Angst fast in die Hose machen.«

Tamir nickte düster. »Du kennst dich ziemlich gut mit den Schlitzaugen aus.«

Ich zuckte mit den Schultern. »Ich hatte einmal das Vergnügen, von einer Horde Psa aufgegriffen zu werden. Glücklicherweise stellten sich meine Bewacher aber so dämlich an, dass ich bereits kurze Zeit später wieder entkommen konnte. Aber ich habe dabei einiges über sie erfahren«, entgegnete ich ausweichend. Eine innere Stimme hielt mich davon ab, mehr von meiner Vergangenheit preis zu geben. Nicht nur einmal hatte das Wissen um meine Bestimmung und die magische Kraft meines Schwertes meine Reisebegleiter schon in Gefahr gebracht.

Tamir schüttelte ungläubig den Kopf. »Gefangener der Psa, Schwertträger, Krieger und dabei bist du noch nicht einmal richtig trocken hinter den Ohren. So einen wie dich habe ich noch nie gesehen. Was für verborgene Talente schlummern sonst noch in dir?«

Ich zuckte mit den Schultern und beugte mich über den Psa, den Sinas Vater aus dem Sattel geschossen hatte. Neben ihm lag seine Kriegskeule, um seine Hüften schlang sich ein breiter Ledergurt, in dem ein zweischneidiges Wurfbeil steckte. Beide Waffen konnten wir gut gebrauchen.

Plötzlich wechselten draußen in der Steppe die Trommeln der Psa ihren Rhythmus. Dumpf und drohend hämmerte der neue Takt durch die Nacht.

Ich ahnte, dass jetzt irgendwo da draußen etwas geschah.

»Was ist das?«, hörte ich Tamirs sorgenvolle Stimme hinter mir.

In diesem Moment erfüllte ein unheilvolles Surren die Luft.

»Pfeile!«, brüllte ich so laut ich konnte. »Alle in Deckung, schnell, legt euch unter die Wagen.«

Wie ein riesiger surrender, brummender Mückenschwarm schwirrten die gefiederten Todesboten der Psa durch die Luft und trafen die Holzwände der Wagen, die Außenmauern des verfallenen Hofes und

klatschten in den von der Sonne hart gebackenen Boden. Es hörte sich an, als klopfen unzählige Menschen gleichzeitig mit ihren Handknöchel auf eine Holzplatte.

Geraume Zeit verstrich und dann rief Tamir durch das Lager. »Alle noch am Leben?«

Nach und nach meldeten sich alle im Lager zu Wort, es war fast schon ein kleines Wunder, dass niemand verletzt war. Aber noch war die Gefahr nicht vorüber. Bongo bekam es als erster zu spüren. Die scharfe Steinspitze eines Pfeils hatte sein dunkelblaues Mäntelchen getroffen und einen fingerlangen Riss hinterlassen. Anstatt jedoch den Göttern zu danken, eine Handbreit weiter rechts hätte der Pfeil nämlich seine Brust durchbohrt, stellte sich der Zwerg plötzlich auf einen der Wagen und verfluchte die Psa angesichts des beschädigten Kleidungsstückes mit Pest, Fäulnis und dämonischen Qualen. Sein kleiner Körper zeichnete sich dabei vor dem hoch auflodernden Feuer unseres Lagers überdeutlich in der Dunkelheit ab.

Ein weiterer Pfeil zischte scheinbar aus dem Nichts heran und bohrte sich mit einem hässlichen Klatschen hinter Bongo in die Holzwand jenes Wagens, auf dem er wie ein Verrückter umher sprang. Deutlich war zu erkennen, dass der Pfeil Bongos Mütze erwischt und diese an die Wagenbordwand genagelt hatte. Diesmal schien der Zwerg sein Glück beinahe überstrapaziert zu haben. Die scharfkantige Spitze des Pfeils hatte ihm einen gewaltigen Scheitel gezogen und während er immer noch fassungslos nach Luft rang, lief ihm das Blut in mehreren Bahnen übers Gesicht.

»Jetzt komm endlich vom Wagen runter, oder willst du weiter hier Zielscheibe spielen?«

Ich drehte den Kopf zur Seite und sah Walla mit gewaltigen Sätzen heranstürmen. Bevor der noch immer sprachlose Zwerg reagieren konnte, hatte ihn der Hüne wie ein ungezogenes Kind am Hosenbund gepackt und ihn zu Tamir und mir unter den Wagen gezerrt.

Mit der Gewissheit vor Augen, jetzt vor den Pfeilen der Psa in Sicherheit zu sein, plusterte sich der Zwerg sofort wieder auf.

»Was erlaubst du dir eigentlich?«, keifte er Walla an. »Ich war gerade dabei, diese Schlitzaugen mit einem Todesfluch zu belegen,

als du mich aus dem Wagen geholt hast. Dir ist schon klar, das jetzt, wo ich unterbrochen wurde, mein ganzer Zauber unwirksam geworden ist?«

Walla winkte seufzend ab. »Ach Bongo, halt jetzt einfach mal dein großes Maul und wisch dir endlich das verdammte Blut aus dem Gesicht. Du siehst aus wie ein Schwein, das man gerade abgestochen hat.«

»Blut?«, wiederholte der Zwerg ungläubig. Sofort fuhr er sich mit der Rechten über das Gesicht und starrte danach beinahe fassungslos auf seine blutverschmierte Hand.

»Ich blute!«, kreischte der Zwerg. Sein Gesicht wurde plötzlich aschfahl und er verdrehte beide Augen. Bevor irgendjemand von uns reagieren konnte, kippte der kleine Kerl zur Seite, er war einfach ohnmächtig geworden.

Nun war die Reihe an mir zu seufzen.

Die Psa versuchten es noch zweimal in dieser Nacht.

Merkwürdigerweise, oder besser gesagt wie durch ein Wunder wurde niemand im Lager dabei ernsthaft verletzt. Lediglich zum Schlafen kam keiner mehr von uns. Die Psa jedoch ließen etwa zwanzig Schritte von unserem Lager entfernt über ein halbes Dutzend leblose Stammesangehörige zurück. Ihre Wut auf uns musste inzwischen grenzenlos sein.

Dann brach der neue Morgen heran.

Nebelschleier schoben sich durch die Niederungen der Grassteppe. Im Osten schimmerte der Schein der aufgehenden Sonne nur mühsam durch den Frühdunst. Schwerfällig hob ich den Kopf und richtete mich vorsichtig hinter dem Wagen auf, hinter dem ich mir die Nacht um die Ohren geschlagen hatte. Dabei rutschte die klamme Decke, die mir irgendeine gute Seele von Mensch in der Nacht zugeworfen hatte, von den Schultern. Fröstelnd schüttelte ich mich. Die feuchte Kälte des Morgennebels durchdrang meine Knochen, ich fror, war unausgeschlafen und hungrig.

»Ein Königreich für eine heiße Tasse Kräutertee«, brummte

Walla neben mir.

Ich hatte schon eine Antwort auf den Lippen, als ich aus den Augenwinkeln heraus sah, wie schattenhafte Gestalten durch das Gras der Steppe huschten. Halb nackte Männer mit langen, dunklen Haaren, nur mit Fellstiefeln und Lendenschurz bekleidet, die gelben Körper mit Pflanzenfarben beschmiert. Ein Hornstoß ertönte und dann stürzten sich die Psa mit einem Hassgeschrei, das nicht nur mir durch Mark und Bein ging, beinahe selbstmörderisch gegen den Verteidigungswall. Ihr Brüllen und Schreien klang fast tierisch durch den grauen Morgen. Man konnte keine Worte verstehen, nur den unbegreiflichen Hass spüren, der diese Männer beseelte.

»Jetzt beginnt der Kampf«, sagte Tamir überflüssigerweise.

Eine gefiederte Lanze knallte dumpf in das Holz des Wagens. Walla legte einen Pfeil auf die Sehne seines Bogens und richtete sich langsam auf.

»Will irgendjemand noch etwas sagen, ein Gebet, einen Rat?«

Ich richtete mich ebenfalls auf und zog mein Schwert aus dem Gürtel.

»Ja, versucht zu überleben«, grinste ich.

Dann waren die Psa heran.

Einhundert heulende, waffenschwingende Wilde gegen elf Männer und drei kampfproben Frauen, unsere Lage hätte nicht aussichtsloser sein können.

Sie griffen uns an wie eine Horde wild gewordener Teufel. Ihre gellenden Schreie zerrissen die morgendliche Stille, Pfeile und Wurflanzeln prasselten gegen unsere Deckung, Staub wallte auf, Schwerter klirrten, Männer schrien, die Hölle war aufgebrochen.

»Schießt!«, brüllte Tamir und zehn Bogen und eine Armbrust ließen gleichzeitig ihre tödlichen Pfeile von den Sehnen schnellen.

Mehrere Psa fielen unter unserem ersten Pfeilhagel und noch bevor es zum Kampf Mann gegen Mann kam, hielt der Tod durch unsere Bogen noch einmal reiche Ernte unter den Angreifern.

Psa um Psa fiel schreiend zu Boden, krümmte sich sterbend im Staub oder versuchte einen Pfeil aus der Brust zu ziehen. Die klamme Morgenluft wurde getränkt von Blut, Schweiß und Angst.

Wild entschlossen schwang ich *Gleichmacher* und meine Klinge

wob ein tödliches Netz aus blitzendem, todbringendem, Menschen zerhackendem Stahl. Hier fiel ein Kopf vom Rumpf, dort ein Arm von der Schulter um im nächsten Moment wiederum Fleisch, Muskeln und Sehnen zu zerfetzen und Blut und Gedärme wie roten Regen durch die Luft spritzen zu lassen.

Ein gellender Schrei ließ mich den Kopf wenden.

Einer unserer Leute lag auf dem Rücken neben mir auf dem Boden und umklammerte mit beiden Händen den gefiederten Schaft einer Wurflanze, der aus seiner Brust ragte. Sein Kopf ruckte hoch und er starrte mich flehentlich an. Sein Gesicht war trotz der morgendlichen Kühle fast vollständig mit winzigen Schweißperlen übersät und seine Augen unnatürlich weit aufgerissen und starr. Blut sickerte über seine Lippen. Ein letztes Krächzen entrann sich seiner Kehle, seine Beine zuckten am Boden, dann lag er still.

Von unmenschlichem Zorn erfüllt stürzte ich mich mit bluttriefendem Schwert einer Gruppe von drei Psa entgegen, die gerade einen unserer Männer zu Boden gerissen hatten. Ein vierter Psa versuchte die Beine des Unglücklichen auseinander zu zerren. Aus den wenigen hasserfüllten Worten, die der Psa dem armen Teufel förmlich entgegen schleuderte, konnte ich heraushören, dass diese Bestien in Menschengestalt dabei waren, dem Unglücklichen sein Mannesteil abzuschneiden, um es ihm anschließend als grauenvolle Demütigung in den Mund zu stopfen.

Ich riss mein Schwert hoch und mein pfeifender Hieb endete in einem dumpfen Klatschen. Der Schädel des Psa flog durch die Luft und rollte schließlich auf eines der Feuer zu. Der nächste Schlag zertrümmerte einen Brustkorb und bevor ich die letzten beiden Psa angreifen konnte, verzichteten diese auf einen weiteren Kampf, sie rannten einfach davon.

Unvermittelt übertönte das Schrillen mehrerer Knochenpfeifen den Kampflärm. Unverständliche Befehle wurden gebrüllt und nach und nach trotteten, hinkten oder schlepten sich die Psa davon und verschwanden hinter den nächsten Hügeln. Tamir, Walla, Bongo und noch zwei weitere Männer kamen langsam auf mich zu. Jeder von uns blutete aus mehreren Wunden und die Anspannung des Kampfes war noch deutlich in den Gesichtern zu sehen.

»Verluste?«, fragte Tamir knapp.

»Drei tote Krieger und eine Frau, die wahrscheinlich den Abend nicht mehr erleben wird.«

Der Clanführer erschauerte.

»Wir sind gerade noch zehn, die mit einer Waffe umgehen können und da draußen warten noch mindestens sechzig Schlitzaugen darauf, uns das Herz aus der Brust zu reißen. Wie lange können wir noch widerstehen?«

»Bis sie aufhören uns anzugreifen«, erwiderte Walla.

»Oder bis wir tot sind!«, entgegnete ich.

Walla nickte. »Oder das.«

Während sich Tamir im Lager umsah und versuchte, den Überlebenden Mut zuzusprechen, winkte Bongo mich und Walla zur Seite. Dabei verhielt er sich ziemlich seltsam.

»Was hat diese verdammte Geheimniskrämerei zu bedeuten?«, zischte Walla, als wir uns schließlich zwischen den vermoderten Holzwänden in einer Scheune des Anwesens gegenüberstanden.

»Wie groß sind unsere Chancen, die nächsten Angriffe der Psa zu überstehen?«

»Ungefähr so groß wie die eines Schneeballs der versucht, auf einer glühenden Herdplatte den nächsten Winter zu überstehen.«

Bongo nickte. »Das habe ich mir beinahe gedacht. Deswegen seid ihr auch die ersten, die es erfahren werden.«

»Was?«, fragte Walla ungeduldig und ich hatte plötzlich ein verdammtes komisches Gefühl im Magen. Bei allen Göttern, was hatte Bongo vor?

Beinahe feierlich breitete der Zwerg beide Arme aus und starrte uns eindringlich in die Augen. »Ich werde sie aufhalten! Ich werde die Psa durch die Kraft meiner Magie vernichten.«

Für einen Moment lang war es in der zerfallenen Scheune so still geworden, dass man wahrscheinlich gehört hätte, wenn ein Blatt zu Boden gefallen wäre. Dann entrang sich langsam aber unaufhaltsam ein beinahe unheimliches Knurren aus Wallas Kehle. Noch bevor ich

reagieren konnte, stürzte der Hüne nach vorne, packte Bongo am Kragen seines Hemdes und schüttelte den kleinen Kerl so heftig durch, dass ich befürchtete, ihm würde jeden Moment der Schädel von den Schultern fallen.

»Jetzt habe ich aber genug von deiner Zauberscheiße. Bist du eigentlich noch ganz richtig im Kopf?«, brüllte Walla außer sich vor Zorn. »Für wen hältst du dich eigentlich? Hast du immer noch nicht begriffen, dass uns hier nur noch Schwerter und Äxte helfen können? Kein Mensch braucht dich und deine Magie. Ich bin sicher, wenn die Psa dich hier so sehen würden, die Schlitzaugen würden sich über dich totlachen.«

Auch ich war im ersten Moment drauf und dran Bongo zu verfluchen.

War der verrückte Kerl jetzt endgültig übergeschnappt?

Hatte der Zwerg immer noch nicht begriffen, dass seine Zaubersprüche und seine sogenannte Magie nichts anderes als Hirngespinnste waren? Mein Kopf sagte mir, das es besser für mich war, wenn ich diese Scheune wieder verließ und mich im Lager nützlich machte, mein Herz aber ließ mich innehalten. Obwohl der kleine Kerl von Walla wie ein Packen nutzloser Lumpen durchgeschüttelt wurde, war deutlich die Veränderung zu sehen, die ihn erfasst hatte. Sein Blick hatte jegliche Überheblichkeit verloren. Sein Gesicht glich einer steinernen Maske und seine Augen versprühten eine Entschlossenheit, die mir einen Schauer über den Rücken jagte. Sogar der wütende Walla schien zu spüren, dass da etwas mit Bongo geschehen war. Er stellte den Zwerg einfach zu Boden, drehte sich zu mir um und schüttelte verwundert den Kopf.

»Bei allen Göttern, ich glaube der Kleine meint es diesmal tatsächlich ernst.«

Bevor ihn irgendjemand aufhalten konnte, verließ Bongo den schützenden Wall unseres Lagers und lief auf die Steppe hinaus. Etwa eine Pfeilschussweite von unserem Lager entfernt setzte er sich auf den Boden, verschränkte seine Beine und streckte beide Arme gen Himmel.

»Wa-kan, waki ta, o-ta lo he!«

Die Worte, die über seine Lippen kamen, schienen nicht von

dieser Welt zu stammen. Zum ersten Mal verspürte ich so etwas wie Unbehagen in Bongos Nähe.

Götter, Schwerter und Dämonen

Er war alleine.

Alleine mit sich, seiner Magie und dem Tod.

Vorsichtig begann er seine Kleidung abzulegen, bis er nichts mehr am Leib trug außer einem Lendenschurz. Sein kleiner Körper war unglaublich hager und von unzähligen Narben übersät.

Deutlich zeichneten sich die Rippen unter der Haut ab.

Dann begann er zu singen.

Zuerst klang seine Stimme leise, dann immer fester und schließlich rief er den monotonen Text des seltsamen Liedes förmlich in den Morgen hinein.

Obwohl die Sonne immer mehr an Kraft gewann, erschauerte ich.

Die Worte, die über seine Lippen kamen, waren nicht die Worte eines Sterblichen. Sie klangen wie längst vergessene Beschwörungen die noch aus einer Zeit stammen mussten, als die Menschheit noch nicht über die Erde wandelte.

»Jetzt ist er endgültig übergeschnappt«, keuchte Walla fassungslos.

»Wenn er nicht gleich sein großes Maul hält, erschlagen ihn die Psa noch, bevor wir auf drei zählen können. Bei allen Göttern, irgendjemand muss diesen Verrückten doch aufhalten.«

Dabei knurrte er wie ein gereizter Makahl und bevor irgendjemand von uns etwas unternehmen konnte, hatte der Hüne allein mit der Kraft seiner gewaltigen Arme den Wagen beiseite geschoben, hinter dem wir Deckung gesucht hatten.

»Was hast du vor?«, fragte ich Walla und versuchte ihn am Arm zurückzuhalten.

Der Mann aus der Westmark schüttelte meine Hände wie ein lästiges Paar Fliegen ab und funkelte mich aus seinen dunklen Augen wild entschlossen an.

»Lass mich gefälligst los! Ich muss ihm helfen, irgendeiner muss diesen Wahnsinnigen ja davor bewahren dass er nicht mit offenen Augen in sein Unglück rennt.«

»Bleib hier!«, befahl ich schroff.

Irgendetwas am Klang meiner Stimme ließ den Hünen innehalten.

»Warum das denn?«, erwiderte Walla erstaunt.

Während ich ihm entschlossen in die Augen sah, deutete ich mit der ausgestreckten Rechten auf den kleinen Kerl draußen in der Steppe, dessen Oberkörper hin und her schwankte und dessen Gesang inzwischen zu einem Brüllen angeschwollen war.

»Ich glaube, wir haben Bongo alle unterschätzt.«

»Wie meinst du das?«

»Sieh ihn dir an! Sieh ihn dir genau an und dann sag mir, ob dieser Mann da draußen noch irgendwelche Ähnlichkeiten mit dem Großmaul hat, das noch in der letzten Nacht beim Anblick seines eigenen Blutes in Ohnmacht gefallen ist.«

Walla stutzte, einem ersten flüchtigen Blick folgte ein zweiter und danach war klar, dass nicht nur ich die Veränderung bemerkt hatte, die Bongo erfasst hatte.

Seine Augen hatten sich inzwischen zu unvorstellbarer Größe geweitet, als wollten sie jeden Moment aus den Höhlen fallen. Sein Körper war über und über mit glitzernden Schweißperlen bedeckt und sein Gesicht hatte eine unnatürliche bläuliche Färbung angenommen. Eine geradezu unnatürliche Mimik verzerrte sein Antlitz, als ob eine fremde unheimliche Macht von seinem Körper und seinem Geist Besitz ergriffen hatte.

In diesem Moment spuckte die Grassteppe erneut eine Horde bealmalter, waffenschwingender Psa aus. Kreischend stürmten die gelben Teufel auf Bongo zu. Immer näher und näher rasten sie auf ihn zu, während ihre Krummschwerter und Schädelbrecher im Morgenlicht blitzten. Noch einhundert Schritte, dann nur noch fünfzig und schließlich noch zwanzig, und der kleine Kerl machte immer noch nicht die geringsten Anstalten, sich in Sicherheit zu bringen.

Unwillkürlich hielten wir alle im Lager den Atem an.

»Bongo!«, brüllte Walla wie ein waidwundes Tier, als sich der Kreis der Psa um ihn schloss.

In diesem Moment schoss eine Feuerkugel aus den Handflächen des kleinen Zauberers und gleißendes Licht hüllte die Psa ein.

Das Licht war so grell, dass ich den Kopf zur Seite drehen musste, um nicht geblendet zu werden. Einen Herzschlag lang hatte ich das Gefühl, als stünde die ganze Welt in Flammen. Als das Licht wieder verblasste, schirmte ich die Augen mit meiner Linken ab, indes ich mich vorsichtig umdrehte, um zu erkennen, was passiert war. Aber alles, was ich sehen konnte, war ein gutes Dutzend Psa, die sich schreiend am Boden wälzten und deren Körper in ein unwirkliches grelles Licht getaucht waren. Fassungslos sah ich mit an, wie das Licht immer mehr verblasste und schließlich ganz verschwand. Mit dem Licht verschwanden auch die Psa.

Eine eigenartige Stille lag plötzlich über dem Land.

»Was ist geschehen?«, stammelte Tamir, der neben mir stand. Anscheinend hatte ihn das Licht stärker geblendet als mich, denn er blinzelte unentwegt mit den Augen und tastete sich wie ein Blinder am Wagen entlang auf mich zu.

»Er hat uns alle gerettet«, sagte Walla beinahe feierlich.

»Bei allen Göttern, ich werde mich über diesen kleinen Kerl niemals wieder lustig machen. Wahrlich, er ist tatsächlich ein richtiger Zauberer.«

Dann lief er los.

Nachdenklich blickte ich ihm hinterher. Unterschiedlicher konnten zwei Menschen wohl nicht sein, ging es mir dabei durch den Kopf. Hier Walla, der geduldige, nachdenkliche Hüne aus der Westmark, auf der anderen Seite Bongo, der Zwerg, dessen vorlautes Mundwerk seine Mitmenschen schon mehr als einmal in Schwierigkeiten gebracht hatte. Trotzdem schien es zwischen den beiden eine tiefe Verbundenheit zu geben. All den zurückliegenden Kämpfen, dem Sterben und Blut zum Trotz war ich seltsam berührt, als Walla im Laufschrift auf den Zwerg zustürzte, ihn in die Arme nahm und beinahe zärtlich wie eine Mutter ihr Kind zurück trug.

»Wird er es überleben?«, fragte Tamir, der offensichtlich seine

Sehnsüchtigkeiten überwunden hatte.

Ich zuckte mit den Schultern.

»Was soll ich sagen? Ich bin ein Krieger, ich beherrsche das Schwert, ich kann fast alles reiten, was vier Beine hat und meine Pfeile treffen meistens ihr Ziel. Aber das hier ist Magie, nur die Götter wissen, was jetzt weiter zu geschehen hat.«

Inzwischen hatte die Sonne ihren höchsten Stand erreicht. Immer noch lag eine fast beängstigende Stille über dem Grasland. Der Wind hatte inzwischen seine Richtung geändert und blies uns jetzt den Sand der Steppe direkt von vorne ins Gesicht.

»Sie sind weg!«, keuchte Joba. Der einäugige, hagere Mann hatte sich geraume Zeit in der näheren Umgebung herumgeschlichen und versucht die Psa auszukundschaften.

»Da hinten war ihr Lager«, sagte er und deutete mit vorgerecktem Kinn auf eine niedrige Hügelkuppe im Osten.

»Bongos Magie muss sie in Angst und Schrecken versetzt haben. Sie sind davon geritten, als ob sämtliche Dämonen des Universums ihnen im Nacken saßen. Bis auf ihre Pferde haben sie alles zurückgelassen. Decken, Trockenfleisch, Wassersäcke, so etwas habe ich noch nie gesehen. Die Psa müssen sich vor Angst fast in die Hosen gemacht haben.«

»Ich denke, wir verschwinden jetzt ebenfalls«, mischte sich Walla in die Unterhaltung ein.

»Wohin?«, fragte Joba.

»Nach Razamanaz«, erwiderte Tamir und deutete mit seiner Rechten auf das Land hinter uns.

»Fünfundzwanzig Meilen oder so Richtung Südwesten. Wenn ich jenem Händler, den wir unterwegs getroffen haben, glauben darf, so ist die Stadt anscheinend groß genug, um selbst einer Armee der Psa zu trotzen.«

»Oder sie ist so tot und verlassen wie dieser Hof, von dem er euch ebenfalls berichtet hat«, stellte ich trocken fest.

»Direkt im Süden liegt die Wüste Kum, hinter uns lauern die Psa. Im Osten erwartet uns eine Bergkette, deren Gipfel so hoch sind, dass sie fast den Himmel berühren und im Westen liegt das Meer der Bestien. Dort soll es Geschöpfe geben, die größer als ein Haus sind

und sich von Menschenfleisch ernähren. Was für eine Wahl bleibt uns also?«

Unsere Karawane bestand immer noch aus drei Wagen, allerdings war Tamirs Clan inzwischen zu einem jämmerlichen, unbedeutendem Haufen zusammengeschmolzen. Der Kampf mit den Psa hatte einen schrecklichen Blutzoll von ihnen gefordert. Bis zum Nachmittag waren noch zwei Menschen an ihren Verletzungen gestorben.

Um vor Überraschungen sicher zu sein, mussten mindestens jeweils zwei Reiter unseren Rücken und die Flanken des Wagenzugs sichern, während Tamir die Vorhut bildete.

Acht Männer, fünf Frauen und sieben Kinder zählte seine verzweifelte Schar jetzt noch. Deshalb musste auch Sina einen der Wagen lenken, es fehlte einfach an Männern. Allerdings machte sie ihre Sache ausgezeichnet. Mit ruhiger Hand lenkte sie das Yanigespann sicher durch das Land. Obwohl kein Pfad zu erkennen war und kein Karrenweg mit seinen ausgefahrenen Spurrillen ihr den Weg ebnete, beherrschte sie den Wagen vollkommen. Das Fuhrwerk schwankte bei seiner Fahrt über Stock und Stein nicht mehr als der Wagen vor ihr und der wurde immerhin von Joba, dem erfahrensten Kutscher des Clans gesteuert.

Während ich der Karawane folgte, kreisten meine Gedanken immer wieder um Sina. Bei allen Göttern, ich musste unbedingt mit ihr reden, noch an diesem Abend. Selbst auf die Gefahr hin, dass ich mir mit Tamir deswegen Ärger einhandelte.

»Das Mädchen ist unglaublich. Jede andere wäre nach all dem, was sie bisher durchgemacht hat, schon längst verrückt geworden.«

Ich drehte mich im Sattel um und starrte verwundert auf Mano, Tamirs Bruder. Er hatte sein Halstuch mit dem Wasser aus seiner Feldflasche getränkt und wischte sich damit übers Gesicht. Wir beide bildeten die Nachhut und hatten den ganzen Staub zu schlucken, den der Wagenzug vor uns aufwirbelte. Mit einem schelmischen Grinsen im Gesicht zwinkerte er mir auffällig zu.

»Na, wäre das nicht ein Mädel für dich? Ihr seid doch beide fast im gleichen Alter.«

Bevor ich darauf eine Antwort geben konnte, zügelte Tamir an der Spitze der Kolonne plötzlich sein Pferd, hob die Hand und stieß einen kurzen, lauten Schrei aus. Nacheinander kamen Wagen und Pferde zum Stehen und formierten sich hinter ihm zu einem Halbkreis.

Als wir uns dem Wagenzug näherten, erfüllten wilde Flüche die Luft. Ich kniff die Augen zusammen, starrte nach vorne und erschrak.

In breiter Front trabten zehn Reiter auf uns zu. *Psa!*

Aber das war es nicht, was mich mit Schrecken erfüllte. Ein rascher Blick nach allen Seiten hatte mir gezeigt, dass es sich bei den Reitern tatsächlich nur um zehn Männer handelte.

Was mich so entsetzte war der Anführer der Männer. Es war niemand anderes als Asuti, einer aus ihrer dämonischen Priesterschaft. Schon einmal war er mir entkommen. Meine Gedanken wirbelten durcheinander. Bongo lag noch völlig entkräftet in einem der Wagen und außer meinem Schwert hatten wir nichts, was wir Asutis dunkler Magie entgegensetzen konnten.

Duell der Magier

»Was, du schon wieder?«

Als Asutis mich erkannt hatte, verzerrte sich sein asketisch geschnittenes Antlitz augenblicklich zu einer schrecklichen, vor Hass verzerrten Fratze. Die Augen quollen ihm förmlich aus den Höhlen und sein Gesicht nahm eine aschfahle Farbe an, während sich der Mund des Priesters in einen schaumbedeckten, geifernden Schlund zu verwandeln schien. Er hielt sich nur noch mit Mühe im Sattel. Deutlich war ihm anzumerken, dass er sich am liebsten auf mich gestürzt hätte, um mich mit bloßen Händen zu erwürgen. Zu oft schon hatte ich ihm und seinen gelbgesichtigen Handlangern in die Suppe gespuckt und einige ihrer Pläne vereitelt. Umso erstaunlicher

war es mit anzusehen, wie der Priester jetzt versuchte, sich nichts anmerken zu lassen. Er schluckte seine heiÙe Wut hinunter und wandte sich wieder Tamir, dem Fñhrer der kleinen Karawane zu.

Mich behandelte er dabei, als ob ich Luft wäere.

»Ich weiÙ nicht, warum ihr mein Angebot ausschlagt. Seht euch doch um, was ist denn aus eurem Clan geworden? Kaum zwanzig Seelen folgen noch euren Worten. Ich sage euch, hñchstens zwei Mal noch wird der Monat der frierenden Bäume ins Land ziehen, danach wird sich niemand mehr an euch erinnern. Der Wind wird eure Spuren verwehen und schon bald wird die Zeit kommen, in der ihr nicht einmal mehr in den Erzählungen der Alten erwähnt werdet«

»Und wer ist schuld daran?«, brauste Tamir auf.

»Ihr und eure mordgierigen, schlitzäugigen Vasallen! Ihr habt mein Volk auf dem Gewissen, ihr habt uns aus unserer Heimat vertrieben, und mit euch soll ich jetzt auch noch Geschäfte machen?«

»Ihr verurteilt meine Männer zu Unrecht. Auch sie handelten nur auf Befehl und außerdem, hättet ihr euch unserem Gesetz unterworfen, würden alle von euch noch leben.«

»Leben?«, zischte Tamir wütend. »Was ihr Leben nennt, ist in Wirklichkeit Sklaverei. Selbst die Hunde in unserem Dorf besitzen mehr Rechte als ihr uns nach der Unterwerfung zugestanden hättet.«

»Was will dieser gelbgesichtige Blödmann von euch?«, fragte ich Tamir ziemlich barsch, weil mir längst klar geworden war, dass das ganze Gerede nichts einbrachte, außer dass es uns auf unserem Weg nach Razamanaz aufhielt und Zeit kostete. Zeit, die von den Psa eventuell dafür genutzt wurde, um weitere Männer heranschaffen zu können.

»Das Schlitzauge fordert uns auf ihm Bongo auszuliefern. Er sei schließlich kein Angehöriger unseres Clans, sagt er. Im Gegenzug dafür sollen wir freies Geleit nach Razamanaz erhalten.«

»Heute Morgen noch haben wir den Angriff von einhundert Psa abgewehrt, jetzt sehe ich nur zehn von ihnen. Wie will er uns daran hindern einfach weiter zu reiten?«

»Er weiÙ von Bongos magischen Kräften, aber darüber kann er angeblich nur lachen. Seine Magie soll tausendmal stärker sein und wenn wir nicht bald auf sein Angebot eingehen, droht er, uns alle in

Staub zu verwandeln. Sag mir, was ich tun soll, Thorak!«

»Wo ist Bongo?«

»Im zweiten Wagen, aber den Weg dahin kannst du dir sparen. Der arme Kerl liegt wie ein Toter unter seinen Decken. Der Zauberspruch, mit dem er die Psa in die Flucht schlug, hat ihn alle Kraft gekostet. Wenn du ihn ansiehst, erschrickst du. Bongo sieht jetzt aus wie ein Hundertjähriger.«

»Da mach dir mal keine Gedanken«, versuchte ich ihn aufzuheitern. »Auch ich bin in magischen Dingen bewandert und es müsste schon mit dem Teufel zugehen, wenn wir beide keine Lösung finden würden.«

Als ich mich abwandte um mit Bongo zu reden, sah ich aus den Augenwinkeln heraus so etwas wie Hoffnung in Tamirs Gesicht aufflackern. Der Priester der Psa hingegen starrte mich finster an. Seine Augen waren kalt und grausam und seine Stimme klang wie das Zischen einer Schlange, als er mir drohte.

»Du Hund! Wenn du jetzt zu ihm gehst, werdet ihr alle sterben.«

Einen Herzschlag lang dachte ich daran Asutis Anweisungen zu folgen, aber dann überwog die Wut über das unverschämte Verhalten der Psa und das Wissen darüber, dass selbst ein Einlenken unseren Tod wohl nur hinausgezögert hätte. Die rettenden Mauern von Razamanaz waren zum Greifen nahe. Ich war fest entschlossen, alles auf eine Karte setzen.

Ich musste mich beinahe verrenken, um an der Wagenrückwand durch jenen Spalt zu kriechen, der hinein zu Bongos Lager führte. Aber schon hinter dem ersten Fell, das den Eingang verdeckte, konnte ich wieder im Innern des mit Zelttuch überdachten Wagens aufrecht stehen. Zwei, drei Kerzen spendeten ein warmes gelbrotes Licht und ihre züngelnden Flammen warfen bizarre Schattenbilder auf die Tuchwände des Wageninnern.

Ich blickte mich um.

Im Hintergrund des Wagens gab es einen großen Haufen Felldecken. Darin lag eingewickelt die beinahe zerbrechlich wirkende

Gestalt des Zwerges.

Bei allen Göttern, mit seiner wachsbleichen Haut und den zitternden Händen sah er tatsächlich aus wie jemand, nach dem der Tod bereits seine Krallen ausgestreckt hatte.

»Geh weg!«, sagte Bongo mit schwacher Stimme.

»Ich bin's, Thorak«, erwiderte ich leise.

Es gab eine lange Pause.

»Das habe ich mir beinahe gedacht«, sagte Bongo schließlich.
»Was willst du hier? Zusehen, wie ich sterbe?«

»Rede keinen Blödsinn, sieh lieber zu, dass du auf die Beine kommst, wir brauchen dich.«

»Mich? Ich bin euch wahrlich keine große Hilfe mehr. Sieh mich doch an. Selbst ein Neugeborenes könnte mich in meinem jetzigen Zustand zu Boden werfen. Seit ich die verbotenen Zaubersprüche des Alten aus Kuru benutzt habe, bin ich wohl dem Tode geweiht. Jetzt geh!«

Ich schüttelte beharrlich den Kopf. »Ich gehe nicht und du wirst jetzt gefälligst aufhören, in Selbstmitleid zu versinken«, erwiderte ich grob. Obwohl Bongo sichtlich geschwächt war, konnte ich es nicht zulassen, dass sich der Zwerg aufgab. Das Überleben der ganzen Karawane lag mit in seinen Händen und deshalb schlug ich ihm das Schicksal dieser Menschen mit harten Worten wie einen nassen Lappen um die Ohren. Ich erkannte, wie der Zwerg unter meinem rüden Ton zusammenzuckte und Furcht in seinen Augen aufflackerte.

»Verdammt!«, schrie ich ihn an. »Hör auf zu jammern! Steh endlich auf und kämpfe, wenn du ein Mann bist!«

Mühsam richtete sich der Zwerg auf. Sein Atem ging keuchend und dicke Schweißperlen glitzerten auf seiner Stirn, als er mir entgegen kam. Er hatte die Lippen zu einem schmalen, blutleeren Strich zusammengedrückt und die dünnen Hände so fest zu Fäusten geballt, dass die Knöchel weiß unter seiner Haut hervortraten. Aber kurz bevor er mich erreicht hatte, ging er mit zitternden Beinen vor mir in die Knie.

»Es hat keinen Zweck«, hauchte er schließlich mit tonloser Stimme. »Der Psapriester, von dem du mir erzählt hast, wird mich

mit einem einzigen Schnippen seiner Finger vernichten. Ich wüsste nicht, wie ich seiner Magie widerstehen könnte. Was immer du dir ausgedacht hast, vergiss es.«

Statt einer Antwort zog ich mein Schwert aus dem Gürtel und hielt die Klinge waagrecht vor Bongos Brust.

»Berühre es!«

»Was soll das? Es gibt auf der ganzen Welt keine Waffe, die jemals auf Dauer gegen Magie Bestand hatte. Uns können nur noch die Götter helfen.«

»Berühre es!«, schrie ich ihn an.

Bei meinen scharfen Worten zuckte Bongo zusammen und berührte mit seinen Fingern flüchtig die Klinge meines magischen Schwertes. Für einen kurzen Augenblick umhüllten blaue Flammen die gebeugte Gestalt des Zwerges und einen Moment lang herrschte eine geradezu unirdische Stille in dem Wagen. Dann war das blaue Flammenlicht so rasch verschwunden wie es gekommen war und zurück blieb ein aufrecht stehender Zwerg mit einem Gesicht, in dem sich gleichermaßen Erstaunen und Furcht widerspiegelten.

»Was ... was war das?«, stammelte Bongo.

»Diese Klinge wurde einst von Götterhand geschmiedet. Wie du siehst, bist du nicht der Einzige, der mit Magie umgehen kann. Also, was ist mit dir, bist du jetzt bereit den Psa entgegenzutreten?«

Er nickte.

Wenn es je einen Menschen gab, der von einer Sache restlos überzeugt war, so war es in diesem Moment Bongo, der Zwerg.

Gemeinsam schritten wir den Psa entgegen.

Mit dem blanken Schwert in der Hand ging ich auf Asuti zu. Neben mir lief Bongo, der mit jedem Schritt selbstsicherer wurde.

»Sieh an, sieh an, die Zauberer aus Tamirs Clan machen uns ihre Aufwartung.«

Asuti lächelte von seinem Pferd aus auf uns herab. Seine Stimme klang leise und belustigt, aber in seinen Augen flammte rasende Wut. Noch während uns das höhnische Lachen seiner Begleiter in den

Ohren klang, hob Asuti die Rechte und deutete mit seinen gekrümmten Fingern direkt auf Bongos Brust.

»Chleb vana atla ida!«

Instinktiv spürte ich, dass Asuti mit diesen Worten etwas heraufbeschwor, das aus den finstersten Tiefen namenloser Dämonenhöllen entsprungen sein musste.

Aus der Krallenhand des teuflischen Priesters löste sich ein dunkles, bedrohlich schimmerndes Lichtgebilde heraus. Ein fauliger Gestank erfüllte plötzlich die Luft und schnürte mir fast die Luft zum Atmen ab. Ein schwarzer Schatten raste auf Bongo zu. Doch der Zwerg war anscheinend auf derartiges vorbereitet. Mit einer leichten Drehung seines Körpers entging er dem dunklen Gebilde, das aus Asutis Fingern heraus direkt auf ihn zu schoss. Blitzartig ging der Zwerg in die Hocke und richtete seinerseits die Innenflächen seiner Hände auf den Oberkörper des Priesters. Ein greller Lichtblitz entrang sich Bongos Fingern und raste auf Asuti zu. Als das Licht den Psa erreicht hatte, verwandelte es sich in einen gelblichen Nebel, der sich wie eine zweite Haut um den Körper des Priesters legte.

Asuti schrie vor Schmerz, fiel aus dem Sattel, krachte hart zu Boden und krümmte sich schreiend vor Qual im Staub der Steppe, während Bongo reglos dastand und Worte vor sich hinmurmelte, die nicht von dieser Welt zu stammen schienen.

Voller Ehrfurcht beobachtete ich das Duell der beiden Magier.

Die Luft um uns herum war erfüllt von beißendem Gestank.

Urplötzlich wurde mir bewusst, wie hilflos Asuti jetzt zu meinen Füßen lag. Der Mann, auf dessen Befehl hin ganze Völker ausgelöscht wurden, lag jetzt wehrlos wie ein Neugeborenes vor mir auf dem Boden. Berserkerwut durchflutete mich und nur noch ein Gedanke beherrschte mich.

Asuti musste sterben!

Als der Priester der Psa begriff, was geschah, war es bereits zu spät. Schreiend rannte ich auf ihn zu und das Letzte, was Asuti in seinem Leben noch wahrnahm, war mein erhobenes Schwert.

Mit einem einzigen Hieb tötete ich den Magier.

In diesem Moment schrie Bongo auf.

Sein gellender Schrei schnitt mir durch Mark und Bein und als ich

mich umdrehte, wurde mir beinahe schlecht. Meine dunkelsten Ahnungen waren zur entsetzlichen Wirklichkeit geworden.

Kein Mensch beschwor Götter und Dämonen herauf, ohne dafür irgendwann einmal zur Rechenschaft gezogen zu werden.

Razamanaz

Der Zwerg lag reglos am Boden.

Unwillkürlich hielt ich die Luft an. Die kleine Gestalt bot einen entsetzlichen Anblick. Aus seinen Kleidern stiegen dünne Rauchschwaden empor, die rasch in der warmen Luft des Tages zerfaserten. Er hatte die Beine weit von sich gestreckt und die Finger in die Erde gebohrt, er musste entsetzliche Qualen ausgestanden haben. Seine Haut war von einer wächsernen Bleiche überzogen, die mich sofort an einen Toten erinnerte. Im Gegensatz dazu aber war sein Gesicht feuerrot. Das graue Haar war verkohlt und der Schädel an manchen Stellen bis auf die Kopfhaut versengt.

Es war alles genauso gekommen, wie es Bongo vorausgesagt hatte.

Die teuflische Magie der Psa saugte den bedauernswerten Opfern sämtliche Lebenskraft aus dem Körper und hinterließ nur noch eine wachsbleiche, leblose Hülle. An welcher Stelle diese Energie in die Fänge der dämonischen Priester übergang, war immer an den feuerroten Brandmalen zu erkennen.

Verzweifelt sah ich mich um.

Aber es gab weit und breit nichts und niemanden, was ihm helfen konnte. Im Gegenteil, die Nähe des Todes war förmlich greifbar und während er leise röchelte, spürte ich, wie mit jedem weiteren Atemzug das Leben aus seinem geschundenen Leib glitt. Ein krächzender Schrei erklang und direkt neben mir stürzte sich ein schwerer Körper vorbei auf die leblose Gestalt.

Als Walla in die Knie ging, verdeckte sein gewaltiger Oberkörper Bongo fast gänzlich und ich konnte zuerst nicht erkennen, was er mit dem Schwerverletzten vorhatte. Aber als er sich schließlich mit ge-

kreuzten Beinen neben dem Kopf des Zwerges niederließ, war es für alle von uns deutlich zu erkennen.

Bongos Herz hatte endgültig aufgehört zu schlagen.

»Er ist tot!«, sagte Walla mit tonloser Stimme. Dabei strich er mit seiner rechten Pranke beinahe zärtlich ein letztes Mal über das Gesicht des kleinen Kerls und schloss ihm für immer die Augen. Fassungslos traten die Menschen aus Tamirs Clan auf den Toten zu und umringten ihn, während aus ihren Reihen leises Weinen und vereinzelt Fluchen zu hören war.

»Warum gerade er?«, keuchte Tamir und blickte betroffen zu Boden.

»Ohne ihn ständen wir heute nicht hier. Dieser kleine Teufelskerl hat in der kurzen Zeit, in der er bei uns war, mehr für den Clan getan, als ich seit jenem Tag, an dem unser Dorf überfallen wurde.«

»Jetzt rede keinen solchen Blödsinn daher«, knurrte der einäugige Joba. »Ohne deine Umsicht hätten wahrscheinlich keine fünf von uns lebend aus dem Dorf fliehen können, als uns die Psa damals im Schlaf überrascht haben. Sicher hat er fast Übermenschliches geleistet, indem er jetzt zum zweiten Mal der dunklen Magie der Psa getrotzt hat. Aber du solltest auch all die anderen nicht vergessen, die uns beim Kampf gegen die Schlitzaugen geholfen haben.« Dabei blieb sein Blick auch auf mir hängen.

»Gewiss«, erwiderte Tamir einsichtig.

So ging es noch geraume Zeit hin und her und ich hörte schließlich nur noch mit halbem Ohr hin. Stattdessen schweifte mein Blick sorgenvoll über den Rest unserer Gruppe. Als ich Sina unter den Versammelten entdeckte, machte mein Herz einen kleinen Sprung. Tränen rollten ihr stumm über die Wangen, auch ihr schien Bongos Tod sehr nahe gegangen zu sein.

Als sich unsere Blicke trafen, vermeinte ich ein kurzes Aufleuchten in ihren großen Augen zu erkennen und als sie sich die Tränen aus dem Gesicht gewischt hatte, machte sie Anstalten auf mich zuzukommen. Aber ein knurrig ausgestoßener Befehl ihres Vaters hielt sie zurück.

Verwundert blickte ich Tamir an.

»Erst, wenn wir tatsächlich in Sicherheit sind, reden wir weiter

über dieses Thema. Denk daran, noch trägst du den Dolch.«

Unwillkürlich umfasste ich mit der Rechten die kleine Lederseiche an meinem Gürtel. Dort steckte noch immer unberührt das kleine Messer mit der vergifteten Klinge. Als ich erneut in Sinas Gesicht blickte, wurde mir wieder bewusst, zu welchem Zweck die Waffe eigentlich diente und ich erschauerte.

Wir folgten Walla schließlich zu einem weitläufigen Hügel, auf dessen Kuppe er seinen Gefährten begrub – am Fuße eines riesigen Dornenbuschstrauches, das Gesicht gen Westen gewandt.

»Sein größter Wunsch war immer gewesen, eines Tages als reicher und geachteter Mann wieder in seine Heimat zurückkehren zu können.« Dabei deutete er mit einer umfassenden Handbewegung auf die zahlreichen Hügel und Erhebungen am westlichen Horizont. Nachdenklich senkte Walla den Kopf und starrte wieder auf Bongos Grab.

»Das mit dem Reichwerden hat wohl nicht sein sollen, Kleiner«, sagte er mit leiser Wehmut in der Stimme. »Aber wenigstens verlierst du so nie wieder deine Heimat aus den Augen.«

Dann griff der Hüne mit beiden Händen in den Boden um wenig später zwischen seinen Fingern langsam die Erde des Graslandes auf Bongos Grab rieseln zu lassen.

Kurze Zeit später brachen wir wieder auf und wir waren noch keine fünf Meilen weiter gezogen, als die Sonne immer tiefer zwischen den Hügeln verschwand. Dann dauerte es auch nicht mehr lange und schließlich war der Abendwind unser einziger Begleiter auf unserer Reise hin zu den schützenden Mauern von Razamanaz.

Als die Vögel mit dem ersten Licht des Tages um die Wette zwitscherten, lag die Stadt unserer Ziele endlich vor uns. Razamanaz, das Bollwerk des Südens.

Der Stadtstaat war von solch gewaltigen Mauern umgeben, dass nur die Türme und Zinnen der höchsten Gebäude der Stadt diesen steinernen Wall überragten. Alles andere entzog sich den Blicken jeglicher Beobachter. Nur ein einziger Einlass erlaubte es den

Reisenden, hinter die Mauern zu gelangen und als ich die Ausmaße des Stadttores sah, hielt ich unwillkürlich den Atem an. Die beiden gewaltigen Flügeltüren bestanden aus dunklen Holzbohlen, die im Schein der aufgegangenen Sonne eine Farbe angenommen hatte, als wären sie in Blut getaucht.

Bei meinem Schwert, nur die Götter konnten wissen, wo solche Bäume wuchsen, aus denen man diese gewaltigen Hölzer heraus schlagen konnte. Die Türen waren noch zusätzlich mit schmiedeeisernen Beschlägen verstärkt und so schwer, dass für jeden Flügel ein halbes Dutzend Yani-Ochsen benötigt wurde, um diesen auf oder zu zuziehen. Aber das erkannte ich erst, nachdem wir lange Zeit später endlich Einlass in die Stadt erhalten hatten.

Trotz der frühen Stunde drängelten sich bereits eine stattliche Anzahl der unterschiedlichsten Menschen vor dem Tor. Fahrende Händler, Bauern, die ihre Erzeugnisse auf dem Markt feilboten wollten, umherziehende Söldner, allerlei lichtscheues Gesindel und einfache Reisende wie wir.

»Mir scheint, hinter diesen Mauern gibt es etwas umsonst. Wie sonst sind zu dieser frühen Stunde all diese Menschen hier vor dem Tor zu erklären?«, murzte Walla.

Deutlich war dem groß gewachsenen Mann anzusehen, dass ihm die Anwesenheit so vieler Menschen unbehaglich war.

Joba lachte zynisch auf. »Da irrst du dich aber gewaltig, mein großer Freund. Hinter den Mauern dieser Stadt bekommst du nichts geschenkt, aber auch gar nichts. Im Gegenteil, am Eingang musst du sogar dafür bezahlen um hinein zu kommen.«

»Bezahlen?«, stieß Walla hervor und starrte Joba dabei völlig entgeistert an. Auch ich hob etwas verwundert die Augen. Einen Obolus zu entrichten, um in das Innere eines Zeltes zu gelangen, in dem Gaukler ihre Künste darboten, oder um an einem Kreis aus Holzlatten und geflochtenen Seilen stehen zu können, um einem Faustkampf beizuwohnen, all das hatte ich schon erlebt. Aber Geld zu zahlen, um in eine Stadt zu gelangen? Ich schüttelte den Kopf.

Doch Jobas Erklärung ließ nicht lange auf sich warten.

Da weder die umherziehenden Clans der N'de noch die kriegerischen Horden der Psa sich großartig mit Handel, Ackerbau

und Viehzucht beschäftigten, war die Stadt im Laufe von Generationen zu einem der bedeutendsten Umschlagplätze für Waren aller Art geworden. Geschickte Kaufleute aus den Hafenstädten des Südens hatten rasch den unschätzbaren Wert des Standortes erkannt und aus den wenigen, unscheinbaren Hütten in den Anfängen des Handels daraus bald eine kleine, blühende Gemeinde geformt. Im Laufe unzähliger Jahre war so unter der Führung dieser weitblickenden Männer die Stadt zu dem geworden, was sie heute war. Inmitten der unendlichen Weiten des Steppenlandes ragte sie inzwischen wie eine trutzige Felsenburg aus diesem Meer aus Gras empor.

Ein eigener Staat mit einer eigenen Armee, eigenen Gesetzen und eigenen Zöllen und das obwohl nur geduldet, da Razamanaz eigentlich im Land der N'de lag. Deshalb verwendeten die Stadtoberen eine große Summe für die Wehrhaftigkeit der Stadt. Dieses Geld wurde einerseits durch Steuern und Abgaben aufgebracht, stammte aber zum größten Teil aus dem geforderten Einlasszoll, dessen Höhe sich wiederum aus der Anzahl der Menschen und Tiere zusammensetzte, welche in die Stadt wollten.

Bei allen Göttern, was war die Welt der Händler und Geschäftemacher doch kompliziert. Ich war nur ein einfacher Bursche aus Eislanden und wollte mir deshalb den Kopf nicht weiter über die Geschicke der Kaufleute zerbrechen, zumal wir uns jetzt dem Tor näherten. Ich hob den Kopf und meine Hand legte sich unwillkürlich um den Griff meines Schwertes.

Hinter dem rechten Flügel des Tores tauchte unvermittelt eine große Gruppe blau gekleideter Stadtwachen auf. Mindestens zwei Dutzend Männer mit großen Rundschilden, Krummsäbeln und langen, mit scharf geschliffenen Spitzen versehenen Speeren. Rasch, weil sicherlich schon tausendmal geübt, umstellten sie unseren kleinen Wagenzug und versperrten den Weg.

Der Mann an der Spitze der Soldaten, ein schlanker, hochgewachsener Kerl mit einem sauber gestutzten Backenbart, starrte

uns mit blitzenden Augen entgegen.

»Gehört ihr alle zusammen?«, fragte er mit sonorer Stimme, währenddessen seine Rechte vom ersten bis zum letzten Wagen hinüber schweifte.

Tamir nickte. »Ich bin der Führer dieser Sippe und wir würden uns gerne hinter den schützenden Mauern eurer Stadt etwas von den Strapazen unserer langen Reise ausruhen.«

»Das Leben in Razamanaz ist aber teuer, bereits der Einlass in diese Stadt kostet euch eine stattliche Anzahl von Münzen. Besitzt ihr überhaupt genügend Geld, um hier ein paar Tage auszuharren? Herumstreunendes Gesindel und Bettler haben wir schon zur Genüge.«

Mit jedem Wort mehr wurde die Stimme des Mannes deutlich schärfer.

Anstelle einer Antwort warf ihm Tamir einen kleinen Lederbeutel zu, in dem es vernehmlich klimperte. Ich staunte nicht schlecht, als die Rechte des Mannes hochschoss und den kleinen Beutel, ähnlich einem Adler, der sich seine Beute krallte, in der Luft mitten im Flug fing.

»Ich hoffe, das wird für die erste Woche für uns alle genügen.«

Die Stadtwache warf einen kurzen Blick in den Beutel und grinste breit.

»Anscheinend kennt ihr die Preise hier genau. Die Summe ist allerdings fast schon etwas zu hoch für euer Anliegen. Oder wollt ihr uns gar bestechen?«

Tamir grinste ebenso breit zurück.

»Wenn ihr das restliche Geld am Ende eures Wachdienstes in ein paar Krüge Wein investiert, glaube ich kaum, dass hier irgendjemand von Bestechung reden kann, oder?«

Ohne ein weiteres Wort über die Angelegenheit zu verlieren, machte uns der Mann mit seinen Soldaten bereitwillig Platz und schon bald hatten wir den eigentlichen Stadtkern erreicht. Hier war alles von pulsierendem Leben erfüllt. Überall bauten Händler ihre Verkaufsstände auf und priesen Marktfrauen lautstark ihre Waren an, während unübersehbare Menschenmassen an uns vorbei hasteten.

Inzwischen hatte sich die Mittagshitze wie ein Deckel über die

Stadt gelegt, der die ganze Luft mit all ihren Gerüchen und Düften zu Boden drückte. Die lieblichen genauso wie die unerträglichen, die hier in den engen Straßen deutlich überwogen. Ich legte mir die Hand vor den Mund und kniff mit Daumen und Zeigefinger meine Nase zu.

Ich wagte kaum noch zu atmen.

Es stank nach Fisch, verbranntem Fleisch, Gewürzen, Schweiß und dem allgegenwärtigen Kot, den die unzähligen herumziehenden Tiere in den Straßen hinterlassen hatten. Wenn man hineintrat, war es letztendlich egal, ob die Hinterlassenschaft von Pferd, Hund, Ochse oder Esel, Ziege oder Schwein stammte. Das Ergebnis stank in jedem Fall zum Himmel und deshalb hatte ich auch schon einen wilden Fluch auf den Lippen, als neben dem Wagen, auf dem ich saß, etwas mit elementarer Wucht in einen solchen Haufen klatschte, so dass die matschige Brühe bis hoch auf mein Hemd spritzte. Aber mein wütender Schrei blieb mir förmlich im Hals stecken, als ich das Wurfgeschoss erkannte, welches die Dreckfontäne ausgelöst hatte.

Ich war noch keine Stunde in dieser Stadt und doch hatte schon irgendjemand aus dieser gesichtslosen, vorbeihastenden Menschenmasse versucht, mich mit einer mit Eisendornen gespickten Keule zu meinen Ahnen zu schicken.

Oder hatte mich da irgendjemand einfach nur verwechselt?

Schattenjagd

»Jetzt stell dich doch nicht so an!«

Unvermittelt legte sich Wallas Pranke um meinen rechten Unterarm und ohne weiter auf meine wütenden Proteste zu achten, schleifte mich der riesenhafte Kerl einfach mit sich. Ich wurde abrupt nach vorne gerissen, strauchelte und stolperte mindestens fünf, sechs Schritte lang mit gebeugtem Oberkörper hinter ihm her, bis ich endlich mein Gleichgewicht wieder fand. Als ich wieder einigermaßen sicher auf den Beinen stand, riss ich mich mit einem ärgerlichen Knurren los.

»Was soll das, bist du verrückt geworden?«

»Nein, nur durstig«, entgegnete Walla.

Entschlossen verschränkte er beide Arme vor der Brust und versperrte mir den Weg wie ein schier unüberwindbares Hindernis, das nur aus Muskeln, Sehnen und Knochen zu bestehen schien.

»Nun zier dich nicht so wie ein altes Waschweib. Im Lager wird unsere Hilfe im Moment sowieso nicht mehr benötigt und bevor ich den Leuten im Weg stehe, gehe ich lieber was trinken. Verdammt, in den letzten Tagen ist einfach zu viel passiert, was mir nicht in den Kopf will. Erst gestern habe ich einen guten Freund verloren, ich muss jetzt einfach auf andere Gedanken kommen.«

»Und wozu brauchst du mich dabei?«

Das gutmütige Gesicht des Hünen zersprang in tausend Lachfalten und mit einem schelmischen Grinsen, dem einfach niemand widerstehen konnte, gab er mir Antwort.

»Ich trinke nun mal nicht gerne alleine.«

Ich wusste, was nun folgen würde und deshalb drehte ich mich noch einmal seufzend zu unserem Lager um. Man hatte uns eine Stelle am nördlichsten Ende der Stadt zugewiesen. Ein weitläufiger Platz, dessen von Steinen und Geröll durchzogene Erde im Laufe der Jahrzehnte durch unzählige Wagenräder, Stiefeltritte und Pferdehufe zu einem topfebenen Boden getrampelt worden war.

Überall standen wahllos aufgeschlagene Zelte herum, hier und da waren Erdlöcher zu sehen, und primitive Holzbauten, die nur aus einer Handvoll Bretter und einigen achtlos übergeworfenen Decken bestanden, vervollständigten das Gesamtbild dieses Stadtteils. Unsere Wagen duckten sich rechter Hand in den Schatten der hoch aufragenden Stadtmauer und außer einem kleinen Feuer und dem Schnauben der Ochsen war im Moment dort nichts zu sehen oder zu hören.

Ich schluckte trocken.

Eigentlich wollte ich an diesem Abend versuchen, mich irgendwie mit Sina zu treffen. Es gab so vieles, was zwischen uns noch zu bereden war, außerdem sehnte ich mich nach ihrer Nähe.

Dann waren da noch der Dolch, den ich bei mir trug und die Sache mit der eisengespickten Keule, die mich am Mittag nur um

Haaresbreite verfehlt hatte. Darüber wollte ich mich gerne mit Tamir unterhalten, aber es sollte wohl nicht an diesem Abend sein. Ein Blick in Wallas Gesicht sagte mir nämlich, dass Widerspruch sinnlos war und so ergab ich mich seufzend in mein Schicksal und folgte dem Hünen in Richtung Stadtmitte.

Morgen war sicherlich auch noch Zeit zum Reden.

Wir marschierten eine schmale Gasse entlang, die nach knapp zweihundert Schritten in eine breite, gepflasterte Straße mündete. Trotz der hereinbrechenden Nacht war deutlich zu erkennen, dass hier die Häuser größer, herrschaftlicher, die Straßen breiter und sauberer und die wenigen Menschen, die uns begegneten, besser gekleidet waren, als in jenem Viertel, aus dem wir kamen.

»Wie weit ist es noch?«, fragte ich nach einer Weile.

»Wir sind gleich da«, erwiderte Walla und deutete zu meinem größten Erstaunen auf einen schmalen, dunklen Seitenweg, dessen Eingang zwischen zwei Häusern kaum zu erkennen war.

»Hier entlang!«

»Was, hier? Meinst du nicht auch, dass wir entlang der Straße eher auf eine gut geführte Schenke stoßen werden, als hier in dieser düsteren Gasse?«

Walla lächelte milde.

»Das mag schon sein, Thorak. Nur kostet der Wein in diesen prächtigen Straßen fast dreimal so viel wie in den Nebengassen, weil sich hierher seltener ein Reisender verirrt. Ich selber kann es mir aber nicht leisten, mein Geld leichtfertig zu verjubeln, denn meine Börse ist aus Zwiebelleder.«

Als ich ihn verständnislos anlotzte, verzog er den Mund zu einem breiten Grinsen.

»Wenn man da hineinschaut, kommen einem nämlich die Tränen.«

Jetzt musste auch ich grinsen und folgte ihm kopfschüttelnd. Aber bevor ich in die dunkle Gasse trat, blickte ich noch einmal zurück. Warum, wusste ich später selber nicht mehr genau zu sagen.

Der Anblick traf mich jedenfalls wie ein Schwerthieb.

Wir waren nicht mehr allein. In der Abenddämmerung zeichneten sich deutlich die Umrisse von fünf schattenhaften Gestalten ab, die sofort, als ich mich umgedreht hatte, in den umliegenden Hauseingängen verschwunden waren. Zwar waren sie zu weit weg, um etwas Genaueres zu erkennen, aber doch nah genug um zu wissen, dass sie auf unserer Spur waren.

»Wir sind nicht mehr alleine«, raunte ich Walla zu und legte meine Hand um den Griff meiner Waffe.

»Natürlich nicht, an solch lauen Sommerabenden sind noch Hunderte von Leuten unterwegs. Nicht nur ich habe eine trockene Kehle und diese warme Nacht ist geradezu dafür geschaffen, um sich einen Krug Wein durch den Hals rinnen zu lassen, oder auch zwei, oder drei.«

»So habe ich das nicht gemeint. Was ich sagen will ist ... wir werden verfolgt!«

Abrupt blieb Walla stehen und auf mein stummes Handzeichen hin traten wir beinahe gleichzeitig einen Schritt ins Dunkel der Gasse zurück. Genau diese Bewegung rettete uns beiden das Leben. Wie ein böses Insekt zischte ein blitzendes Etwas an mir vorbei in die Gasse hinein und bohrte sich mit einem hässlichen Knirschen genau an jener Stelle in den Boden, an der Walla keinen Atemzug vorher noch gestanden hatte.

Einen Moment lang starrten wir beide, unfähig uns zu rühren, wie gebannt auf den abgeschossenen Armbrustbolzen, der vor uns im Boden steckte, dann hatte ich mich als erster wieder in der Gewalt.

Mit einer geschmeidigen Bewegung riss ich mein Schwert aus dem Gürtel und hastete geduckt tiefer in die Gasse hinein.

Aber die Schatten waren verschwunden, die Straße hinter uns blieb leer.

Stattdessen kam uns eine Gruppe blau gekleideter Soldaten entgegen, die sich offensichtlich auf Patrouille befanden. Ohne uns auch nur eines Blickes zu würdigen, marschierten sie im Gleichschritt an uns vorbei und als das Stampfen ihrer schweren Stiefeltritte verklungen war, schien alles wieder so ruhig und friedlich zu sein wie zu dem Zeitpunkt, als wir die Gasse betreten hatten.

Trotzdem hatte ich ein merkwürdiges Gefühl in der Magen-
gegend.

Der abgeschossene Armbrustbolzen hatte mir gezeigt, dass die Sache mit der Keule doch kein Zufall gewesen war. Aber wer oder was waren diese geheimnisvollen Schatten, die Jagd auf uns machten?

Psa?

Ich schüttelte den Kopf. Nein, das war unmöglich, nicht hier, nicht in Razamanaz.

Bevor ich weiter meinen düsteren Gedanken nachhängen konnte, zupfte mich jemand am Ärmel.

»Da vorne ist es.«

Meine Augen folgten der ausgestreckten Hand von Walla und ich erkannte fast am Ende der Gasse ein kleines, hervorstehendes Eckhaus, das auch schon bessere Tage gesehen hatte. Über der windschiefen Haustür war an der Außenwand eine trübe Ölfunzel angebracht, die gerade mal soviel Licht spendete, dass man den Eingang erkennen konnte. Die wenigen Fenster waren so blind vor Schmutz und Dreck, dass es schier unmöglich war, einen Blick ins Innere zu erhaschen, und das, obwohl der Schankraum hell erleuchtet schien. Immer wieder drangen lautes Stimmengemurmel und vereinzelt Lachen auf die Straße hinaus.

Walla fasste mich an der Schulter, öffnete die Tür und dann traten wir ein.

Drinnen schlug uns verbrauchte, warme Luft entgegen, die derart vermischt mit Schweißgeruch, Tabakrauch und dem Gestank von verbranntem Fleisch und abgestandenem saurem Wein war, dass es mir beinahe den Magen umdrehte. Die Schankstube war überraschend gut besucht und für einen Moment verstummten die Gespräche an den Tischen und einige der Anwesenden wandten neugierig die Köpfe und musterten uns mit abschätzenden Blicken. Allerdings verging den Leuten das Interesse an uns beiden so schnell wie es gekommen war. Man hatte wohl erkannt, dass bei uns nicht

viel zu holen war, außer ein paar zerschlagenen Knochen vielleicht.

Mit mir im Schlepptau bahnte sich Walla zielstrebig einen Weg zum Tresen. Seine breiten Schultern und seine Ellbogen verschafften uns einige böse Blicke, aber angesichts seiner hünenhaften Gestalt verzichtete man offensichtlich auf die eine oder andere Bemerkung. Als wir die Theke erreicht hatten, kam sogleich der Wirt herbei und musterte uns eingehend.

»Fremd in der Stadt?«

Walla nickte. »Heute erst angekommen, aber ich bin nicht hier um zu reden, ich habe Durst.«

Der Wirt nickte, griff unter die Theke und stellte vor uns einen bauchigen Krug und zwei mehr oder weniger saubere Gläser auf den Tresen. Als er seinen Preis nannte, nickte Walla zufrieden, kramte kurz in seinen Taschen und legte dann eine Handvoll Münzen neben unsere Flasche. Mit einer raschen Handbewegung, die kaum mit dem bloßen Auge zu sehen war, wischte der Wirt das Geld von der Theke und ließ es in seinen Taschen verschwinden. Dann ließ er uns allein.

Walla schenkte die Gläser voll und während ich an meinem nur nippte, goss er sich gleich den ganzen Inhalt seines Glases mit einem einzigen Ruck in den Mund. Der Wein schmeckte harzig, war stark und warm. Ich nahm mir vor, etwas vorsichtiger beim Trinken zu sein, denn bereits der erste Schluck hatte mir schon warme Ohren beschert. Als Walla dann beim fünften Glas angelangt war, hatte ich genug von dem Geschrei und dem Gestank, der hier in der Spelunke herrschte. Wenn ich nicht bald an die frische Luft kam, würde ich auch noch das Wenige, was ich im Magen hatte, verlieren. Mir wurde langsam einfach schlecht.

»Waschn los, Kleiner?«, nuschelte Walla, den der Wein schon sichtlich gezeichnet hatte.

»Muss mal eben an die frische Luft. Bin gleich wieder zurück.«

»Ha«, lachte der Hüne. »Vertragsch wo ... wohl nicht viel, wasch?«

Statt einer Antwort steuerte ich zielsicher eine der Türen im rückwärtigen Teil des Schankraums an, von der ich wusste, dass sie auf einen Hinterhof führte. Während unseres Aufenthalts in der Schenke hatte ich immer wieder beobachtet, wie einige Zecher, die

einem menschlichen Bedürfnis folgten, durch eben diese Tür verschwunden waren, um kurz darauf wieder sichtlich erleichtert zurückzukehren, auch wenn der eine oder andere von ihnen danach feuchte Flecken auf der Hose hatte, die vorher nicht da gewesen waren. Ich beeilte mich, denn mein Magen hob und senkte sich allmählich in bedrohlicher Art und Weise.

Im Hof selber war es so dunkel wie in einem Pferdehintern.

Nach dem entsetzlichen Gestank und der unerträglichen Wärme im Innern sog ich die Nachtluft beinahe gierig ein, obwohl es hier überall nach Pisse, Unrat und Verfaultem roch. Allmählich beruhigte sich auch mein Magen wieder und ich war gerade im Begriff in die Schankstube zurückzukehren, als ich rechts von mir ein kratzendes Geräusch an der hohen Mauer hörte, welche den Hinterhof umgab. Ich zuckte mit den Achseln, wahrscheinlich irgendein Tier, dachte ich noch.

Als sich dann aber der zweite Widerhaken, an den ein Seil gebunden war, in der Mauerkrone festkrallte und die erste schattenhafte, in dunkle Tücher gehüllte Gestalt beinahe vor meinen Füßen im Hof landete, wusste ich, dass die Schatten wieder Jagd auf uns machten.

Drei weitere Haken flogen über die steinerne Umfriedung und bohrten sich mit ihren eisernen Spitzen tief ins Mauerwerk. Für weitere Beobachtungen blieb mir jetzt allerdings keine Zeit mehr.

Der Schatten vor mir hielt plötzlich einen Krummsäbel in den Händen und die tödliche Klinge raste mit unvorstellbarer Wucht genau auf meinen Schädel zu.

Mit einem wahren Panthersatz sprang ich zur Seite. Statt mir den Kopf zu spalten, bohrte sich die Klinge mit solcher Wucht in das Holz jener Tür, aus der ich gekommen war, dass der Besitzer der Waffe einen Moment lang vergeblich versuchte, den Säbel wieder herauszuziehen.

Dann war ich bei ihm, knallte ihm den Knauf meines Schwertes auf den Schädel und sah zu, dass ich wieder ins Innere der Spelunke kam. Es wurde auch allerhöchste Zeit, denn inzwischen waren die anderen vier Schatten ebenfalls im Hof gelandet.

»Walla!«

Immer wieder brüllte ich seinen Namen, während ich wie von sämtlichen Dämonen der gesamten dunklen Welt gehetzt in den Schankraum stürmte.

Auch Verräter müssen sterben

Als ich durch die Tür rannte, erklang vom Hof her ein vielstimmiger, wütender Aufschrei.

Hastig sah ich über die Schultern zurück und erkannte, wie sich hinter mir vier dunkelgekleidete Schatten beinahe gleichzeitig und fluchend durch die Türe zwängten.

Ich rannte weiter.

Vor mir lag ein dunkler, schmaler Gang, an dessen Ende eine weitere Tür wieder ins Innere der Schenke führte. Zwanzig, vielleicht fünfundzwanzig Schritte lang, aber im Augenblick erschien mir jeder Schritt wie eine Meile. Keuchend kamen die Verfolger immer näher heran. Der Boden stöhnte und ächzte unter ihren schweren Stiefelritten und der fensterlose Gang hallte wider von ihren wütenden Flüchen und dem Klirren ihrer Waffen.

Dann hatte ich es fast geschafft, aber eben nur fast.

Die Fingerspitzen meiner Rechten berührten gerade die Klinke jener Tür, hinter welcher der Schankraum lag, als sich eine schwielige Hand auf meine Schulter legte und mich ungestüm zurück riss. In meiner Verzweiflung trat ich mit meinen Beinen einfach blind nach hinten. Ich hatte Glück und traf, die genagelten Sohlen meiner klobigen Reitstiefel landeten genau an jener Stelle, die einen Mann von einer Frau unterscheidet. Einmal, zweimal. Ein unterdrückter Schrei ertönte und dicht neben mir stürzte ein schwerer Körper hart auf die Dielenbretter des Holzbodens.

Im selben Moment waren die anderen heran.

Mein Herz krampfte sich beinahe schmerzhaft zusammen, als die Vermummten mit gezogenen Waffen unaufhaltsam näher kamen. Jetzt waren es keine umher huschenden, nicht greifbare Schatten mehr, jetzt waren es drei Männer aus Fleisch und Blut. Sie waren

von Kopf bis Fuß in eng anliegende dunkle Tücher eingehüllt, die ihnen selbst jetzt, als sie direkt vor mir standen, noch etwas Schattenhaftes, Unwirkliches verliehen. Sogar ihre Gesichter waren hinter dem dunklen Stoff verborgen und ließen nur einen kleinen Schlitz über den Augen frei. Und in diesen Augen glitzerte jetzt die pure Lust am Töten.

»Haut ab!«, rief ich und meine Stimme drohte dabei überzuschnappen.

»Jetzt haben wir dich endlich«, keuchte der vorderste der Vermumnten. »Diesmal entkommst du uns nicht mehr.«

Der Gang war ziemlich schmal und deshalb war es ihnen nicht möglich gleichzeitig anzugreifen, sie mussten es also einzeln gegen mich versuchen. Auch die Sichtverhältnisse waren für einen Kampf alles andere als ideal. Das Licht der Schenke, welches hinter mir durch den Türrahmen drang, und der fahle Schein des Mondes, der vom Hof aus in den Gang fiel, waren alles, was es an Helligkeit gab. Man musste schon genau hinsehen um etwas zu erkennen, aber vielleicht lag gerade darin meine Chance.

Doch für weitere Überlegungen blieb mir jetzt keine Zeit mehr.

Ich hatte genug damit zu tun, in diesem vermaledeiten Gang am Leben zu bleiben.

Der erste Schatten kam mit wiegenden Schritten auf mich zu. Mit einer weit ausholenden Bewegung schwang er seinen Krummsäbel hoch und versuchte mir den Kopf von den Schultern zu schlagen. Ich packte *Gleichmacher* mit beiden Händen und parierte den Hieb mit meiner Klinge. Der Säbel zerbrach an meiner magischen Waffe und bevor dessen verblüffter Besitzer reagieren konnte, hatte sich die Spitze meines Schwertes bereits in seine Schulter gebohrt. Der Mann taumelte zurück und behinderte dadurch seine Komplizen.

Für einen Moment lang gewann ich Luft.

Da fauchte ein metallisches, gezacktes Etwas durch den Gang und streifte meine Wange. Ein Wurfstern, durchzuckte es mich noch, als ich auch schon spürte, wie etwas Warmes mein Gesicht hinab lief, sich am Kinn sammelte und zu Boden tropfte. Eigentlich war es nur ein harmlose Kratzer, eine Fleischwunde, die ich im Eifer des Kampfes normalerweise gar nicht beachtet hätte.

Aber diesmal war es irgendwie anders.

Vor meinen Augen begannen der dunkle Gang und die verummten Angreifer zu verschwimmen, eine Woge aus flüssigem Feuer schien meinen Körper von den Haarspitzen bis zu den Fußsohlen hin zu durchfließen, ich öffnete den Mund zu einem lautlosen Schrei und etwas in mir erwachte.

Alles ging so rasend schnell, dass ich zuerst selbst nicht begreifen konnte, was mit mir geschah.

Ich riss mein Schwert hoch, parierte geradezu mühelos einen heran zischenden Säbelhieb und enthauptete den Angreifer mit einem einzigen Hieb. Mit einer beinahe entsetzlich anmutenden Leichtigkeit durchbrach meine Klinge die Deckung eines zweiten Verummten, fegte dessen Waffe wie einen Grashalm zur Seite und spaltete seinen Brustkorb.

Alles, was mich jetzt noch beherrschte, war ein beinahe grausames Verlangen nach Kampf, Blut und Tod. Neben mir regte sich der Mann, den ich mit einem Tritt in die Weichteile zu Boden geschickt hatte. In seinen weit aufgerissenen Augen lag nackte Angst, als er zu mir aufblickte. Doch ich kannte keine Gnade, mein Schwert fuhr auf ihn nieder und tötete ihn auf der Stelle. Dann wirbelte ich einmal um die eigene Achse und starrte dem letzten überlebenden Angreifer wild in die Augen. Es war jener, den ich an der Schulter verletzt hatte. Der Mann blickte mich an, als hätte er ein Gespenst gesehen, warf sich herum und hetzte lautlos auf den Hof zurück.

Aber er kam nicht weit.

Mit zwei, drei riesigen Schritten war ich bei ihm, riss ihn an der Schulter herum und verwandelte sein Gesicht mit einem Hieb des Schwertknaufs in eine einzige Masse aus umher spritzendem Blut, zeretzter Haut und zersplitterten Knochen. Blut, überall war Blut und ich verspürte plötzlich das unbändige Verlangen es zu trinken, darin zu baden, es ...

In diesem Moment öffnete sich die Tür zur Schenke und der Wirt trat in den Gang. Er hatte seinen Oberkörper vorgebeugt und ver-

suchte ächzend ein leeres Weinfass in den Hinterhof zu rollen.

Aber bereits nach wenigen Schritten verhinderte der erste Tote in dem schmalen Gang sein Weiterkommen. Überrascht blickte er auf und als er erkannte, was ihm da den Weg versperrte, verzerrte sich sein Gesicht zu einer angstvollen Fratze.

»Bei den Göttern!«

Sein schriller Ruf war es, der mich wieder in die Wirklichkeit zurück brachte. Augenblicklich erlosch die Flamme des Kampfes in mir und ich kam wieder zur Besinnung. Als ich begriff, was ich getan hatte, ließ ich mein Schwert angeekelt fallen und sank stöhnend zu Boden. Ich barg mein Gesicht in den Händen und es hätte nicht viel gefehlt und ich hätte begonnen zu schluchzen.

Unterdessen hatte der Wirt die Tür wieder verschlossen und das leere Fass davorgestellt. Aber erst nachdem er trotz lauter Proteste einen Zecher wieder in die Schankstube zurück geschickt hatte, obwohl dieser nach eigenen Worten soviel Wasser von sich geben musste, dass man damit einen kleinen See füllen konnte. Dann kam er beinahe ehrfürchtig auf mich zu. Immer wieder startete er dabei auf die Toten und schüttelte ungläubig den Kopf.

»Bist du das gewesen, Junge?«

Ich nickte stumm.

»Ich bin Eli, der Wirt vom fröhlichen Zecher und wer bist du?«

»Thorak, ein einfacher Bursche aus Eislanden.«

»Und wer bist du wirklich?«

Ich hob den Blick. »Wieso?«

»Anscheinend lässt es sich da jemand eine schöne Stange Geld kosten, um einen einfachen Burschen wie dich von den Lebenden zu den Toten zu befördern. Weißt du denn nicht, mit wem du dich da angelegt hast?«

Immer noch wie benommen von den Eindrücken der vergangenen Ereignisse schüttelte ich den Kopf, sah erneut zu ihm auf und startete ihn dabei fragend an.

Während der Wirt auf einen der Toten zeigte, begann er zu erzählen.

»Das sind Angehörige der Gilde der Schattenmacher, einer ziemlich unerfreulichen Zunft. Diese verummten Kerle sind nämlich

nichts anderes als gedungene Mörder. Gegen ein gewisses Entgelt töten sie jeden, der ihren Auftraggebern im Weg ist.«

Der Wirt gab ein glucksendes Lachen von sich.

»Man erzählt sich, dass sie sich sogar selbst umbringen, wenn die Summe stimmt. Aber egal, jetzt müssen wir erst einmal zusehen, dass diese Kerle von hier verschwinden.«

»Bekommst du jetzt Schwierigkeiten?«

»Nicht direkt«, entgegnete der Wirt. »Ein toter Schattenmacher ist in den Augen seiner Gilde ein jämmerlicher Versager und von daher habe ich von dieser Seite aus keinen Ärger zu erwarten. Lediglich die Stadtwache könnte in naher Zukunft des Öfteren hier auftauchen und dumme Fragen stellen und das wiederum wäre schlecht fürs Geschäft. Wenn du was für mich tun willst, dann pack mit an und hilf mir, die Kerle verschwinden zu lassen.«

Gemeinsam zerrten wir die Toten zu einem Verschlag im Hinterhof. Dort gab es hinter einer Unzahl aufeinander gestapelter Weinfässer ein dunkles Loch im Boden, das man mit einem Brett abgedeckt hatte, welches wiederum sorgfältig mit alten Lumpen und einigen übel riechenden Abfällen getarnt war. Das Loch war knapp ein halbes Dutzend Handflächen breit im Durchmesser. Wir rückten die leeren Fässer, die Lumpen und den Unrat beiseite und ließen einen nach dem anderen in dem dunklen Schlund verschwinden. Da die Toten allesamt durchtrainierte Männer gewesen waren, passten sie mühelos hindurch. Als der letzte von ihnen in dem Loch verschwunden war, blickte ich ihm noch einen Augenblick lang nach.

Irgendetwas störte mich an der ganzen Geschichte, ich wusste nur noch nicht was es war.

»Was ist, wenn man sie doch findet?«

Der Wirt winkte ab. »Alles, was da hineinfällt, taucht niemals wieder auf. Ich habe das Loch vor Jahren selbst gegraben. Ursprünglich wollte ich dort im Sommer meinen Wein lagern, damit er während der größten Hitzemonate etwas kühl bleibt, inzwischen weiß ich aber, dass meine Gäste den Wein lieber warm trinken. Egal, jedenfalls hatte ich keine zwei Fuß tief gegraben, als an dieser Stelle plötzlich die Erde wegsackte und ... bei den Göttern, ich schwöre, nach fast einer Stunde war immer noch nicht zu hören, dass der

Dreck da unten irgendwo gelandet war. So tief ist das hier.«

»Und was befindet sich da unten?«

»Die Katakomben von Razamanaz«, erwiderte Eli leise und für einen kurzen Moment hatte ich das Gefühl, als ob er Angst davor hatte weiter darüber zu sprechen.

Nachdenklich ging ich zurück zu unserem Lager.

Walla blieb in der Schenke, er war jetzt beim zweiten Krug Wein angelangt und in einem Zustand, in dem er weder mit Drohungen noch mit Bitten zu überreden war, endlich nach Hause zu gehen. Es war kurz vor Mitternacht und in dem Zeltviertel, wo wir unser Lager aufgeschlagen hatten, schien alles zu schlafen. Alles? Nein, denn ganz am Rande des Platzes duckte sich eine Gestalt tief in den Schatten der Stadtmauer. Eigentlich wäre er trotz des bleichen Mondes, welcher jetzt wie eine Sichel am nachtschwarzen Himmel stand, unentdeckt geblieben. Sein fahles Licht reichte nicht einmal aus, um noch Dinge zu erkennen, die weiter als drei oder vier Schritte von einem entfernt waren. Aber genau in dem Moment, als ich mich unter einen der Wagen zum Schlafen legen wollte, ließ er ein Streichholz aufflammen. Neugierig hob ich den Kopf und starrte in die Nacht hinein. Immer wieder war vor mir in der Dunkelheit ein rot glühender Punkt zu sehen, anscheinend rauchte der Mann dort.

Seltsam, dachte ich, wer schlich sich schon um Mitternacht aus dem Haus, um im Schutz der Stadtmauern dort heimlich zu rauchen?

Neugierig geworden erhob ich mich und huschte lautlos auf jene Stelle zu.

Aber ich kam nicht sehr weit.

Plötzlich wuchs vor mir zwischen den Wagen ein Schatten empor, den ich nur allzugut kannte. Was um alles in der Welt hatte Mano vor? Warum schlich sich Tamirs Bruder wie ein Dieb in der Nacht aus dem Lager, um sich mit jemand an der Stadtmauer zu treffen, der offensichtlich auch nicht unbedingt gesehen werden wollte? Vorsichtig folgte ich Mano, bis dieser jene Stelle erreicht hatte, wo der rauchende Unbekannte bereits ungeduldig auf ihn

wartete.

»Und, alles klar?«, hörte ich Mano flüstern.

»Gar nichts ist klar, du verdammter Idiot. Warum hast du uns nicht gesagt, dass er ein Berserker ist?« Dabei trat der Unbekannte aus dem Dunkel der Stadtmauern heraus auf Mano zu und für einen Moment lang war seine gedrungene Gestalt im fahlen Mondlicht deutlich zu erkennen. Ich unterdrückte im letzten Moment einen Aufschrei und sank lautlos hinter einem Stapel Feuerholz zu Boden. Mein Mund wurde plötzlich trocken und mein Magen zog sich schmerzhaft zusammen. Der Unbekannte war niemand anderes als jener Schattenmacher, der gleich zu Beginn des Kampfes seinen Säbel in die Tür zum Hinterhof gerammt und den ich anschließend bewusstlos geschlagen hatte. Im gleichen Augenblick wurde mir schlagartig klar, was mich vorhin so beschäftigt hatte, nachdem wir den vierten Toten in dem Loch hatten verschwinden lassen. Natürlich! Es waren von Anfang an fünf Angreifer gewesen.

»Also lebt Thorak noch?«

»Natürlich«, zischte der Schattenmacher. »Dabei wird es wohl auch bleiben, da wird dir auch dein ganzes Geld nicht helfen können. Kein normaler Mensch legt sich mit einem Berserker an.«

Als der Mann Anstalten machte wieder zu gehen, stellte sich ihm Mano breitbeinig in den Weg. »Moment, so einfach geht das nicht.«

»Was soll das heißen?«

»Ich habe euch für diesen Auftrag ziemlich viel Geld bezahlt, aber ihr habt jämmerlich versagt.«

»Und?«

»Ich will mein Geld zurück. Kein toter Thorak, kein Geld. So einfach ist das.«

»Du bist wohl übergeschnappt? Verschwinde lieber, oder...«

»Oder was?«, rief Mano völlig außer sich, sprang vor und packte den Schattenmacher am Kragen.

Es sollte das Letzte sein, was er in seinem Leben tat.

Mit einem steinernen Gesicht, in dem kein Muskel zuckte, rammte ihm der bezahlte Mörder einen Dolch mitten ins Herz. Noch bevor ich reagieren konnte, war er mit einem Satz in der Dunkelheit verschwunden.

Ich blieb zurück mit Mano, dem Mann, der mich verraten hatte.

Warum, das wusste ich bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Aber ich wusste, dass irgendwann auch Verräter sterben mussten.

In den Katakomben des Grauens

»Warum?«

Der feige Dolchstoß hatte Mano zwar eine tödliche Verletzung zugefügt, aber anscheinend steckte noch soviel Lebensenergie in ihm, dass er die Hand heben konnte, um mir ein Zeichen zu geben. Offensichtlich gab es da etwas, das er kurz vor seinem Tod noch loswerden wollte. Deshalb verzichtete ich auch darauf, seinen Mörder zu verfolgen und kniete mich stattdessen vor ihm auf den Boden. Außerdem schätzte ich die Möglichkeit, einen Flüchtenden in einer mir fremden Stadt zu fangen, und das mitten in der Nacht, als ziemlich gering ein. Zumal dieser gedungene Mörder vermutlich sämtliche dunkle Gassen und verschlungene Pfade hier kannte, in denen er einen Verfolger mühelos abschütteln konnte.

»Warum? Warum hast du das getan?«, wiederholte ich meine Frage.

Mano verzog schmerzverzerrt sein Gesicht und ich musste mich schon über ihn beugen und mein Ohr an seinen Mund legen, um ihn zu verstehen. Seine Worte waren nicht lauter als ein leises Hauchen.

»Sie gaben mir Geld und das Versprechen, uns alle am Leben zu lassen.«

»Wer, die Psa?«

Mano röchelte und nickte schließlich kaum merklich mit dem Kopf, das Sprechen fiel ihm offensichtlich immer schwerer.

»Aber wie, ich meine, wann hast du dich mit ihnen getroffen? Wir waren doch die ganze Zeit über alle zusammen, und hier in der Stadt kann es unmöglich passiert sein.«

»Es war gleich in der ersten Nacht, als sie uns auf dem verlassenen Hof angegriffen haben. Während Joba, mein Bruder und du die Psa an der Vorderseite abwehrten, sind sie bei mir an der Rück-

seite durchgebrochen. Ich spürte schon die Spitzen ihrer Schwerter an meiner Kehle, als ihnen ihr Priester befahl, mich zu schonen. Er war es auch, der mir diesen Vorschlag unterbreitete.«

Die kurze Rede hatte ihn merklich angestrengt. Sein Atem wurde immer flacher und als er schließlich noch einmal den Mund öffnete, um etwas zu sagen, konnte ich sehen, wie aus seinem rechten Mundwinkel immer mehr Blut heraus sickerte. Plötzlich begann es in seinen Augen noch einmal zu leuchten und mit letzter Kraft richtete Mano seinen Oberkörper auf.

»Er wollte unnötiges Blutvergießen vermeiden, behauptete er. Inzwischen weiß ich, dass er nur dein Schwert und Bongos Magie fürchtete.«

Unvermittelt umkrampfte er mit beiden Händen meinen rechten Arm und seine Finger bohrten sich schmerzhaft in meine Haut.

»Stimmt es? Bist du wirklich ein Berserker?«

Die Antwort darauf sollte Mano nie erfahren. Er war schon tot, noch bevor ich meinen Mund zu einer Antwort öffnen konnte.

Nachdenklich ließ ich den Toten zu Boden gleiten. Ich hatte gesehen, wie Mano gestorben war und ich hatte seine letzten Worte vernommen. Aber was im Namen der Götter sollte ich nur den anderen erzählen?

Sollte ich zu Tamir gehen und ihm ins Gesicht sagen, dass sein Bruder ein jämmerlicher Feigling war, der uns wegen einem Beutel voller Münzen verraten hatte oder sollte ich Sina erklären, dass ihr Onkel gemeinsame Sache mit jenen Leuten gemacht hatte, die ihren Clan vernichten wollten?

Bereits einen Atemzug später wurde mir meine Entscheidung abgenommen, allerdings auf eine Art und Weise, wie ich sie mir nicht einmal in meinen schlimmsten Albträumen vorstellen konnte. Zuerst hörte ich nur die schlurfenden Schritte ihrer Holzsandalen über dem hart gestampften Lehm Boden des Lagerplatzes. Dann stand sie in ihrem weißen Nachthemd aus grobem Leinen plötzlich neben mir, starrte zuerst auf den Toten und dann auf mich und danach, als ich mich aufgerichtet hatte, auf mein Schwert.

Langsam öffnete sie den Mund und ein durch Mark und Bein dringendes, schier nicht enden wollendes Schreien schrillte durch die

Nacht.

»Mörder!«

Im Lager war plötzlich der Teufel los.

Zeltplanen wurden zurückgeschlagen, Feuer entzündet und halb angezogene Menschen taumelten schlaftrunken durch das Lager und riefen wild durcheinander. Hunde bellten, Pferde wieherten, irgendjemand hämmerte wie verrückt auf einem eisernen Topf herum und durch all den unvorstellbaren Lärm war immer wieder die keifende Stimme der Frau zu hören, die mich an der Seite des Toten angetroffen hatte.

»Da, das ist er! Haltet ihn, lasst ihn nicht entkommen, er hat ihn umgebracht.«

Wütend stapfte ich auf die Frau zu.

»Halt endlich dein Maul, du dummes Weib, ich habe ihn nicht umgebracht. Verstehst du, ich war es nicht.«

Aber anstatt die Frau zur Einsicht zu bringen, erreichte ich mit meinen barschen Worten nur, dass sie jetzt noch lauter schrie. Das Stimmengemurmel im Lager nahm immer bedrohlichere Laute an und schon kamen die ersten Bewohner auf mich zugelaufen. Dann flogen auch schon Steine und Erdbrocken heran und als sich ein Wurf dolch aus Richtung Tamirs Wagen kommend genau zwischen meinen Füßen in den Boden bohrte, wusste ich, dass hier mit Worten nichts mehr zu erreichen war.

Jedenfalls nicht in dieser Nacht.

Ich wollte mich umdrehen und fortlaufen, als ich aus den Augenwinkeln heraus erkannte, wie Sina aus einem der Wagen kam. Die Umrisse ihrer wohlgeformten Gestalt zeichneten sich deutlich vor den jetzt hochauflodernden Feuern ab. Als ich ihren Namen rufen wollte, traf mich ein Stein an die Stirn. Ein stechender Schmerz schoss jäh durch meinen Schädel und machte mir auf eine ziemlich harte Art klar, dass es jetzt für mich wirklich um Kopf und Kragen ging. Die ersten Menschen waren keine zwanzig Schritte mehr von mir entfernt. Ich schluckte einen wilden Fluch hinunter, drehte mich

um und rannte los.

Im Zickzack hetzte ich durch das Lager, immer bemüht in Bewegung zu bleiben und um meinen Verfolgern ein möglichst unsicheres Ziel zu bieten. Die vereinzelt Rufe waren inzwischen zu einem wilden Gebrüll angewachsen und ich konnte das Keuchen und Geifern der Meute in meinem Nacken förmlich spüren.

Ich rannte, wie ich noch nie zuvor in meinem Leben gerannt war.

Nur einmal versperrte mir jemand den Weg. Ein fetter, dümmlich grinsender Kerl, der ein unterarmlanges Holzscheit in den Händen hielt, stellte sich mir entgegen.

»Na warte, Bürschen, so einfach kommst du hier nicht vorbei.«

Deutlich war seinem Gesicht anzusehen, dass er sich in Gedanken bereits ausmalte, was er alles mit dem vielen Geld anstellen konnte, welches er für meine Ergreifung bekam. Denn das auf meinen Kopf ein Preis ausgesetzt war, schien für den Kerl außer Frage zu stehen.

Aber der Dicke war viel zu schwerfällig und so unterlief ich ihn einfach, knallte ihm meine Faust auf die Nase und stellte ihm ein Bein. Als er auf dem Rücken lag, ruderte er mit Armen und Beinen wie ein Käfer, der aus eigener Kraft nicht mehr auf die Beine kam und schrie irgendetwas von verbluten.

Ich hörte nur mit halbem Ohr hin und rannte weiter. Doch schon bald schlug mein Herz wie verrückt, meine Lungen brannten bei jedem Atemzug und dunkle Punkte tanzten vor meinen Augen. Irgendwann ging mein Rennen in ein Laufen und schließlich in ein erschöpftes Taumeln über, bis ich schließlich stehen blieb und mich keuchend an eine Hauswand lehnte. Ich bekam kaum noch Luft, hatte Seitenstiche und das Blut in meinen Ohren rauschte so laut, dass ich das Schreien und Fluchen meiner Verfolger nur noch gedämpft wahrnahm. Die Vielzahl der Richtungen, aus denen mittlerweile das Geschrei kam, ließ darauf schließen, dass inzwischen fast die halbe Stadt Jagd auf mich zu machen schien.

Gehetzt blickte ich mich um.

Bisher war ich nur ziellos durch die Gegend gerannt und hatte dabei unwahrscheinliches Glück gehabt, dass ich nicht in eine Sackgasse oder einer Patrouille Soldaten in die Hände geraten war. Aber jede Glückssträhne ging irgendwann einmal zu Ende und ich über-

legte verzweifelt, wo ich unterkriechen konnte, bis sich der Wirbel um meine Person endlich gelegt hatte. Aber so sehr ich mir auch den Schädel zermartete, ich wusste keinen Ort in der ganzen Stadt, an dem ich wenigstens vorläufig in Sicherheit war.

Das Klacken von Pferdehufen auf dem Straßenpflaster und das Rumpeln eines schwer beladenen Fuhrwerks rissen mich jäh aus meinen trüben Gedanken. Als der vierrädrige Wagen, hoch beladen mit einem halben Dutzend Weinfässer, schwerfällig an mir vorbeizog, traf mich die Erkenntnis wie ein Blitz aus heiterem Himmel.

Natürlich! Warum hatte ich daran nicht gleich gedacht?

Ich sah mich noch einmal aufmerksam nach allen Seiten um, dann verließ ich meine Deckung – ein Stapel Bretter, die man neben einer Schreinerei sorgfältig Lage für Lage aufgeschichtet hatte – und rannte geduckt los. Unbemerkt erreichte ich schließlich die dunkle Gasse und jene Mauer, die den Hinterhof von Elis Weinschenke umgab. Dort, in dem kleinen Verschlag, wo er seine leeren Fässer aufgestapelt hatte, wollte ich mich in einem von ihnen verbergen. Unbehelligt überwand ich relativ mühelos das hohe Hindernis, denn an einer schlecht vom Hof einsehbaren Stelle hing immer noch das Eisen eines Schattenmachers mit dem dazugehörigen Seil in der Mauerkrone. In all der Aufregung hatten wir beide es beim Beiseitigen der Spuren des nächtlichen Überfalls wohl übersehen.

Nachdem ich im Hof gelandet war, löste ich den Haken samt Seil aus dem Mauerwerk und band beides an meinem Gürtel fest. Die Götter wussten, ob es mir nicht einmal von Nutzen sein konnte. Der Verschlag war unverschlossen und während ich mich in den Schuppen schlich, stellte ich fest, dass irgendjemand in der Zwischenzeit ein paar Scheffel Stroh und frisch gemähtes Gras hinter den Fässern ausgebreitet hatte. Ich wusste zu diesem Zeitpunkt noch nicht, dass diese Dinge für das Gespann bestimmt waren, welches am Mittag die leeren Fässer abholen sollte. Ich sah darin nur ein weiches Lager für den Rest dieser verrückten Nacht. Ich war hundemüde und deshalb achtete ich auch nicht großartig auf meine Umgebung. Doch

genau in dem Moment, als ich mich gähnend ins Stroh sinken ließ, war es mit meinem Glück vorbei.

Vom Boden her erklang ein knirschendes Geräusch und mit weit aufgerissenen Augen sah ich fassungslos zu, wie sich mein gräsernes Nachtlager unter meinem Gewicht durchzubiegen begann. Ich spürte, wie die Erde zitterte und versuchte, mich wieder aufzurichten. Aber bevor ich auf die Beine kam, sackte der Boden unter mir endgültig weg und ich stürzte mit einem gellenden Schrei auf den Lippen kopfüber in einen tiefen, dunklen Schlund. Meine Hände griffen dabei ins Leere und im Bruchteil von Sekunden jagte mein gesamtes bisheriges Leben vor meinem geistigen Auge vorbei. Dann kamen der Aufprall, die Schmerzen und eine absolute Dunkelheit.

Danach wusste ich nichts mehr.

Als ich wieder erwachte, bemerkte ich zunächst nur, dass es kalt war.

Geradezu unnatürlich kalt, wenn man wusste, dass die Menschen von Razamanaz selbst zu dieser Stunde noch in kurzen Hosen oder mit bloßem Oberkörper durch die Straßen liefen, während sich hier unten bei jedem Atemzug kleine weiße Wölkchen vor meinem Mund bildeten. Ich hob den Kopf und damit kam der Schmerz erst richtig. Es gab keine Stelle an meinem Körper, die mir nicht wehtat. Mein Kopf fühlte sich an, als hätte jemand versucht, darauf herum zu trampeln, meine Arme und Beine waren schwer wie Blei und in meiner Haut hatten sich mindestens tausend kleine dämonische Quälgeister eingenistet, die nichts anderes zu tun hatten, als mich unentwegt zu beißen, kratzen, stechen oder zu zwicken.

Die beißende Kälte trieb mich schließlich wieder auf die Beine. Außerdem herrschte an jener Stelle, wo ich lag, absolute Finsternis. Man konnte hier im wahrsten Sinne des Wortes nicht einmal mehr die Hand vor Augen erkennen. Vorsichtig setzte ich einen Fuß vor den anderen, während ich mich mit den Fingerspitzen an der umliegenden Felswand entlang tastete. Es erschien mir wie eine halbe Ewigkeit, bis ich die ersten zehn Schritte zurück gelegt hatte und so dauerte es nicht lange, bis mich meine jugendliche Ungeduld alle

Vorsicht vergessen ließ und ich mit weit ausgreifenden Schritten ein Stück nach rechts lief.

Sogleich lehrten mich die Götter mein Temperament im Zaum zu halten. Ich knallte mit dem Kopf solchermaßen gegen eine Felswand, dass mir das Blut über die Stirn lief und mein Schädel dröhnte, als hätte ihn jemand soeben als Kesselpauke missbraucht. Mit einem wilden Fluch wischte ich mir das Blut aus dem Gesicht, zog mein Schwert aus dem Gürtel und benutzte *Gleichmacher* nun als verlängerten Arm. Auf diese Weise ertastete ich eine Höhle, deren Eingang allerdings einen guten Kopf niedriger war als ich. Kein Wunder also, dass ich mich derart gestoßen hatte. Ohne lange nachzudenken, allein auf meine Kraft und die Klinge meines Schwertes vertrauend, ging ich tiefer in die Höhle hinein.

Seltsamerweise begann mein Schwert jetzt zu glühen und auch die Wände in der Höhle schimmerten in einem unwirklichen Licht. Mit jedem Schritt, mit dem ich tiefer in die Höhle hineinging, wurde das Licht immer stärker und nachdem ich eine gefühlte halbe Meile zurückgelegt hatte, war es vor mir so hell geworden, als hätte jemand eine Fackel entzündet. Meine Füße scharrten über das nackte Felsgestein und platschten immer wieder durch Pfützen voller Wasser, welches ständig aus den Wänden und der Decke der Höhle sickerte.

Plötzlich machte der Gang einen unerwarteten Knick und offenbarte mir anschließend einen Anblick, den ich in dieser Art hier unten am allerwenigsten erwartet hätte.

Vor mir lag ein runder, gut zwanzig Schritte durchmessender Raum, dessen Felsendecke mindestens ebenso weit vom Boden entfernt war. Der ganze Raum bestand nur aus nacktem, kahlem Felsgestein und mindestens ein Dutzend weitere Höhleneingänge waren überall in den Wänden verteilt und gähnten mir wie die dunklen, unergründlichen Augenhöhlen eines riesigen Totenschädels entgegen.

Offensichtlich war ich in jenen geheimnisvollen Katakomben gelandet, von denen Eli gesprochen hatte. Unvermittelt ertönte aus einer der Höhlen zu meiner linken Seite ein unheimliches Knurren

und im gleichen Moment schlug mir aus dem Eingang eine Wolke unbeschreiblichen Gestanks entgegen, der mir schier den Atem raubte. Irgendetwas scharrte über den Fels, es hörte sich an, als kratzte jemand mit einer eisernen Kralle über das Gestein. Der Boden unter meinen Füßen begann zu zittern und das Brüllen wurde immer lauter. Namenloses Entsetzen legte sich wie eine eiskalte Hand um meinen Hals.

Etwas kam genau auf mich zu!

Etwas Grauenhaftes und Schreckliches, etwas, das niemals von dieser Welt stammen konnte.

Fürchtet euch, wenn es erwacht

Zuerst schoss eine grauweiße Staubwolke aus dem Höhleneingang, die sich rasch wie ein milchiger Schleier in dem Raum ausbreitete. Dann herrschte einen Moment lang eine geradezu unnatürliche Stille, selbst das wahnwitzige Brüllen dieses unbekanntes Etwas war jäh verklungen. Doch schon einen Atemzug später begann der Boden wieder zu zittern, zuerst kaum merklich, dann immer heftiger. Von der Decke lösten sich kleine Steinchen und als das erste davon meine Schultern streifte, trat ich instinktiv einen Schritt zur Seite.

Plötzlich war auf dem felsigen Untergrund das Scharren, Rascheln und Trippeln unzähliger kleiner Füße und Körper zu hören. Als ich an mir hinunterblickte, sah ich einen schier endlosen Strom von Mäusen, Spinnen, Käfern, Würmern und all dem anderen Getier vorbeiziehen, das normalerweise unter der Erde lebte. Sie alle schienen sich anscheinend in panischer Flucht vor dem zu befinden, was da nach der Staubwolke aus der Höhle kommen würde. Fiepend, zischend und summend wälzte sich der Strom des unterirdisch lebenden Nachtgetiers in den ersten Eingang rechts von mir.

Indes wurde das seltsame Kratzen immer lauter, jenes Geräusch, das erklang, wenn jemand mit eisernen Krallen unentwegt über eine Felswand strich. Angst stieg in mir hoch. Mein Herz begann wie wild zu hämmern und meine Gedanken rasten. Es war nicht die

Furcht vor dem Kampf mit einem unbekanntem Feind aus Fleisch und Blut oder gar der Gedanke an den Tod, der mich vor Entsetzen erstarren ließ, es war die Angst vor dem Unnatürlichen, nicht Greifbaren.

Mein Verstand schrie förmlich danach mich umzudrehen und loszurennen, egal wohin, Hauptsache nur weit genug weg von diesem schrecklichen Ort. Aber es schien da irgendetwas tief in meinem Innern zu geben, das mich dazu zwang, stehen zu bleiben und reglos auf jene Stelle zu starren, an der jeden Moment dieses Etwas auftauchen würde.

Die Staubwolke hatte sich noch nicht ganz gelegt und deshalb konnte ich auch nicht genau erkennen, was sich jetzt aus jenem Höhleneingang heraus bewegte.

Aber das Wenige, was ich sah, genügte.

Aus dem Innern der Höhle krochen zwei klauenbewehrte Gliedmaßen hervor, die nur aus Stacheln, Krallen und lederartiger Schuppenhaut zu bestehen schienen. Diese Klauen legten sich nun links und rechts vom Eingang auf die Felswand und schoben langsam, aber in einer geradezu entsetzlich wirkenden Unabänderlichkeit, einen massigen, konvulsivisch zuckenden Leib in den Raum.

Dieser Körper wies im Entferntesten eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Wurm auf, aber das eigentlich Entsetzliche daran war, dass der Körper einen Durchmesser von mindestens vier Fuß hatte und an seinem oberen Ende anstelle eines Schädels nur eine Öffnung besaß, die einzig und allein aus daumengroßen, spitzen, nach innen gebogenen Zähnen bestand, von denen ständig gelblicher Schleim tropfte. Diese faustgroße Öffnung drehte sich in alle Richtungen und wurde dabei rasch vor meinen Augen mit jedem weiteren Atemzug und entgegen jeglichen Gesetzen der Natur immer größer.

Als der Leib etwa zwei Schritte weit aus der Öffnung herausragte und sich wie ein Grashalm im Wind umher wiegte, wurde ein zweites Krallenpaar sichtbar, welches sich nun auf die Wand legte. Diese stummelartigen Auswüchse zu beiden Seiten des Körpers dienten der Kreatur anscheinend hauptsächlich zur Fortbewegung.

Während das erste Paar dieser Krallen jetzt fauchend durch den Staubnebel schnitt, wurde der Körper durch das nachfolgende weiter

in den Raum geschoben. Danach erschien ein drittes Paar, ein viertes und ab dem fünften hörte ich auf zu zählen.

Aber das Grauen war damit noch lange nicht zu Ende.

Eine krumm gewachsene Ratte mit grauem Fell kreuzte in diesem Moment den Weg der Kreatur. Das alte Tier war offensichtlich ein Nachzügler. Mit einer zuschnappenden Bewegung, die so schnell war, dass ich sie mit bloßem Auge nicht erkennen konnte, öffnete sich der zahnbewehrte Schlund und stülpte sich über die Ratte. Ein schrilles Fiepen, ein kurzes, schmatzendes Geräusch und dann erinnerten nur noch zwei Blutspritzer auf dem felsigen Boden an das grauhaarige Tier.

Ich stieß einen gellenden Schrei aus, drehte mich um und rannte los, so schnell ich konnte.

Ohne zu überlegen hastete ich auf jenen Eingang zu, der auch das Ziel des fliehenden Nachtgetiers gewesen war. Keuchend tauchte ich in die Höhle ein, während ich einen schnellen Blick über die Schultern warf.

Es verfolgte mich nicht; noch nicht.

Ich konnte durch den Staub hindurch immer noch nicht erkennen, was genau es nun war, aber es musste etwas Riesiges sein, etwas, dessen Körper bereits die Hälfte der steinernen Halle durchmaß und dessen Ende dennoch immer noch nicht zu sehen war.

Immer noch tauchten weitere dieser entsetzlichen Gliederpaare auf und schoben den Schreckensleib aus der Höhle heraus.

Obwohl mir die Angst Flügel verlieh, wurde ich mit jedem Schritt, den ich vorwärts stolperte, merklich langsamer. Durch meine Größe hatte ich Schwierigkeiten, in der Enge des Tunnels schnell vorwärts zu kommen. Immer wieder stieß ich mit Schultern, Armen und Beinen an die Felswand und schon bald blutete ich aus unzähligen Schürfwunden. Obwohl es hier unten empfindlich kalt war, begann ich rasch zu schwitzen. Der Schweiß brannte in meinen Augen und ließ mich fast erblinden, aber ich blieb nicht stehen. Die Furcht vor diesem mörderischen Etwas mit seinen viel zu vielen Zähnen und den Klauen und Krallen trieb mich immer weiter nach vorne.

Plötzlich war um mich herum die Luft von einem seltsamen

Knirschen und Mahlen erfüllt. Die Erde unter mir war unvermittelt mit tiefen Rissen und Spalten überzogen.

Nein, schoss es mir durch den Kopf, nicht noch einmal!

Dann ging alles rasend schnell und bevor ich noch in irgendeiner Weise reagieren konnte, gab unter meinen Füßen erneut die Erde nach. Der Boden sackte einfach unter mir weg und ich wurde in die Tiefe gezerrt. Geistesgegenwärtig zog ich den Kopf ein und bedeckte mein Gesicht schützend mit den Händen, währenddessen ich die Götter um Beistand anflehte.

Dann kam auch schon der Aufprall.

Diesmal war alles anders.

Anstatt mir auf schroffem und Knochen zerschmetterndem Felsgestein alles Mögliche zu brechen, landete ich auf der Spitze eines gewaltigen Hügels in einem weichen Bett aus hellem, glitzerndem Sand. Eine riesige Staubwolke hüllte mich ein und kaum hatte ich den Mund geöffnet, um vor Überraschung aufzuschreien, war mein ganzer Rachen auch schon augenblicklich voller Sand. Ich spuckte, hustete und prustete, während ich unentwegt weiter in die Tiefe raste.

Um mich herum war der Sand durch meinen Aufprall in Bewegung geraten und ohne dass ich auch nur das Geringste dagegen unternehmen konnte, trugen mich die inzwischen zu einer Lawine angewachsenen Sandmassen immer schneller nach unten. Ich wurde hochgehoben, umher gewirbelt und wieder zu Boden geschleudert wie eine willenlose Gliederpuppe. Dabei wurde der allgegenwärtige Sand immer unerträglicher. Ich konnte kaum noch atmen, geschweige den etwas sehen. Der Sand war überall, in der Nase, den Ohren, in den Augen und im Mund.

Als ich allmählich in Panik geriet, weil ich das Gefühl hatte zu erstickten, wartete auch schon die nächste Überraschung auf mich. Die Sandlawine geriet von einem Moment zum anderen abrupt ins Stocken, als ihre ersten Ausläufer unvermittelt mit Wasser in Berührung kamen.

Ich lag plötzlich waagrecht in der Luft, strampelte kurz mit

beiden Armen und Beinen und klatschte dann mit voller Wucht in den See.

Das Wasser war eisig und raubte mir schier den Atem, aber die Kälte brachte mich augenblicklich wieder in die Wirklichkeit zurück. Mit weit ausholenden Bewegungen schwamm ich an Land zurück und blieb einen Moment lang reglos am Ufer liegen, ich war völlig erledigt. Die Ereignisse der vergangenen Stunden hatten meine letzten Kraftreserven aufgezehrt. Nach einer Weile gab ich mir schließlich einen Ruck, atmete tief durch und stemmte mich ächzend hoch.

Ich schüttelte mich wie ein nasser Hund, als ich zu meiner linken Seite plötzlich Schritte vernahm.

Langsam drehte ich mich um.

Viel zu langsam, denn ich hatte noch nicht einmal richtig den Kopf erhoben, als mich etwas mit solch entsetzlicher Wucht ins Kreuz traf, dass ich das Gefühl hatte, in der Mitte auseinander zu brechen.

Mit dem Gesicht voraus fiel ich stöhnend in den Ufersand zurück. Sofort versuchte ich mich herumzudrehen und aufzuspringen, aber die hornige Sohle eines riesigen Fußes hielt mich erbarmungslos am Boden. Ich strampelte hilflos mit den Beinen, als eine ebenso riesige Hand durch mein Haar fuhr, zupackte und meinen Kopf so weit in den Nacken riss, das mir Tränen in die Augen schossen. Ein gewaltiger Schädel näherte sich meinem rechten Ohr und eine Wolke stinkenden Atems hüllte mich ein. Ich hatte Mühe, nicht erneut das Bewusstsein zu verlieren. Wer oder was auch immer diese Kreatur sein mochte, ganz offensichtlich schien sie sich ausschließlich von wilden Zwiebeln und verfaultem Fleisch zu ernähren, anders war dieser Gestank, der da aus seinem Mund kam, nicht zu erklären.

»Wer bist du?«, bellte mir die Gestalt ins Ohr.

Obwohl meine momentane Lage alles andere als angenehm war, machte mein Herz einen Satz. Der vertraute Klang einer menschlichen Stimme erfüllte mich wieder mit Zuversicht.

»Du trägst eine Waffe, also bist du keiner von ganz oben. Jetzt heraus mit der Sprache, wer oder was bist du wirklich? Was führt dich hierher?«

»Wenn du mich loslässt, werde ich versuchen, es dir zu erklären. Aber im Moment lässt du mir ja nicht einmal genügend Luft zum Atmen.«

»Also gut, aber versuch keine faulen Tricks, sonst breche ich dir das Genick«, knurrte die Gestalt. »Da hilft dir dann auch dein Schwert nicht mehr.«

Nachdem die Hand meinen Kopf freigegeben hatte und der Fuß aus meinem Kreuz verschwunden war, konnte ich meine Knochen förmlich knirschen und knacken hören, als ich mich wieder aufrichtete.

Der Mann starrte mich mit einer Mischung aus Neugier und Misstrauen unverhohlen an. Er war gut zwei Köpfe größer als ich und trug weder Hemd noch Jacke. Eine knielange Hose aus irgendwelchen Tierfellen zusammengenäht schien alles zu sein, was er besaß. Nirgendwo konnte ich Schuhe, Gürtel und sonstige Ausrüstungsgegenstände oder gar Waffen entdecken.

Wie um alles in der Welt kam dieser Mann hierher?

»Ich bin Radok«, sagte der Riese schließlich, nachdem er mich lange genug angestarrt hatte.

»Mein Name ist Thorak«, erwiderte ich. »Ich bin oben in der Stadt durch ein Loch im Boden in die Tiefe gestürzt. Als ich versucht habe, wieder einen Weg nach oben zu finden, hat mich etwas verfolgt, von dem ich jetzt noch nicht weiß, was es genau war. Jedenfalls hat das, was ich von ihm gesehen habe ausgereicht, um mich wegrennen zu lassen. Dabei bin ich in einer Höhle gelandet, deren Boden ebenfalls brüchig war. Nach einem weiteren Sturz bin ich auf einem Sandberg gelandet, diesen mehr oder weniger unfreiwillig hinuntergerutscht, um schließlich hier ins Wasser zu stürzen. Den Rest der Geschichte kennst du.«

Auf Radoks Gesicht erschien ein wissender Ausdruck. Seine dunklen Augen verloren allmählich ihren misstrauischen Glanz und sein kantiges, narbenzerfurchtes Gesicht mit der düsteren Miene hellte sich merklich auf. Irgendwie erinnerte mich der muskel-

bepackte Hüne an Walla, den gutmütigen Kerl aus Tamirs Wagenzug.

»Könnt Ihr mir vielleicht erklären, wo ich hier bin und vor allem, was bei den Göttern war das, was mich da verfolgte? So etwas habe ich noch nie gesehen.«

»Fürchtet Euch, sollte es tatsächlich wieder erwacht sein«, flüsterte Radok so leise, dass ich ihn kaum verstehen konnte. Als ich ihn bat, die Worte zu wiederholen, zwinkerte er stattdessen nervös mit dem rechten Auge und antwortete mit einer Gegenfrage.

»Ihr wollt also eine Erklärung?« Dabei drehte er sich gemächlich um und lief mit weit ausgreifenden Schritten zielstrebig gen Osten. »Die könnt Ihr haben«, rief er und gab mir mit der rechten Hand Zeichen, ihm zu folgen.

»Der Rat vom Untenvolk wird Euch gerne alle Fragen beantworten. Ihr müsst nur lange genug am Leben bleiben.«

»Wie meint Ihr das?«, fragte ich keuchend, als ich endlich neben ihm war. Ich hatte Mühe, mit dem halb nackten Riesen Schritt zu halten, denn während er normal lief, musste ich schon rennen, um mit ihm auf gleicher Höhe zu bleiben. Schließlich schien Radok ein Einsehen mit mir zu haben. Er blieb einen Moment lang stehen und sah mich beinahe mitleidig an.

»Um zum Rat und zu meinem Volk zu gelangen, müssen wir über die Straße der Toten gehen. Ich kenne nur wenige Männer, die das überlebt haben.«

»Diese Straße kann mich nicht schrecken«, erwiderte ich forsch. »Dazu habe ich bereits viel zu viel erlebt. Außerdem habe ich immer noch mein Schwert.«

»Es wird sich schon bald zeigen, was deine Worte und dein Schwert wert sind. Allein die blutsaugenden Fliegen entlang dieser Straße sind größer als anderswo die Vögel.«

Ich schluckte und hielt es für besser, ab jetzt zu schweigen. Ich sparte mir den Atem für eine Antwort, irgendetwas sagte mir nämlich, dass ich meine Kräfte noch für ganz andere Dinge brauchen würde.

Die Straße der Toten

Der Rand der Straße bestand praktisch nur aus Knochen, menschlichen Knochen!

Dutzende, hunderte, wenn nicht gar tausende dieser ausgebleichten, fahlgelben Überreste unzähliger Menschen säumten unseren Weg. Dazwischen lag immer wieder einmal ein Schädel, der mich aus leeren Augenhöhlen anzugrinsen schien.

Dabei hatte ich ständig das Gefühl, als wären diese Schädel von einem unheimlichen Eigenleben erfüllt und blieb deshalb immer öfter stehen. Aber meistens stellte sich dieses Leben rasch als irgendwelches Ungeziefer heraus, das in den hohlen Totenschädeln herumkrabbelte, oder als bizarre Schatten, die das seltsame Licht, welches hier vorherrschte, erzeugte.

Obwohl hier unten keine Sonne schien, war es dennoch nicht völlig dunkel.

Es gab Licht, zwar kein Tageslicht im eigentlichen Sinne, vielmehr ein matter, weißgelber Schimmer, der über der ganzen Gegend lag. Das düstere Licht erinnerte mich irgendwie an die Sichtverhältnisse in Eislanden, kurz bevor die Sonne aufging.

»Wenn du weiterhin nach jedem zweiten Schritt stehen bleibst, um irgendwelche Totenschädel anzustarren, sind wir beide uralte Männer, bis wir endlich das Lager erreicht haben.«

Radoks knurrig hervorgestoßene Worte brachten mich augenblicklich in die Wirklichkeit zurück.

Ich schüttelte den Kopf, als wäre ich aus einem kurzen Traum erwacht und starrte ihn aus großen Augen fragend an.

»Was hast du gesagt?«

»Ich sagte, dass wir uns beeilen müssen und du solltest endlich damit aufhören, andauernd auf diese Knochen zu starren. Achte lieber darauf, wo du hinläufst, dieser Weg wird nicht umsonst die Straße der Toten genannt.«

»Keine Angst, ich pass schon auf, wo ich hintrete.«

Meine Antwort fiel schroffer aus, als ich es eigentlich beabsichtigt hatte, aber ich hasste es nun mal, wenn man mich wie

einen kleinen Jungen behandelte.

»Das glaube ich kaum«, grinste Radok und deutete schadenfroh auf meinen rechten Stiefel.

»Du stehst nämlich gerade auf dem Schwanz eines Rimba, und diese Nager lieben nichts mehr als frisches, dampfendes, noch zuckendes Fleisch.«

Mit einem Entsetzensschrei machte ich einen Satz zur Seite, zog mein Schwert und starrte vor mir auf den Boden. Keinen Schritt von mir entfernt hockte eine handtellergroße, mausähnliche Kreatur im weißen Sand. Das seltsame Tier schien nur aus einem unterarmlangen Schwanz, zwei Hinterbeinen und einem einzigen, riesigen Maul zu bestehen. Dieses Maul war nun zu einer Größe aufgerissen, die seine eigentliche Körperlänge übertraf. Nervös zuckte eine bläuliche Zunge ständig zwischen den Doppelreihen der kleinen aber unglaublich spitz zulaufenden Zähnen umher.

Bei den Göttern, gab es denn hier unten kein Lebewesen, das nicht nur aus Zähnen bestand und dessen einziger Gedanke Fressen war?

Bevor ich weiter darüber nachdenken konnte, strafften sich die Hinterbeine des Rimba und mit einem gewaltigen Satz sprang mir das Vieh entgegen. Mit weit aufgerissenem Maul flog das Tier genau auf meine Kehle zu. Bevor ich reagieren konnte, wurde der Flug des Rimba gut eine Handbreit vor meinem Hals jäh gestoppt. Radok hatte das Tier an seinem langen Schwanz gepackt, drehte sich mit ihm zweimal um seine eigene Achse und ließ dann unvermittelt los. Wie von einem Katapult abgeschossen, flog das Vieh auf den See zu, an dem unser Weg entlang führte, und klatschte schließlich mit einem ohrenbetäubenden Pfeifen ins Wasser. Abrupt brach das Pfeifen ab, während das Tier wie ein Stein im Wasser versank.

»Die Viecher können nämlich nicht schwimmen«, lautete Radoks knappe Erklärung.

Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn, steckte mein Schwert wieder zurück in den Gürtel und nahm mir vor, mich in Zukunft besser an seine Anweisungen zu halten.

Dann beeilte ich mich, ihm wieder zu folgen, denn Radok war in der Zwischenzeit einfach weitergelaufen und war jetzt schon ein

gutes Stück voraus. Da ich keine Lust hatte alleine durch diese feindliche Wildnis zu wandern, blieb mir gar nichts anderes übrig, als mit ihm Schritt zu halten. Außerdem fieberte ich förmlich seinem Lager entgegen. Dort, so hoffte ich, würde ich endlich erfahren, was es mit dieser seltsamen Welt auf sich hatte.

Ich wusste später nicht mehr genau, ob es tausend Schritte gewesen waren, zweitausend oder vielleicht sogar zehntausend, die wir diese endlos scheinende Straße der Toten entlang gelaufen waren. Ich hatte in der Zwischenzeit jegliches Zeitgefühl verloren und stapfte völlig apathisch hinter Radok her. Ich handelte nur noch instinktiv, beinahe mechanisch setzte ich einen Fuß vor den anderen und folgte ihm durch den weißen Sand, der hier allgegenwärtig war. Kein Baum oder Strauch, kein Hof und kein Haus unterbrach die Monotonie der Landschaft. Es gab nur die Straße, die schnurgerade durch das Land führte, den See zu unserer Rechten, den weißen Sand und diese eigentümliche Stille, in der nur das Knirschen unserer Füße im trockenen Sand und unser keuchender Atem zu hören waren.

Deshalb hörten wir das Tier auch zuerst, bevor wir es erblickten.

Sein Gebrüll hörte sich an wie eine Mischung aus dem Bellen eines Hundes und dem Meckern einer Ziege. Das Ganze hallte in einer solchen Lautstärke über das Land, dass ich mir bereits nach kurzer Zeit die Ohren zuhielt.

»Bei Hela und Belen, was ist das?«

»Ein Skall, man nennt sie auch Sandhunde. Harmlose Tiere, die von dem leben, was der Sand an Würmern und Maden hergibt.«

Radok war jetzt stehen geblieben, setzte Daumen und Zeigefinger seiner Linken an die Stirn und spähte angestrengt über das Land.

»Komisch, sonst ist von den Tieren kaum etwas zu hören. Los, komm mit, wir sehen mal nach. In diesem Land ist es immer gut, wenn man weiß, was um einen herum geschieht.«

Wir legten allerdings keine zehn Schritte zurück, als Radok erneut stehen blieb. Ein seltsames Pfeifen hatte sich mit dem Geschrei des Skalls vermischt. Ich zog den Kopf zwischen die Schultern und

spähte angestrengt in jene Richtung, aus der die Geräusche kamen. Dann entdeckte ich den Skall. Das Tier war kaum größer als eine herumstreunende Katze mit einem weißen Fell, das hier und da braune Flecken aufwies.

In diesem Moment begann Radok zu schreien und rannte wie von Sinnen zurück, genau auf das Wasser zu. Einen Moment später erkannte ich den Grund. Der Boden hinter dem Skall schien mit einem Mal auf und ab zu springen.

Es mussten Tausende sein, eine unzählbare Masse an springenden Rimba, die wie ein lebender Teppich hinter dem Sandhund aufgetaucht waren und rasend schnell näher kamen. Eine unendliche Zahl von weit aufgerissenen Mäulern hetzte genau auf mich zu und schlagartig wurde mir bewusst, warum Radok das Wasser suchte.

Sie können nicht schwimmen, durchzuckte es mich und dann begann auch ich zu rennen. Beinahe zu spät, denn als ich in das Wasser des Sees eintauchte, hatten sich bereits zwei dieser hüpfenden, fleischfressenden Viecher in meinem Stiefel verbissen. Für einen Moment lang schwoll das Pfeifen der Rimbas zu einem ohrenbetäubenden Lärm an, dann war der Schwarm auch schon wieder vorbei, genauso schnell wie er auch aufgetaucht war. Zurück blieb das Skelett des Skall, dessen blank genagte Knochen sich übergangslos in das Landschaftsbild einfügten. Erst jetzt wurde mir der Name der Straße der Toten so richtig bewusst.

Als ich Radok folgte, konnte ich nicht verhindern, dass sich meine Nackenhaare vor Entsetzen aufgerichtet hatten.

Irgendwann hielt er dann an.

Ich bemerkte es zuerst überhaupt nicht. Ich hatte den Kopf gesenkt und stapfte verbissen auf seiner Spur und wäre deshalb um ein Haar mitten in ihn hineingerannt. Erst im letzten Moment bemerkte ich seinen immer größer werdenden Schatten und hielt an. Als ich neben ihn trat und nach vorne blickte, fielen mit einem Schlag sämtliche Strapazen von mir ab.

Wir waren endlich am Ziel.

Einen Pfeilschuss weit unter uns ragte eine schroffe Felswand aus dem Sand, die das Ende dieser Welt sein musste. So weit das Auge reichte, von links nach rechts und von oben nach unten, hier schien

es nur noch diese Felswand zu geben und sonst nichts.

Die Straße endete an einem eisernen Tor, das unzählige Generationen vor uns irgendjemand in den Felsen geschlagen hatte. Das Tor war kaum so hoch wie ich und höchstens doppelt so breit, dabei fast gänzlich von hässlichen braunen Rostflecken überzogen.

Als wir uns dem Eingang näherten, stieß Radok einen schrillen Laut aus und wie von Geisterhand gezogen schob sich das eiserne Tor langsam zur Seite. Dahinter, das erkannte ich auf den ersten Blick, begann eine neue, völlig andere Welt.

Auch wenn das matte, weißgelbe Licht, das in diesem Teil des Landes vorherrschte, hier durch einen bläulichen Schimmer ersetzt wurde, konnte ich Einzelheiten erkennen.

Hinter der Tür mündete der Weg in einen schmalen Tunnel, der wiederum in eine weitläufige Höhle mit gewaltigen Ausmaßen mündete. Deutlich war in der Haupthöhle das kleine Dorf mit seinen Dutzenden Häusern, Zeltbauten, Schuppen und Wegen zu erkennen. Überall zwischen den Gebäuden hasteten Menschen umher. Männer, Frauen und Kinder, alle mit Fellen irgendwelcher Tiere bekleidet.

Meine Ankunft war nicht unbemerkt geblieben, dennoch blieb ich nach wenigen neugierigen Blicken unbehelligt. Anscheinend kümmerten sich die Menschen hier vornehmlich um ihre eigenen Angelegenheiten und gaben sich Fremden gegenüber mit der Tatsache zufrieden, dass sie einfach da waren, nicht mehr und nicht weniger. Aber bevor ich Anstalten machen konnte, das Dorf etwas genauer zu betrachten, waren Radok und ich von einer kleinen Gruppe von Männern umringt.

Außer den Fellhosen, die Radoks Beinkleider bis auf die letzte Naht glichen, trugen diese Männer noch Waffen bei sich. Schädelbrecher, unterarmkurze Speiße und verschieden große Steinmesser, die allesamt aus dem Felsen herausgeschlagen waren. Zwar verhielten sie sich mir gegenüber nicht unbedingt feindselig, aber die Tatsache, dass alle Waffen wie zufällig auf mich zeigten, trug nicht unbedingt dazu bei, dass ich mich in meiner Haut allzu wohl fühlte.

Ein halb nackter, zwergenhafter Kerl mit schlohweißen Haaren und einem hässlichen Gesicht sprang vor und fuchtelte mit seinem Steinmesser vor meinem Gesicht herum. Der muskelbepackte Gnom

reichte mir nicht einmal bis zur Brust, aber trotzdem ging eine spürbare Gefahr von ihm aus. Als er mich anstarrte, mit seinem brutalen Gesicht mit den kleinen Augen, der breitgeschlagenen Nase und dem zahnlosen Maul, las ich nichts als Hass in seinem Anlitz.

»Seit wann sind die Neuankömmlinge vom Volk oben denn bewaffnet?«, grunzte er erregt.

Nach einem kurzen Blick in seine funkelnden Knopfaugen wurde mir schlagartig klar, warum dieser Mann sich mir gegenüber so feindselig verhielt.

Er wollte mein Schwert.

Inmitten all dieser primitiven, aus dem Felsgestein herausgeschlagenen Spieße, Messer und Schädelbrecher mutete *Gleichmacher* wie eine Wunderwaffe an. Mit solch einem Schwert zählte man hier bestimmt zu den mächtigsten und einflussreichsten Männern im Dorf und genau dieser Ausdruck um das Wissen einer solchen Macht verzerrte jetzt sein Gesicht zu einer Fratze aus Habgier, Neid und tödlicher Feindschaft.

»Ich wusste nicht, dass Nova seit heute mit der Befragung der Neuankömmlinge beauftragt wurde.«

Der Mann, der diese Worte ausgesprochen hatte, war höchstens genauso groß wie ich, aber mindestens dreimal so alt. Obgleich er mit seiner hageren Gestalt inmitten der anderen stämmigen und teils deutlich größeren Männer beinahe zerbrechlich wirkte, schien er eine ungeheure Autorität zu besitzen. Ein kurzer Wink seines rechten Armes ließ Nova den Kopf einziehen und zurücktreten.

Einige der Umstehenden begannen schadenfroh zu grinsen. Anscheinend war er im Dorf nicht sonderlich beliebt.

»Trotzdem Alwar, ich bleibe dabei. Mit diesem Kerl stimmt etwas nicht.«

Ohne auf Novas Einwände einzugehen, packte mich Alwar an der Schulter und zerrte mich sanft aber bestimmend auf eines der Steinhäuser zu, die man wahrscheinlich mühevoll in Jahrzehnte langer Arbeit aus den Felsen herausgeschlagen hatte. Eine zerschlissene Felldecke verdeckte den Eingang zu dem einzigen Raum des Hauses.

»Sie entdeckten diese Welt, als man damit begann, die Fundamente jener Stadt auszuheben, die man Razamanaz nennt. Aber diesen Namen kennt heute kaum noch jemand hier. Wir sind das Volk unten, die Menschen der letzten Ebene und über uns lebt das Volk oben. Das ist mit einfachen Worten ausgedrückt die Welt, in der wir leben. Wenn man den Überlieferungen der Alten glauben darf, dann lebte vor Anbeginn dieser Welt, Äonen, bevor jemals ein Mensch über diese Erde wandelte, an dieser Stelle einst eine uralte Rasse, die dunklen Göttern diene. Warum ihre Stadt in grauer Vorzeit im Innern der Erde versunken ist und warum keiner von ihnen überlebt hat, vermag heute niemand mehr zu sagen. Jedenfalls war dies hier einst ein Teil ihres Reiches.«

»Jetzt verstehe ich aber nicht, warum ihr hier unten in dieser Welt lebt, in der niemals die Sonne scheint, anstatt mit euren Leuten einfach nach oben zu ziehen?«

Alwar lächelte milde.

»Ihr müsst euch schon etwas in Geduld üben, mein ungestümer Freund. Auch wenn ich der erste Mann vom Volk unten bin, unsere Jahrtausend alte Geschichte kann auch ich nicht mit ein paar Worten erzählen.«

Beschämt senkte ich den Kopf und nahm mir vor, den Alten ab sofort nicht mehr zu unterbrechen. Auch wenn mir bereits jetzt tausend Fragen auf den Lippen brannten, wollte ich das Ende seiner Geschichte diesmal abwarten.

Der Weg zurück

»He, träumen kannst du, wenn wir am Ziel sind!«, zischte mir jemand mürrisch ins Ohr und stieß mir im gleichen Moment seine Hand unsanft in den Rücken.

Ich zuckte erschrocken zusammen und stolperte vorwärts.

Während ich Mühe hatte, auf den Beinen zu bleiben, nahm ich aus den Augenwinkeln heraus wahr, wie mich Erk überholte und mit weit ausgreifenden Schritten Radok, unserem Führer nacheilte, der

inzwischen nur noch als dunkler Punkt am Horizont zu erkennen war.

Ich unterdrückte einen derben Fluch und beeilte mich, ihnen zu folgen.

Bei den Göttern, ich war dabei, den Anschluss an die Beiden zu verlieren. Ein unverzeihlicher Fehler für jemand, der wie wir über die Straße der Toten wandelte. Denn in dieser unbarmherzigen Wildnis konnte jeder Fehler schnell der letzte sein.

Aber in den letzten Tagen war einfach zu viel auf mich eingestürzt. Es hatte damit begonnen, dass man mich durch eine Verkettung unglücklicher Umstände in Razamanaz für einen Mörder hielt. Um dem drohenden Henkersschwert zu entgehen, floh ich durch die dunklen Hinterhöfe der Stadt, bis ich in einem abseits gelegenen Lagerschuppen durch den Lehm Boden brach und in die Tiefe stürzte. Dort erkannte ich rasch, dass es unter der Stadt ein Katakombensystem gab, in dem vormals auch Menschen gelebt hatten. Aber jetzt gab es dort unten anscheinend nur noch Kreaturen, deren ganzer Lebenssinn aus Töten und Fressen bestand.

Umso überraschter war ich, dass ich dennoch auf Menschen stieß, als ich noch tiefer in diese unterirdische Welt eingedrungen war. Sie selbst nannten sich das Volk Unten und was mir Alwar, der Stammesälteste berichtete, hätte ich mir selbst in meinen kühnsten Träumen nicht vorstellen können. Tausend Gedanken und mindestens ebenso viele Fragen schwirrten mir beinahe gleichzeitig durch den Kopf.

Ich dachte über alles Mögliche nach, nur nicht über den Weg, der vor mir lag und über die Gefahren, die hier herrschten. Und genau das wurde mir binnen eines kurzen Augenblicks beinahe zum Verhängnis. Es konnte nicht lange gedauert haben, nur einen Herzschlag, allerhöchstens einen Atemzug, nachdem Erk mich unsanft aus meinen Träumereien gerissen hatte. Da erklang ein seltsamer Laut und direkt zu meinen Füßen begann sich der Boden plötzlich zu teilen. Ungläubig riss ich die Augen auf und sah mit an, wie keine Handbreit vor meinen Füßen ein Rimba plötzlich aus dem Sand gekrochen kam. Mit seinen dunklen Augen, in denen eine geradezu böartige Intelligenz funkelte, starrte mich das abstoßende Geschöpf

einen Augenblick lang reglos an. Dann öffnete es sein Maul, schob die wulstigen Lippen zurück und zischte mich wie eine gereizte Schlange an. Wiederum hatte ich den Eindruck, als bestünde dieses Wesen nur aus Zähnen.

»Verdammtes Vieh!«, fluchte ich.

Mit einer einzigen, fließenden Bewegung zog ich *Gleichmacher* aus dem Gürtel und bevor die Kreatur Anstalten machen konnte mich anzugreifen, zerhackte ich bereits mit dem ersten Hieb im wahrsten Sinn des Wortes ihren Schädel.

Aber schon bei meinem zweiten Hieb begann Erk plötzlich zu schreien und rannte zu mir zurück.

»Keine Angst!«, beruhigte ich ihn. »Das Mistvieh wird uns garantiert keinen Ärger mehr bereiten.«

Aber anstatt mir dankbar zu sein, dass ich dieser kleine Bestie den Garaus gemacht hatte, benahm er sich wie ein Verrückter. Sein Mund war weit aufgerissen, er zitterte wie Espenlaub und in seinem Gesicht stand das blanke Entsetzen geschrieben.

»Was hast du getan?«, stammelte er.

»Verdammt, was regst du dich plötzlich so auf?«, antwortete ich verständnislos. »Sei doch froh, dass ich diese kleine Bestie so schnell erledigen konnte.«

»Du verstehst nichts, du verstehst überhaupt nichts«, brüllte mich Erk an und starrte fassungslos auf das blutige Knäuel, das einstmals ein Rimba gewesen war. In der Zwischenzeit hatte sich auch Radok umgedreht und kam zurück gelaufen. Als er die tote Kreatur erblickte, starrte er mich nur einen Moment kopfschüttelnd an, dann suchten seine Augen angestrengt das umliegende Land ab.

»Noch nichts zu sehen, wir können es also schaffen. Hinter dem nächsten Hügel gibt es eine Möglichkeit, um auf die andere Ebene zu gelangen. Dorthin können sie uns nicht folgen.«

Er hatte kaum ausgesprochen, als er sich umdrehte und zu rennen begann. Erk brüllte mir etwas entgegen, was ich nicht verstand, wirbelte herum und folgte Radok, so schnell er konnte.

Einen Moment lang stand ich unschlüssig da.

Aber als ich sah, wie meine Gefährten sich immer weiter von mir entfernten, stieß ich einen Fluch aus, der selbst einem Fuhrmann in

Razamanaz hätte erröten lassen und rannte, so schnell ich konnte, hinter den Beiden her. Ich rannte, bis sich vor meinen Augen alles zu drehen begann, meine Lungen bei jedem Atemzug brannten und meine Füße immer schwerer wurden. Aber als ich neben mir das Keuchen von Radok und Erk hörte, wusste ich, dass ich es geschafft hatte. Ich hatte zu ihnen aufgeschlossen. Kurze Zeit später erreichten wir beinahe gleichzeitig den Hügelkamm einer lang gestreckten Sanddüne. Nach Atem ringend blieb ich stehen. In meiner linken Seite stach und brannte es, als würde mich jemand dort mit glühenden Messern durchbohren. Ich presste meine linke Hand dagegen, indes ich mich keuchend umsah. Neben mir ließen sich Radok und Erk einfach lang gestreckt in den weißen Sand fallen.

»Kann mir einer von euch mal erklären, was das Ganze zu bedeuten hat?«, fragte ich, währenddessen ich wie ein Fisch auf dem Trockenen nach Luft japste.

»Du hast einen ihrer Kundschafter getötet«, keuchte Erk als Antwort.

»Ein Kundschafter?«, wiederholte ich zunächst verständnislos.

Aber dann begann ich langsam zu begreifen und ein beklemmendes Gefühl machte sich immer stärker in mir breit.

»Du meinst, es gibt noch mehr von diesen Viechern hier in der Nähe?«

Erk und Radok nickten beinahe gleichzeitig.

Einen Moment lang wollte Panik in mir aufkommen, aber dann begann ich zu überlegen und schließlich grinste ich meine Gefährten selbstgefällig an.

»Na und? Ihr Kundschafter ist tot, also wissen diese Viecher doch gar nicht, dass wir hier sind. Außerdem haben wir sowieso gleich den Platz erreicht, von wo aus wir in die nächste Ebene kommen und dahin können sie uns ja nicht folgen. Das hat Radok jedenfalls behauptet, also, was regt ihr euch deshalb so unnötig auf?«

»Dir wird dein dämliches Grinsen schon noch vergehen, wenn ich dir sage, dass die Rimbas bereits hier sind, bevor du auf hundert gezählt hast«, zischte Erk. »Das war bisher jedenfalls immer so, wenn man einen ihrer Kundschafter getötet hatte.«

Jetzt machte sich doch Panik in mir breit und ich starrte Radok

fragend an.

Der Hüne nickte, während sich in seinem Gesicht immer mehr tiefe Betroffenheit breit machte.

»Erk hat recht«, erwiderte er leise. »Irgendwie stehen diese Wesen untereinander geistig in Kontakt. Anders ist ihr Verhalten nicht zu erklären. Jedenfalls sollten wir zusehen, dass wir so schnell wie möglich auf die nächste Ebene kommen. Ich habe keine Lust, als Mittagessen für die Rimbas zu enden.«

Ich schluckte und vor meinem geistigen Auge erschienen plötzlich wieder die Bilder meiner ersten Begegnung mit den Rimbas.

Ein eisiger Schauer rann über meinen Rücken.

»Wie weit kannst du das da werfen?«

Der Zeigefinger seiner ausgestreckten Rechten deutete auf das Wurfseil an meinem Gürtel, während mich Radok mit verkniffenem Gesicht anstarrte.

»Weit genug!«, entgegnete ich, legte den Kopf in den Nacken und blickte nach oben. Im nächsten Moment hätte ich mich für meine Antwort am liebsten selbst in den Hintern getreten. Wir standen nebeneinander auf der Spitze einer Sanddüne, die wie ein riesiges Dreieck aussah, und gafften ehrfürchtig nach oben, auf einen Himmel aus grauweißem, undurchdringlich scheinendem Felsgestein, so weit das Auge reichte. Bis genau auf jene Stelle, an der wir uns jetzt befanden, dort klaffte nämlich ein gezacktes Loch in der Felsendecke.

Einen Moment des Betrachtens später erkannte ich jedoch die Ausweglosigkeit unseres Unternehmens. Die dunkle Öffnung grinste mich buchstäblich an, wie um mich zu verhöhnen. Der Durchlass, welcher uns in die nächste Ebene führte, lag mindestens zwanzig Schritte über uns und war gerade mal so breit, dass ein Mann mit etwas Mühe hindurch kriechen konnte.

Wie viele Versuche benötigte ich wohl, bis die stählernen Zacken meines Greifhakens einen festen Halt in dem Felsen fanden und wir an dem daran befestigten Seil hoch klettern konnten?

Eintausend, zweitausend?

Wenn ich den Worten meiner Begleiter Glauben schenken durfte, hatte ich höchstens noch dreißig oder vierzig Versuche, bis die Rimbas uns erreicht hatten. Mir stand der Schweiß auf der Stirn und ich hatte Tränen in den Augen. Tränen der Wut und der Enttäuschung ob der Tatsache, so kurz vor dem Ziel doch noch zu scheitern. Ich brüllte meine Hilflosigkeit gen Himmel, riss das Wurfseil aus dem Gürtel und schleuderte es voller Berserkerwut nach oben.

Doch was war das?

Bei allen neunschwänzigen Bestien aus den finstersten Dämonenhöllen von Eislanden, ich hatte es geschafft. Unfassbar, die Götter mussten mir an diesem Tag wahrhaftig wohlgesonnen sein.

Es grenzte an ein Wunder, doch die Greifhaken meines Wurfseils hatten sich schon beim ersten Versuch in die Felsen gebohrt und als ich das Seil ruckartig mit meinem Körpergewicht belastete, knirschte zwar das Gestein hörbar unter meinem Gewicht, aber es hielt.

Ich kletterte als erster nach oben.

Oben angelangt suchte ich mit meinen Händen hinter der Öffnung rechts und links nach Halt und stemmte mich schließlich mit der Kraft meiner Arme durch das Loch. Als ich durch war, rollte ich mich einfach zur Seite und blieb einen Moment regungslos liegen. Vor meinen Augen tanzten bunte Sterne und mein Herz klopfte bis in den Hals hinauf. Ich war erledigt, restlos fertig und bekam nur am Rande mit, wie Radok mir folgte.

Erst als der Hüne mich zum wiederholten Mal an der Schulter packte und rüttelte, richtete ich mich missmutig auf.

»Was ist los?«, fragte ich und Radok zeigte als Antwort stumm mit der Rechten durch das Felsloch.

Mühselig wälzte ich mich herum, starrte durch die Öffnung und erkannte unter uns Erk, der wild gestikulierend immer noch auf der Spitze der Sanddüne stand.

»Erk, verdammt noch mal, was soll das? Schnapp dir endlich das Seil und komm hoch.«

»Nein«, erwiderte Erk.

»Ich gehe wieder zurück. Alwar hat mir nur befohlen, euch bis

zur nächsten Ebene zu begleiten.«

»Bist du verrückt geworden?«, ächzte ich. »Die Rimbas können jeden Moment hier sein. Jetzt schnapp dir endlich das Seil und schwinge gefälligst deinen Arsch hier hoch.«

Erk schüttelte den Kopf. »Nein!«

Wütend richtete ich mich auf, um in der nächsten Sekunde zur sprichwörtlichen Salzsäule zu erstarren. Langsam hob ich den Arm, starrte auf Radok und deutete danach ungläubig auf Erk und auf das, was in diesem Augenblick hinter ihm geschah.

Eine zwergenhafte Gestalt mit schlohweißen Haaren sprang wie ein Kastenteufel von einer Sanddüne zur nächsten unaufhaltsam auf Erk zu. Es war niemand anderes als Nova, jener von Machtgier besessene Gnom, der seit meiner Ankunft in Alwars Dorf nur eines im Sinn hatte, nämlich in den Besitz meines Schwertes *Gleichmacher* zu gelangen. Mit geradezu grotesk anmutenden Sätzen kam er rasch immer näher. Dennoch waren das Steinmesser in seiner Hand, sein schrilles Geschrei und sein plötzliches Auftauchen nicht der eigentliche Grund, warum ich mit entsetztem Blick auf Erk und die dahinter liegenden Sanddünen starrte. In meinen Augen stand das blanke Entsetzen, als ich hinter Nova Hunderte, Tausende, wahrscheinlich sogar Millionen von fellbedeckten, Zähne klickenden, schnappenden Rimbas entdeckte, die wie ein lebender Teppich über die Sanddünen schwappten.

»Rauf!«, brüllte ich Erk entgegen, tanzte und gestikulierte wie ein Verrückter über dem Felsloch.

Nach einem kurzen Blick über die Schultern hatte unser Begleiter verstanden. Mit einer verzweifelten Bewegung sprang er hoch und legte beide Hände um das Seil. Das Felsgestein, in welchem die Greifhaken verankert waren, ächzte, knarrte und knirschte so heftig, dass Radok und ich befürchteten, es könnte unter Erks Gewicht zusammenbrechen.

Aber er schaffte es.

Doch genau in dem Moment, als seine Hand den Rand des Fels-

lochs erreicht hatte, drang von unten, von den Sanddünen her ein Schrei an mein Ohr. Novas gellender Schrei, der eher dem Kreischen eines waidwunden Tieres ähnelte, als dem Hilferuf eines Menschen.

Lauf oder stirb

Nova rannte um sein Leben.

Mit weit ausgreifenden Schritten flog er förmlich über den weißen Sand. Die Todesangst schien ihm dabei Flügel zu verleihen, denn der Abstand zwischen ihm und den schrecklichen Kreaturen verringerte sich nur geringfügig. Die Frage war nur, wie lange noch.

Kein normaler Mensch hielt solch ein mörderisches Tempo, wie es der Gnom jetzt vorlegte, auf Dauer aus. Wir, das heißt meine beiden Begleiter und ich, hockten knapp zwanzig Schritte über ihm am Rand einer Felsöffnung, die für die Kreaturen unerreichbar war und brüllten uns die Seele aus dem Leib. Denn bisher war es noch niemandem gelungen, diesen Wesen durch Davonrennen zu entkommen. Mit unserem Schreien peitschten wir Nova regelrecht vorwärts.

Als er am Fuß der Sanddüne angelangt war, schien er noch einmal neue Kraft zu schöpfen. Hoffnung legte sich über sein verzerrtes Gesicht.

Bis zur Spitze der Düne, von wo aus er nach dem rettenden Seil greifen konnte, waren es gerade mal noch einhundert Schritte. Einhundert lächerliche Schritte, die über Leben und Tod entschieden.

Als er die Düne hinauf jagte, kam der Hang unter ihm durch sein Körpergewicht ins Rutschen.

Nach jedem dritten oder vierten Schritt schob ihn der weiche Sand um mindestens einen Schritt wieder nach unten.

Nova war kurz davor durchzudrehen.

Je ungestümer er sich durch den Sand schaufelte, desto schneller wurde er auch auf seinem Weg zurückgeworfen. Die Angst hatte bei ihm jegliches logisches Denken außer Kraft gesetzt, als er erkannte, wie die Rimbas immer näher kamen.

Dabei waren es jetzt noch höchstens fünfzig Schritte bis zum Seil.

Als er dann über die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, holten ihn die zweibeinigen Monster ein.

Eigentlich war es beinahe komisch mit anzusehen, wie diese kaum handgroßen Fellknäuel mit ihren kräftigen Hinterbeinen wie Hasen durch den Sand hoppelten. Wären da nicht die beiden Reihen eng aneinander stehender, nadelscharfer Zähne gewesen, die ihre weit aufgerissenen Rachen fast vollständig ausfüllten. Ich sah, wie sechs oder sieben dieser Scheusale an seinen Beinen hingen und versuchten, ihre kleinen, spitzen Zähne durch das Fell seiner Hose zu schlagen.

Noch vierzig Schritte durchzuckte es mich, während ihm Erk und Radok weiterhin Mut zu brüllten.

»Du schaffst es Nova, du schaffst es!«

Aber er schaffte es nicht.

Er hatte nämlich plötzlich die wahnwitzige Idee stehen zu bleiben und die Bestien mit seinem Steinmesser von den Füßen zu streifen, anstatt sein Heil in der Flucht zu suchen. Sicher, er hatte mindestens fünf der Rimbas getötet, aber als er endlich weiter rannte, hatten ihn in der Zwischenzeit bereits zehn andere eingeholt und krabbelten seine Beine empor.

Dann waren es nur noch fünf Schritte.

Mit einem verzweifelten Satz sprang Nova vor und krallte seine Hände um das Seil. Oben begann der Greifhaken im Gestein so heftig zu zittern, dass ich befürchtete, er könnte jeden Moment aus dem Felsen fallen. Ich warf mich an den Rand der Öffnung und streckte beide Hände nach unten. Irgendwie bekam ich seinen Arm zu packen und versuchte ihn mit aller Kraft hoch zuziehen.

Das Gesicht des Mannes hatte sich inzwischen zu einer Fratze des Wahnsinns verzerrt.

»Das Schwert!«, kreischte er. »Gib mir das Schwert!«

Speichel floss aus seinem Mund und vermischte sich mit dem Blut seiner durchgebissenen Lippen.

Ein Blick nach unten ließ mich erschauern.

Mindestens zwei Dutzend dieser Monster hatten sich inzwischen in seinen Beinen festgekrallt und ihm mit ihren nadelscharfen

Zähnen das Fleisch bis zu den Waden hoch von den Knochen gerissen.

Zwanzig Schritte darunter war aus der Sanddüne ein brodelnder, wimmelnder Hügel aus pfeifenden Rimbas geworden und immer wieder gelang es einer weiteren Bestie hoch zu springen und sich in Novas zerfleichten Körper zu verbeißen. Und dieser verrückte Gnom hatte immer noch nur eines im Kopf, den Besitz von *Gleichmacher*.

»Gib mir das Schwert!«, kreischte Nova wieder und als ich erneut in seine weit aufgerissenen Augen starrte, wusste ich, dass der Mann den Verstand verloren hatte.

In diesem Moment trat Radok neben mich und beendete das Inferno aus schreienden Männern, pfeifenden Rimbas und klickenden, aufeinander schlagenden Zähnen mit einem einzigen, wohl gezielten Tritt.

Die hornige Sohle seines gewaltigen Fußes traf Nova mitten ins Gesicht. Der Mann kippte einfach nach hinten, stürzte in die Tiefe und war im nächsten Moment unter der zuckenden Masse der Rimbas verschwunden. Sein gellender Schrei dröhnte uns allen noch in den Ohren, als er plötzlich ein letztes Mal seine Hand mit dem primitiven Steinmesser aus dem wimmelnden Strom dieser Fressmonster empor reckte. Ich schluckte und unterdrückte mühsam eine aufkommende Übelkeit, während sich hinter mir Erk würgend übergab.

Novas Rechte bestand nämlich nur noch aus blanken, abgenagten, blutverschmierten Knochen.

»Können wir jetzt weitergehen?«

Die Frage kam so beiläufig, als würde er sich nach dem Wetter erkundigen.

Ruhig, beinahe bedächtig holte Radok das Seil ein und rollte es sorgfältig zusammen. Einige Rimbas hatten sich mit den Zähnen darin verbissen und kamen so ebenfalls mit hoch auf unsere Ebene. Aber sie konnten ihr vermeintlich neues Beuterevier nur wenige

Augenblicke genießen. Mit einem gezielten Griff brach er ihnen blitzschnell das Genick und warf sie zu ihren Artgenossen durch das Loch im Felsen hinunter.

Schließlich warf mir das Seil zu, stemmte beide Hände in die Hüften und starrte uns finster an.

»Also, was ist jetzt, gehen wir weiter oder wollt ihr hier übernachten?«

Ich hob den Kopf und drehte mein Gesicht zur Seite. Bevor ich dem Hünen erklären konnte, dass er in etwa soviel Mitgefühl zeigte wie ein Rimba beim Fressen, stürzte plötzlich die hagere Gestalt von Erk an mir vorbei und packte Radok an den Schultern. Wie ein trotziges, kleines Kind hämmerte er seine Fäuste auf dessen mächtigen Oberkörper, während er haltlos zu schluchzen begann.

»Du hast ihn umgebracht! Du Mörder, du hast ihn einfach umgebracht!«

Statt einer Antwort wischte der Riese Erk mit einer kurzen Handbewegung wie eine lästige Fliege beiseite und starrte uns mit einem Gesicht an, das inzwischen noch finsterer geworden war.

»Was hätte ich denn eurer Meinung nach tun sollen? Den Verrückten mitsamt der halben Rimbahorde zu uns heraufziehen? Macht euch doch nichts vor, der Kerl befand sich doch schon zur Hälfte im Magen dieser Viecher, der wäre hier oben genauso gestorben wie unten.«

So brutal und endgültig es auch war, im Stillen musste ich dem Hünen beipflichten. Langsam erhob ich mich wieder, steckte das Wurfseil zurück in den Gürtel und blickte mich nach Erk um.

Wir waren beide ungefähr gleich alt.

Wir waren beide in eine Welt hinein geboren, in der nur eine Regel galt: kämpfen oder sterben.

Nur hatte ich dabei offensichtlich die besseren Lehrmeister an meiner Seite. Das harte Leben in meiner Jugend in Eislanden, die gefährvolle Reise hierher in die Südländer, die Psa und das fortwährende Kämpfen und Sterben, all das hatte mich rasch altern lassen. Äußerlich wahrscheinlich weniger als innerlich, denn im Gegensatz zu Erk waren meine Gesichtszüge kantig und voller Entschlossenheit, die Erfahrungen die hinter mir lagen, hatten mich ge-

stählt und hart gemacht.

Erk jedoch hatte das Geschehen sichtlich mitgenommen, er sah aus wie das berühmte Häufchen Elend. Er hatte sich in der Zwischenzeit wieder erhoben, stand jetzt am Felsloch, die Arme vor der Brust verschränkt und stierte teilnahmslos auf die Sanddüne hinab.

Die Rimbas waren inzwischen genauso schnell wieder verschwunden, wie sie aufgetaucht waren. Es gab für sie nämlich keine Beute mehr an diesem Ort und da ihr ganzes Fühlen und Denken nur auf Fressen ausgerichtet war, suchten sie wahrscheinlich schon längst woanders nach neuen Opfern.

»Los jetzt«, sagte Radok und setzte sich in Bewegung. »Wir haben es bis zur ersten Ebene geschafft, also schaffen wir auch die zweite.«

»Du weißt aber, dass es hier etwas gibt, das mindestens genauso gefährlich ist wie die Rimbas?«

Ich spielte damit auf jene riesige, wurmähnliche Bestie an, die von den Bewohnern Razamanaz ebenso gefürchtet wurde wie vom Volk Unten. Radok zuckte in seiner ihm eigenen, unerschütterlichen Art mit den Schultern und grinste mich bloß an.

»Egal, die dummen Gesichter von denen da oben ist es allemal wert. Den fallen bestimmt die Augen aus dem Kopf, wenn wir drei auftauchen.«

Ich nickte und dann sah ich ihm tief in die Augen. Die Sache mit Nova war doch nicht ganz so spurlos an mir vorüber gegangen, wie ich es mir gedacht hatte.

»Was war mit Nova los? Irgendwie hatte ich das Gefühl, als ob er total durchgedreht war.«

»War er auch«, sagte Radok. »Seit deiner Ankunft im Dorf hatte er nur noch dein Schwert im Kopf. Vor allem, als du uns demonstriert hast, wie man mit dieser Waffe unsere Steinmesser wie alte Lumpen durchschneiden kann. Wie ich mitbekommen habe, war er seitdem geradezu von dem Gedanken besessen, mit dieser Waffe der Herrscher unseres Clans zu werden.«

»Und?«

»Wunschdenken, ihn hätte sowieso niemand als Anführer ernst

genommen«, entgegnete er lapidar.

Dann drehte er sich um und lief los.

»Komm«, sagte ich und wollte gerade losrennen, aber Erk gab lediglich ein unterdrücktes Stöhnen von sich, drehte sich um und zeigte mir seinen Rücken. Ich stieß einen Fluch aus und ging auf ihn zu. Wir mussten weiter, es gab keinen anderen Weg, wenn nicht alles umsonst gewesen sein sollte.

Ich packte ihn an der Schulter und riss ihn zu mir herum.

»Los jetzt, komm mit!«

Aber Erk riss sich wieder los und wimmerte wie ein getretenes Tier. Ich fluchte erneut, denn für solche Spielchen hatte ich bei Leibe keine Zeit. Also handelte ich.

Ich holte aus und schlug ihm ins Gesicht.

»Lauf jetzt!«, schrie ich ihn an. »Lauf, oder bleib hier und stirb!«

Nach der zweiten Ohrfeige setzte sein Verstand wieder ein.

Er nickte und setzte sich wie ein Betrunkener in Bewegung. Seine Augen waren glanzlos und stumpf, aber bei den Göttern, er lief. Auch ich setzte mich wieder in Bewegung, denn Radok war bereits weit vor uns und in dem Dämmerlicht, das hier herrschte, fast nicht mehr zu erkennen.

Unser Marsch erwies sich weder als sonderlich schwierig noch als gefährlich. Wir kamen rasch voran und doch spürte ich mit jedem Schritt, den wir mehr zurücklegten, ein wachsendes Unbehagen. Irgendwann wurde unser Weg zu einem Tunnel, dessen Felswände links und rechts von uns immer mehr zusammen liefen, so dass ich bald die Befürchtung hatte, dass wir demnächst unweigerlich stecken bleiben mussten.

»Verdammt«, zischte Radok. »Wenn das so weiter geht, stecke ich hier bald fest wie der Korken in meiner Wasserflasche.«

Ein Blick nach vorne zeigte mir, wie recht er hatte. Mit seinen breiten Schultern streifte er bereits bedenklich nahe an den Felswänden vorbei.

»Du solltest in Zukunft eben weniger essen«, sagte ich ganz ein-

fach, um unsere prekäre Situation etwas zu entschärfen. Radok gab ein gespielter Entrüsten von sich, ich grinste und nur Erk hielt den Kopf gesenkt und schwieg verbissen. Doch alle aufmunternden Worte halfen nichts. Irgendwann wurde der Tunnel so schmal, dass wir in die Knie gehen mussten um weiter zu kommen.

»Bist du sicher, dass wir hier auf dem richtigen Weg sind?«, fluchte ich, nachdem ich mir bereits zum dritten Mal den Kopf an den eng beieinander stehenden Felswänden angeschlagen hatte. Die Haut auf meiner Stirn war aufgeplatzt und außer Schweiß tropfte mir jetzt auch noch Blut über das Gesicht und beides zusammen brannte in meinen Augen wie Feuer.

Plötzlich verharrte Radok abrupt vor uns.

»Was ist denn jetzt schon wieder los?«, zischte ich ärgerlich.

Statt einer Antwort richtete sich Radok, so weit es eben ging, in dem engen Gang auf und begann zu stöhnen.

»Bei allen Göttern! Das müsst ihr euch ansehen!«

Duell mit der Bestie

Ein scharfer Schmerz schoss durch meinen Schädel und ich unterdrückte nur mühsam einen Aufschrei. Nächstes Mal, das schwor ich mir inständig, nächstes Mal würde ich nicht einmal mehr mit einer Wimper zucken, selbst wenn dieser riesenhafte Kerl da vor mir sich plötzlich in Luft auflösen würde. Aber eigentlich war das ganze Schwören völlig überflüssig, denn ein nächstes Mal würde mein blutender Schädel ganz einfach nicht mehr überleben.

Dabei war ich selber schuld.

Auf unserem Weg nach oben ans Tageslicht waren wir in diesem weitverzweigten Höhlensystem in einem Tunnel gelandet, der zum Ausgang hin immer schmaler wurde. Aus einem anfänglich aufrechten Gehen war ein auf den Knien Robben und schließlich ein Kriechen auf allen vieren geworden. Der Gang war zu einer Röhre verkommen, die gerade mal noch acht oder neun Handbreit im Durchmesser hatte. Aber wir mussten verdammt noch mal da durch.

Denn um uns herum herrschte tiefste Finsternis, am Ende des Tunnels jedoch strömte eine geradezu grelle, in den Augen schmerzende Helligkeit in die dunkle Röhre.

Tageslicht?

Egal, denn jedes Mal, wenn ich den Kopf hob, um vor mir etwas zu erkennen, sorgte diese verdammte Felswand auf sehr schmerzhafteste Art dafür, dass ich selbigen brav unten hielt. Radok, der vorweg an der Spitze kroch, geriet immer mehr ins Schwärmen, ich hingegen hatte mir in der Zwischenzeit schon mindestens dreimal den Schädel angestoßen und blutete wie ein Schwein. Mein Kopf dröhnte wie eine Kesselpauke und mir war klar, dass jedes weitere Zusammentreffen mit der Felswand mein Ende bedeuten könnte.

Dabei war alles so einfach. Ich musste nur meine grenzenlose Neugierde bezähmen und den Kopf unten halten, dann kam ich auch heil durch diese Röhre. Aber nein, nach jedem Handbreit, den wir weiter vorwärts gekrochen waren, musste ich den Schädel heben und bekam natürlich prompt zu spüren, dass es auch für mich gewisse Grenzen gab.

Plötzlich verschwand Radok vor mir mit einem Brüllen aus der Röhre. Trotz meiner rasenden Kopfschmerzen robbte ich, so schnell ich konnte, zum Ausgang hin. Dann schloss ich geblendet die Augen. Ich zählte im Stillen bis zehn, doch als ich meine Augen wieder öffnete, war das Bild immer noch das gleiche.

Ich konnte es fast nicht glauben.

Ich kroch aus dem Tunnel, stellte mich neben Radok und legte den Kopf in den Nacken. Ich sah mich staunend um, während meine Schmerzen inzwischen wie weggeblasen waren.

Wir befanden uns in einer hell erleuchteten Höhle, in der Boden, Wände und Decke aus gewaltigen Steinplatten bestanden. Bei näherem Betrachten bekam man das Gefühl, als ob dieser Raum einstmals von Menschen als Versammlungsraum genutzt wurde.

Von Menschen?

Als ich die riesigen Steinplatten, mit denen der Raum ausgekleidet war, erneut betrachtete, kamen mir leise Zweifel. Konnten diese zehn auf zehn Fuß große Platten wirklich von Menschenhand bewegt werden? Eine schrill quiekende Ratte, die vor uns quer durch

den Raum floh, unterbrach meine weiteren Gedanken. Ich sah noch, wie sie in einem dunklen Treppeneingang vor uns verschwand, dann war nur noch das Scharren ihrer Krallen auf den Steinplatten zu hören. Im selben Moment legte mir Radok seine Rechte in freundschaftlicher Art auf die Schultern. Ich ging in die Knie und begrüßte meine Kopfschmerzen wie alte Bekannte.

»Verdammt, wo sind wir hier bloß gelandet?«

Ich zuckte mit den Schultern.

Inzwischen war auch Erk aus dem Gang geklettert und wir tasteten uns gemeinsam Schritt für Schritt vorsichtig durch die Höhle. Ich hatte mein Schwert gezogen und blickte mich ständig um. Irgendetwas stimmte hier nicht, ich konnte den klammen Hauch des Todes förmlich spüren, der hier in dieser seltsamen Höhle auf uns lauerte. Auch meine beiden Begleiter schienen von dunklen Ahnungen erfüllt zu sein, denn niemand gab einen Laut von sich. Kein Tageslicht fiel hier herunter, keine Fackeln waren zu sehen und die Luft war zum Schneiden dick vom Modergeruch des Zerfalls und der Fäulnis. Dieser Raum war schon seit Äonen von der Außenwelt abgeschnitten und dennoch war es hier drin taghell. Eigentlich war es unmöglich, aber es schien als ob das Licht von den Steinplatten ausgehen würde.

»Hätte ich nur nicht auf Alwars Befehl gehört, wir werden hier unten alle sterben.«

Ich fuhr herum und knurrte Erk grimmig an.

»Manchmal frage ich mich, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn wir dich den Rimbas überlassen hätten. Deine Jammerei geht mir allmählich auf die Nerven.«

In diesem Moment war von der rechten Seite her hinter den Steinplatten ein dumpfes Rumpeln zu hören und dann ertönte ein Geräusch, als ob jemand mit einer eisernen Kralle über die Felswände kratzte. In meinem Nacken richteten sich die Haare auf und eine eiskalte Hand schien über meinen Rücken zu streichen.

Ich kannte diesen Laut zur Genüge.

»Was ist das?«, rief Erk schrill und ich konnte sehen, wie er vor Angst förmlich erstarrte.

»Etwas, wovor wir uns fürchten sollten«, sagte ich knapp. »Und jetzt nehmt die Beine in die Hand und rennt. Da lang!«

Ich deutete mit dem Schwert nach vorne, wo am Ende der Höhle eine schmale Treppe nach oben führte. Dorthin, wo auch die Ratte verschwunden war.

Meine Gefährten starrten mich entgeistert an und für einen Moment schien es so, als wären sie unschlüssig, ob sie mir nun folgen sollten oder nicht. Aber dann wurde das Rumpeln und Schaben immer lauter und plötzlich, mit einem Donnerschlag, erbebte die Höhlenwand an unserer rechten Seite. Staub wallte auf und als er sich in der nachfolgenden Stille zu Boden gesenkt hatte, erkannte ich deutlich, wie sich an jener Stelle zwei der Steinplatten nach innen gewölbt hatten. Es hatte den Anschein, als ob jemand dahinter mit einem riesigen Hammer mit unvorstellbarer Kraft gegen die Platten geschlagen hatte. Ich schluckte, meine dunkelsten Alpträume schienen Wirklichkeit zu werden, denn ich kannte nur eine Kreatur, die hier unten zu solchen Dingen fähig war.

Dann erfolgte der zweite Donnerschlag, der die Höhle erbeben ließ, und auf einer der Steinplatten zeigten sich plötzlich feine Risse. Wir flogen förmlich über den Boden und als wir den Treppenaufgang fast erreicht hatten, ertönte der dritte Schlag.

Plötzlich begann die Erde zu beben und fast im gleichen Augenblick stürzten auch die Steinplatten der Wand in sich zusammen. Eine riesige Wolke aus Staub, Dreck und umher fliegenden Felsbrocken hüllte die gesamte Höhle ein. Hustend und nach Atem ringend stolperte ich auf die Treppe zu, dicht gefolgt von Radok. Vorwärts, hämmerte ich mir ein, du schaffst es, du musst es schaffen.

Hinter uns war ein infernalisches Brüllen zu hören, das niemals von dieser Welt stammen konnte.

Die Wurmbestie war wieder da. Als das Brüllen erneut ertönte, wusste ich auch ohne mich umzudrehen, dass uns diese dämonische Kreatur bereits im Nacken saß.

»Wo ist Erk?«, schrie Radok, während wir die Treppe erreichten.

Als Antwort brachen sich seine gellenden Schreie an den

Höhlenwänden. Ich blieb stehen, drehte mich auf der Treppe um und sah mit an, wie der arme Teufel starb. Vor Angst gelähmt stand er immer noch mitten in der Höhle und starrte dem Monster entgeistert entgegen, das ihn einen Herzschlag später erreicht hatte. Ein riesiger Schlund, der anscheinend nur aus daumengroßen, nach innen gebogenen Zähnen zu bestehen schien, stülpte sich über Erk. Sein Schreien brach jäh ab, ein widerliches Knacken und Knirschen von Knochen hallte durch die Höhle und dann spritzte eine formlose blutige Masse über die Wände. Der Rest von dem, was einstmals Erk gewesen war.

Wir hetzten weiter, Stufe um Stufe um Stufe.

Ein ohrenbetäubendes Gebrüll, das sich vielfach in dem engen Treppenaufgang brach, ließ uns fast taub werden. Deutlich war zu hören, wie die Bestie mit ihren stummelartigen Auswüchsen an den Körperseiten wie rasend versuchte den Treppenaufgang zu verbreitern. Mit ihren scharfen Krallen brach sie Stück um Stück aus den Felsen und als wir das Ende der Treppe erreicht hatten, zwängte sich der zahnbewehrte Schlund mit einem wütenden Brüllen bereits eine Handbreit in den Aufgang.

Dieser Erfolg schien die Bestie zu beflügeln.

In wilder Raserei bohrte sich der riesige Körper in den Gang, während die Krallen das Gestein aus dem Aufgang fetzten. Die ganzen Felsen rings um uns herum begannen zu zittern.

»Sie klemmt!«, schrie Radok und rüttelte mit aller Kraft an jener Tür, die uns am Treppenende den weiteren Weg versperrte.

Inzwischen hatte die Bestie eingesehen, dass sie uns vorläufig nicht erreichen konnte und deshalb versuchte sie es jetzt mit anderen Mitteln. Sie zog ihren Schlund ruckartig zusammen und spuckte uns einen Handteller großen, grünlichen Schleimbrocken entgegen. Das Ding klatschte wie eine übergroße Portion Haferschleim auf die zweite Stufe unter uns und einige der Tropfen trafen meine Stiefel. Mit großen Augen erkannte ich, wie sich das Leder an jenen Stellen, wo es der Schleim getroffen hatte, aufzulösen begann und meine Haut darunter brannte plötzlich wie Feuer.

Das war genau der Moment, in dem mir Radok ins Ohr schrie, dass die Tür von innen verschlossen war.

Das Brüllen der Bestie wurde immer lauter und vermischte sich mit den verzweifelten Flüchen Radoks, der wie ein Verrückter an der Tür zerrte. Durch das durchgebrochene Mauerwerk am Treppenaufgang zwängte sich uns der wurmartige Leib der Kreatur einen weiteren Schritt entgegen und die nächste Spuckattacke kam bereits gefährlich nahe.

Der ätzende Schleim landete genau zwischen unseren Beinen, doch während mich das Leder meiner Stiefel ein zweites Mal vor Schlimmerem bewahrte, begann Radok plötzlich wie ein waidwundes Tier zu brüllen. Mir stockte förmlich der Atem. Dort, wo ihn der ätzende Schleim an den Beinen getroffen hatte, begann sich sein Fleisch rauchend aufzulösen. Deutlich konnte ich an seinem linken Fuß bereits den Schienbeinknochen sehen.

Radok schrie wie am Spieß, die Bestie brüllte vor Wut, es stank nach verbranntem Fleisch. Und als sich jetzt auch noch plötzlich hinter uns die Tür wie von Geisterhand öffnete und aus der Düsternis dahinter scheinbar aus dem Nichts eine gekrümmte Frauengestalt erschien, glaubte ich, endgültig verrückt geworden zu sein.

Die dürre, gebrechliche Alte schüttelte ihre knochige Rechte und ein schrilles Krächzen kam aus ihrem zahnlosen Mund.

»Mein Sohn! Was habt ihr mit meinem Sohn gemacht?«

Die Priesterin des Wahnsinns

»Die Götter mögen euch verfluchen.«

Die zahnlose Alte, die nur aus Haut und Knochen zu bestehen schien, breitete beide Arme aus und reckte ihre gichtgekrümmten Finger in die Höhe. Langsam öffnete sich ihr Mund und eine Gänsehaut überzog meinen Rücken, als ihr seltsame, beschwörende Worte über die Lippen kamen, die niemals von dieser Welt stammen konnten. Ein heiserer, unheilvoller Singsang hallte durch den Treppenaufgang und brach sich unten in der Höhle von den Wänden

wider. Radok kniete trotz seiner schrecklichen Wunden auf dem Boden einer Treppenstufe und presste beide Hände auf die Ohren und auch ich hatte das Gefühl, als ob jeden Moment mein Trommelfell platzen würde.

Dann verstummte der Gesang der Alten, so plötzlich wie er begonnen hatte.

»Ihr ungläubigen Hunde, redet, warum verweigert ihr meinem Sohn den Respekt?«

Dabei deutete sie mit ihrer knochigen Rechten nach unten, wo die Wurmbestie auf seltsame Weise plötzlich beinahe friedlich am Treppenaufgang lag.

›Weil wir nicht als Mahlzeit für diese Bestie dienen wollten‹, hätte ich ihr beinahe ins Gesicht geschrien, stattdessen zuckte ich unvermittelt zusammen.

Ihr Sohn?

Ich sah diese Kreatur und ich sah die seltsame Frau, die immerhin äußerlich ein Mensch zu sein schien. Als ich aber über ihre letzten Worte nachdachte, legte sich das Grauen wie eine eiskalte Hand um meinen Hals. Nur aus der Verbindung mit einem Dämon heraus oder durch dunkle Magie konnte etwas wie diese Bestie erschaffen werden. Wer bei allen Göttern war also diese Frau?

»Wir kommen in Frieden«, antwortete ich schnell und streckte ihr in freundschaftlicher Absicht beide Handflächen entgegen.

»Wir wollen nur zurück nach Razamanaz. Eine schreckliche Fügung des Schicksals hat uns in diese Welt verbannt. Wir wollen dir und deinem Sohn nichts Böses, wir wollen nur wieder zurück.«

Die Worte sprudelten mir nur so über die Lippen. Ich redete praktisch um unser Leben, denn aus den Augenwinkeln heraus bemerkte ich, wie sich die Bestie langsam wieder unruhig umherwälzte und sich dabei meinem Gefährten näherte, der inzwischen bewusstlos geworden war. Noch hielt die Enge des Treppenaufgangs den größten Teil der Kreatur von uns fern, aber mit jedem weiteren Hin- und Herwinden brach immer mehr Gestein aus den Felsen und es war nur noch eine Frage der Zeit, bis der Gang mit der Treppe endgültig in sich zusammenfiel und dann rettete uns nichts mehr vor dem Zahn umkränzten Schlund.

»So höre, Ungläubiger!«

Während die Alte weiter redete, fuchtelte sie mit ihren Armen in der Luft herum und ihre Gichtkrallen zeichneten dabei seltsame Symbole in die Luft. Ihre Worte fesselten meine Augen förmlich an ihre Lippen und ich bekam nur am Rande mit, wie das schreckliche Geschöpf unter mir mit schrillen, fast klagenden Lauten zurück in die eingestürzte Höhle kroch.

»Ich bin Eela, die Hüterin eines Göttersohnes und Priesterin des allmächtigen Kish. Seit fast einem Jahrhundert herrschen wir in dieser Welt und ich weiß sehr wohl, dass es außer uns noch anderes Leben gibt. Man schickt uns immer wieder Menschen von oben, und das ist auch gut so. Sonst müssten mein Sohn und ich ja verhungern.«

Als mir im nächsten Moment die Bedeutung ihrer Worte bewusst wurde, hatte ich plötzlich das Gefühl, als würde mir jemand den Boden unter den Füßen wegziehen.

In was für einem Alptraum war ich hier gelandet?

Unvermittelt streckte die fast bis zum Skelett abgemagerte Alte ihre gekrümmten Krallen aus und kam langsam auf mich zu.

»Keine Angst, du hast nichts zu befürchten. Denn du hast dich als würdig erwiesen.«

Instinktiv schlossen sich die Finger meiner Rechten fester um den Griff meines Schwertes. Ich hatte plötzlich ein seltsames Gefühl in der Magengegend.

»Was willst du damit sagen?«

Ein wissendes Lächeln teilte die schmalen Lippen der unheimlichen Frau.

»Es ist lange her, seit ein Mann sich als würdig erwiesen hat, und ich werde nicht jünger«, sagte sie mit leiser, zischender Stimme. »Seit fast einhundert Jahren bin ich die Hüterin meines Sohnes. Aber trotz meiner magischen Gaben spüre ich, wie mich langsam die Kräfte verlassen. Du scheinst ein geeigneter Gefährte für mich zu sein. Deshalb wirst du noch heute mit mir einen neuen Hüter für meinen Sohn zeugen!«

Ich schwankte einen Moment, gleichermaßen von Ekel und Grauen geschüttelt. Fieberhaft überlegte ich, wie ich mich aus dieser Lage herauswinden konnte.

»Was geschieht dann mit meinem Freund?«, fragte ich, um Zeit zu gewinnen.

»Er wird meinem Sohn dienen«, zischte sie.

Bevor ich es verhindern konnte, sprang die Alte auf Radok zu und versetzte dem Bewusstlosen einen Tritt in die Seite. Die Alte musste ungeheuerliche Kräfte besitzen, denn mein Gefährte war ein wahrer Hüne von Mann und dennoch flog er durch den Tritt wie ein Bündel nutzloser Lumpen die Treppe hinunter und blieb reglos am Eingang liegen. Die Alte begann wieder zu singen und im gleichen Moment hörte ich auch schon wieder jenes entsetzliche Geräusch, das immer dann erklang, wenn die Bestie sich in Bewegung setzte.

Als ich mit ansehen musste, wie sich gleich darauf der zahnbewehrte Schlund der Kreatur öffnete und sich über Radok legte, erfüllte mich kalte Wut. Ich packte die Alte, die überrascht aufschrie, und warf sie meinem Gefährten hinterher. Dann sagte mir mein Gefühl, dass es besser war, wenn ich sofort von hier verschwinden würde. Ich hetzte jene Stufen, auf denen die unheimliche Frau herunter gekommen war, hoch, während hinter mir das Kreischen der Wahnsinnigen in das Splittern und Brechen von Knochen überging.

Danach herrschte für einen Atemzug lang eine beinahe gespenstische Stille, bis urplötzlich wieder der ganze Aufgang erzitterte und Staub und kleine Steinchen von der Decke fielen. Die Bestie versuchte jetzt mit aller Macht die Treppen zu erreichen, während ihr wahnsinniges Brüllen schmerzhaft in meinen Ohren klang.

Die Felswände um mich herum begannen bedenklich zu zittern und die Stufen nahmen kein Ende. Einhundert Treppen waren es mindestens, die ich bereits hinter mir hatte, und trotzdem war nirgends eine Tür oder Tageslicht zu sehen. Tief unter mir gebärdete sich die Kreatur wie toll und als ich irgendwann nach Atem ringend kurz stehen blieb und zurückschaute, blieb mir fast das Herz stehen.

Keine zehn Treppen unter mir zeichneten sich die ersten Risse im Gestein und auf den in die Felsen geschlagenen Stufen ab. Einige davon wurden mit jedem Atemzug größer.

Ich hastete weiter, während ich die Götter um Beistand anrief.

Und wahrlich, die Götter standen auf meiner Seite. Nach einer letzten Biegung endete der Treppenaufgang unvermittelt vor einer weiteren Tür. Hier war mein Weg zu Ende, denn zurück wollte ich nicht. Doch ich hatte weiteres Glück, ganz offensichtlich war die schwere Holztür nur angelehnt. Ich zog mein Schwert und legte vorsichtig die Rechte auf die eiserne Türklinke, denn dahinter war deutlich Lichtschein zu sehen. Der Raum, in den ich nun trat, war etwa zwanzig Fuß lang und beinahe genauso breit. Mindestens ein halbes Dutzend Fackeln steckten in eisernen Haltern an den Wänden. Außer einem riesigen Tisch, der mit Schriftrollen und alten Büchern überladen war, einem Holzstuhl und einer einfachen Schlafstelle aus Tierfellen und Zweigen gab es hier drin nichts. Ein Lumpengewand, das quer über dem Lager ausgebreitet war, zeigte an, dass es sich hier offensichtlich um die Wohnhöhle dieser wahnsinnigen Priesterin des angeblich allmächtigen Kish handelte.

Fieberhaft durchsuchte ich den Raum.

Ich konnte nicht glauben, dass hier mein Weg zu Ende war. War ich tatsächlich dazu verdammt, tatenlos in dieser Höhle darauf zu warten, bis die Bestie sich bis zu mir vor gegraben hatte? Vielleicht gab es in den Büchern und Schriftrollen, unter denen der Tisch beinahe zusammenzubrechen drohte, einen Hinweis auf eine Fluchtmöglichkeit. Ich stürzte an den Tisch und überflog rasch die ganzen Papiere.

Ich konnte kein einziges Wort lesen. Die krakelige Schrift, mit der sämtliche Blätter beschrieben waren, bestand aus Zeichen, die ich noch niemals zuvor gesehen hatte. Aber auch wenn ich die Schriften nicht verstand, die beigefügten Bilder und Zeichnungen erklärten mir dennoch teilweise die Geschichte dieser seltsamen Welt. Mit dem, was mir Alwar, der Oberste vom Volk Unten erzählt hatte, formte sich allmählich ein Bild in meinem Kopf.

Meine Lippen verzogen sich zu einem sarkastischen Grinsen.

Jetzt, wo ich erfahren hatte, was es mit dieser Welt hier unten auf sich hatte, musste ich also sterben. Ich machte mir nichts vor. Das Geräusch einstürzender Felsmassen wurde im gleichen Maße lauter wie das Brüllen der Kreatur, deren Weg unweigerlich in jener Höhle

endete, in der ich mich befand. Umschlossen von grauen, schroffen Felswänden war der einzige Ausweg aus dieser steinernen Sackgasse jene wuchtige Holztür, die geradewegs auf den Schlund der Wurmbestie zuführte. Ich atmete noch einmal tief durch, packte mein Schwert mit beiden Händen und stellte mich meinem Schicksal. Mit einem Stoßgebet an die alten Götter von Eislanden näherte ich mich der Tür.

In diesem Moment geschah es!

Wie aus dem Nichts umflatterte mich plötzlich ein kopfgroßer Schatten.

Ein tiefer, brummender Laut mischte sich mit einem seltsamen Geräusch, das klang, als ob jemand neben mir ein altes Lederhemd ausschüttelte. Als ich endlich reagierte, war es beinahe zu spät. Dieser Schatten war ein fliegendes Etwas, das wie alle Kreaturen dieser Welt nur eines im Sinn hatte: fressen!

Gleich beim ersten Anflug streifte das Ding meine rechte Schulter und einen Moment später durchzuckte ein wilder Schmerz beinahe jede Faser meines Körpers. Es war, als ob jemand glühende Nadeln durch meine Haut jagte. Als ich nach oben blickte, erkannte ich eine Art Fledermaus mit einem faustgroßen Schädel, der beherrscht wurde von vier dunklen Knopfaugen und einem weit aufgerissenem Maul, in dem wenigstens eintausend kleine, aber nadelfein spitze gelbliche Zähne steckten. Aber ich erkannte noch etwas anderes. Von oben, direkt von der Decke dieser vermaledeiten Höhle, kam Licht.

Fünf, sechs Handbreit im Durchmesser, schummrig und halbdunkel zeigte der Lichtstrahl von der Höhlendecke aus fast senkrecht auf eine Stelle direkt hinter dem Tisch. Fast hätte ich laut aufgeschrien. Die Öffnung in der Höhlendecke war zwar mindestens zehn Schritte über mir, aber wozu hatte ich mein Wurfseil mit dem eisernen Greifhaken? Hatte ich nicht erst vor kurzem damit eine mindestens doppelt so große Entfernung überwunden, als ich mit Radok und Erk den Rimbas entkommen war? Es mussten sich also

schon sämtliche Götter dieser Welt gegen mich verschworen haben, wenn es mir diesmal nicht gelang, mit einem erneuten Wurf diesem Chaos zu entkommen. Und noch etwas fiel mir auf, als ich einer erneuten Attacke dieses fliegenden Monsters auswich. Die Kreatur vermied es auffällig, in den Lichtkreis der Fackeln oder in den Bereich des Lichtstrahls zu kommen.

Den nächsten Angriff erwartete ich mit erhobenem Schwert und als das Scheusal genau auf mich zu kam, brach sich das Licht der Fackeln auf der Klinge meiner Waffe und spiegelte sich in den Augen der fliegenden Kreatur wider.

Mit einem wütenden, schmerzvollen, ja verzweifelt klingenden Laut flog das Tier an mir vorbei, kam ins Trudeln und knallte mit voller Wucht gegen die hinter mir liegende Felswand. Jetzt gab es nichts mehr zum Überlegen. Ich sprang auf den Tisch, riss das Wurfseil aus dem Gürtel und warf es – wie damals in Eislanden meine Angelschnur – zielsicher nach vorne.

Diesmal benötigte ich drei Würfe, aber dann hatten sich die Greifhaken meines Wurfseils in der Öffnung über mir im Gestein fest gebissen und mit der Kraft meiner Arme zog ich mich hoch.

Unter mir herrschte das totale Chaos.

Felsgestein zerbrach, knackte und splitterte, während das Brüllen der Wurmbestie immer näher kam. Das Flugmonster, welches mir bei seinem ersten Angriff seine Zähne in die Schulter gebohrt hatte, flog durch die Höhle und überschlug sich fast vor kreischender, hilfloser Wut, weil das hereinflallende Licht aus der Höhlendecke es ihr nicht erlaubte an mich heranzukommen.

Eine Ewigkeit später, als ich mich keuchend durch die Luke gezwängt hatte, durch welche das Licht fiel, endete das Ganze hinter mir in einem einzigen Inferno aus einstürzenden Felsen und im Todeskampf schreiender Monster. Als ich den Kopf hob und mich umherblickte, glaubte ich im ersten Moment zu träumen. Aber als meine Hände suchend über den Boden tasteten und sich meine Augen langsam an das Dämmerlicht gewöhnt hatten, wurde mir schlagartig klar, wo ich mich wieder befand.

Alles um mich herum schien nur aus dunklem, schroffem Fels zu bestehen und es war lausig kalt. So kalt, das sich bei jedem Atemzug

kleine weiße Wölkchen vor meinem Mund bildeten. Ich war genau an jener Stelle gelandet, an der ich vor Ewigkeiten, so kam es mir jedenfalls vor, durch den Boden des Fasslagers von Elis Weinschenke in die Tiefe gestürzt war.

Razamanaz lag höchstens noch ein Dutzend Schritte über mir entfernt.

Überdeutlich hatte ich das gezackte Loch vor Augen, durch das ich einst durchgebrochen war. Ich vergaß augenblicklich die Kälte, die Dunkelheit und meine schmerzenden Knochen und richtete mich sofort auf und schwang mein Wurfseil. Der erste Versuch misslang kläglich, der zweite war nicht viel besser und als beim zehnten Mal der Greifhaken wieder nur durch das Loch fiel, irgendwo dumpf anklopfte und dann nach einem kurzen Zerren am Seil wieder zu mir herunter fiel, standen mir vor Wut und Hilflosigkeit Tränen in den Augen.

Ich war in meinem Zorn gerade drauf und dran, das Seil in die nächste Ecke zu schleudern, als von oben plötzlich eine altbekannte Stimme ertönte.

Die Rückkehr des Kish

»Halt dein Maul da unten und verschwinde, oder ich rufe gleich die Stadtwache!«

Vorsichtig schob sich ein Kopf durch das Loch über mir. Mein Herz machte förmlich einen Sprung und ich hätte brüllen können vor Erleichterung. Dieser kantige, faltige Schädel mit seinem struppigen, dunklen Haupthaar, der aussah wie eine Runkelrübe, die man zu lange ins Wasser gelegt hatte, gehörte niemand anderem als Eli, dem Wirt der Weinschenke Zum fröhlichen Zecher.

»Die werden sich aber freuen, wenn sie erfahren, dass du hier unten einen gesuchten Mörder versteckt hältst, Eli!«, rief ich grinsend zurück.

Für einen Moment herrschte Stille.

Da meine Stimme in dem Höhlensystem hier unten seltsam hohl

und verzerrt klang, konnte sie Eli wahrscheinlich noch nicht richtig einordnen. Aber nachdem ich ihm von meinem Kampf mit dem Schattenmacher im Hinterhof seiner Schenke erzählt hatte, dämmerte es ihm allmählich.

»Thorak?«, rief er fragend nach unten.

»Ja, verdammt und jetzt hol mich endlich hoch«, rief ich grimmig zurück.

Nach einer kurzen Erklärung warf ich mein Seil erneut nach oben. Zwei kräftige Hände zuckten vor, packten es und als ich wenig später daran zog, war es oben irgendwo angebunden, fest genug jedenfalls um daran hochzuklettern. Ich nahm das Seil in meine Hände und arbeitete mich langsam daran nach oben. Der Strick straffte sich unter meinem Gewicht und knarrte leise. Als ich wieder hoch blickte, erkannte ich Eli, der bereits nach meinen Händen griff, spürte aber fast gleichzeitig, wie das Seil plötzlich nachgab. Mit einem Schlag befand ich mich wieder kaum noch einen Schritt vom Höhlenboden entfernt. Das Seil hatte sich offensichtlich aus der Verankerung gelöst und schwang hin und her. Ich fühlte mich wie ein Fisch an der Angel und wäre Eli nicht gewesen und hätte das Seil gepackt ...

Ich schüttelte den Kopf, ich durfte gar nicht daran denken.

»Mann, bist du fett!«, keuchte Eli, der sich mit den Absätzen seiner Stiefel in den Boden gestemmt hatte und schwitzend versuchte, mich wieder hoch zu ziehen.

»Du bist ja noch schwerer als meine Weinfässer. Verdammt, was haben sie dir denn da unten zum Essen gegeben, gebratene Ochsen?«

Wäre die Lage nicht so ernst gewesen, hätte ich lauthals losgelacht. Aber bei dem Gedanken an die unter mir liegende Höhlenwelt mitsamt ihren seltsamen Bewohnern verging mir das Grinsen schnell. Stattdessen bemühte ich mich, es ihm da oben so leicht wie möglich zu machen und nicht ständig herum zu zappeln. Als ich endlich auf dem Boden seines Fasslagers angekommen war, wälzte ich mich einfach zur Seite und schnappte nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen. Eli, dem Wirt der Schenke erging es nicht viel besser.

»Ich kann nicht mehr«, sagte er leise. »Bei allen neunschwänzigen Dämonen des auf ewig verfluchten Kish, ich kann nicht

mehr.«

Dabei ging er in die Knie und presste seine Hände auf den Rücken, wo er offenbar starke Schmerzen hatte. Ich nickte wissend, aber plötzlich zuckte ich regelrecht zusammen.

Moment mal, schoss es mir durch den Kopf, was hatte Eli da eben von sich gegeben?

Kish! Genau jenes Wort, das die wahnsinnige Alte, deren Krallen ich erst vor kurzem entkommen war, auch schon genannt hatte?

Ich sprang hoch, als hätte ein Rimba auf meinem Brustkorb Platz genommen. Mit einem Satz war ich bei Eli, packte ihn an den Aufschlägen seiner fadenscheinigen Jacke und riss ihn auf die Füße.

»Was hast du da eben gesagt?«, herrschte ich ihn an.

Eli blinzelte mir verwirrt entgegen. »Bist du jetzt vollkommen übergeschnappt? Was soll das? Ich rette dir das Leben und zum Dank dafür gehst du mir an die Gurgel.«

»Du hast das Wort Kish benutzt, was wolltest du damit sagen?«

»Ich habe gar nichts gesagt und jetzt lass mich verdammt noch mal in Ruhe.«

»Eli«, sagte ich hart. »Ich habe da unten Dinge erlebt, bei denen jeder andere wahrscheinlich verrückt geworden wäre. Dabei fiel auch der Name Kish, also erzähle mir nicht, dass du darüber nichts weißt. Du hast mir zwar sozusagen das Leben gerettet, aber dennoch, wenn du mir jetzt keine Antwort gibst, sind deine Kreuzschmerzen dagegen das reinste Vergnügen, wenn ich erst mit dir fertig bin. Ich hoffe du hast mich verstanden?«

Der Wirt schwieg für einen Moment.

»Du weißt nicht, von was du da redest.«

»Oh doch!«, entgegnete ich zähneknirschend. »Ich war nämlich in der Welt da unten. Ich weiß genau, was ihr mit euren Dieben, Gurgelabschneidern und Straßenräubern macht, auch mit den Bettlern und Landstreichern, die nicht ins Bild eurer ach so sauberen Stadt passen. Man seilt sie einfach in die unterirdischen Katakomben ab, wo sie unzähligen dämonischen Kreaturen als Nahrung dienen.

Es wundert mich nur, dass in all den Jahren keines dieser Wesen den Weg hier hoch gefunden hat. Aber jetzt genug der Rede, nun bist du an der Reihe.«

»Was soll ich dir noch erzählen? Du weißt doch anscheinend schon über alles Bescheid.«

»Nicht ganz, Eli«, erwiderte ich.

Schließlich sah der Wirt ein, dass ich nicht nachgeben würde. Stockend erzählte er mir das Geheimnis von Razamanaz und je mehr er redete, umso leiser wurde seine Stimme, als könnten seine Worte schreckliche Dämonen oder Götter aus ihrem Schlaf aufwecken. Zusammen mit Alwars Bericht und dem, was ich aus den Papieren der wahnsinnigen Alten herausgefunden hatte, rundete sich das Bild allmählich ab.

Es war aber kein schönes Bild.

Die Stadt und jenes unter ihr liegende Höhlensystem waren einst von einer rätselhaften Rasse erbaut worden, die aus jenen dunklen Zeiten stammte, als der Mensch noch nicht geboren war. Dann, so erzählten es die Legenden, kam das Jahrhundert des großen Zerfalls. Vulkane brachen aus und gewaltige Beben löschten diese vormenschliche Zivilisation aus. Die Stadt versank in den Tiefen der Erde und mit ihr fast alles Leben. Doch aus dem Chaos und den Trümmern erwachte Neues, denn einige dieser Wesen hatten überlebt. Allen voran der Kish, jenes wurmähnliche Ungeheuer, dem auch Radok zum Opfer gefallen war. Immer wieder kam es in unregelmäßigen Abständen an einem bestimmten Punkt in der Stadtmitte an die Oberfläche und zog eine Spur der Verwüstung durch Razamanaz. Nachdem ein Seher, an den sich heute niemand mehr erinnerte, weissagte, dass die Bestie durch Menschenopfer zu beseitigen war, begann man Bewohner der Stadt, die das Gesetz gebrochen hatten, durch jene Öffnung abzuseilen, durch welche der Kish immer wieder nach oben kam. Kurz darauf hörten die Angriffe der Bestie auf.

Das Loch im Boden wurde mit Metallgittern und schweren, eisernen Beschlägen gesichert, um so den Verurteilten eine Rückkehr unmöglich zu machen.

Das Leben in Razamanaz ging, bis auf die ständigen Opfer-

zeremonien, allmählich wieder seinen geregelten Gang. So auch für Eli, bis zu jenem Tag jedenfalls, als in seinem Schuppen der Boden wegbrach. Eine Tatsache, die für den Wirt bei einer Entdeckung durch die Stadtwachen unweigerlich den Tod bedeutet hätte.

Kein Wunder, dachte ich, dass sich Eli so verstockt benahm.

Erst, als ich ihm versicherte, dass sein Geheimnis nie über meine Lippen kommen würde, wurde er wieder etwas zugänglicher. Nach und nach erfuhr ich dann, was sich während meiner Abwesenheit alles zugetragen hatte. Eine gefährliche Unruhe hatte die ganze Stadt erfasst, weil seit einigen Tagen immer wieder die Erde bebte. Die Priesterschaft von Razamanaz prophezeite eine erneute Erscheinung des Kish und alle Menschen befanden sich in heller Aufregung.

Zu Recht, denn ich wusste, dass diese Bestie nach dem Tod der verrückten Alten alles daran setzen würde, mir zu folgen. Es war nur noch eine Frage der Zeit, bis sich der Kish wieder an die Oberfläche der Stadt gegraben hatte. Aber es gab da noch ein paar andere Dinge, die mir nicht sonderlich behagten.

Ich wurde gejagt!

Man hatte die Suche nach mir noch nicht aufgegeben, ich galt noch immer als Mörder. Sina war mit ihrem Vater und dem Rest des Clans aus der Stadt gewiesen worden, weil man mit Leuten, in deren Mitte ein Verbrecher lebte, nichts zu tun haben wollte und außer der Stadtwache gab es da immer noch die Schattenmacher.

Das Ansehen ihrer Gilde hatte durch mein Schwert ziemlich gelitten und deshalb hatte sich auch diese Gruppe an meine Fersen geheftet. Außer Eli konnte ich wahrscheinlich keinem einzigen Menschen in dieser verdammten Stadt mehr vertrauen.

»Und wie geht es jetzt weiter?«, erkundigte sich der Wirt vorsichtig bei mir. Es war ihm deutlich anzusehen, dass er sich alles andere als wohl in seiner Haut fühlte.

»Ich muss aus der Stadt!«

Eli starrte mich an, als hätte ich den Verstand verloren.

»Bist du jetzt vollkommen übergeschnappt, wie stellst du dir das

vor? Du bist immer noch der meist gesuchte Mensch in der ganzen Stadt. Die Wachen an den Toren wurden verdoppelt und auf deinen Kopf sind einhundert Silberlinge ausgesetzt. Die halbe Stadt macht Jagd auf dich, du kommst von hier aus keine zehn Schritte weit, ohne das man dich entdeckt.«

Ich zuckte mit den Schultern, denn ich hatte keine Ahnung, wie es jetzt weitergehen sollte. Eli schüttelte besorgt seinen kantigen Schädel und öffnete gerade den Mund, um mir etwas zu sagen, als im gleichen Moment das Inferno losbrach.

Es begann mit einem leichten Zittern in der Erde.

Augenblicke später wurde der Boden zu unseren Füßen ähnlich einem Spinnennetz von feinen Rissen durchzogen. Aus den Rissen wurden rasch tiefe Gräben und vor uns brach die Straße weg. Wildes Geschrei hallte durch die Stadt, mit lautem Donnern und Krachen lösten sich Balken und Steine aus den umliegenden Häusern und die ganze Straße entlang brach ein Gebäude nach dem anderen zusammen. Ein Lehmziegel traf meine Brust und trieb mir sämtliche Luft aus den Lungen. Ich fiel zu Boden, während sich ein Hagel von Steinen, Staub und Dreck über jene Stelle ergoss, an der Eli und ich noch vor kurzem verweilt hatten.

Schützend legte ich beide Hände über den Kopf und tauchte zur Seite zwischen die leeren Weinfässer ab. Ein gellender Schrei erklang, Steine polterten, Menschen schrien und ein unmenschliches Brüllen ließ die Luft erzittern.

Der Kish kam zurück!

Allein schon der Gedanke daran ließ mich wieder auf die Beine taumeln. Ich hustete den Staub der halben Stadt aus meiner Kehle und blickte mich um. Elis Schenke war eine einzige Geröllhalde. Als ich die Trümmer seines Hauses näher betrachtete, sah ich seine rechte Hand und einen Fuß aus den Trümmern herausragen. Ich hatte plötzlich einen dicken Kloß in meinem Hals und als ich an seiner Hand rüttelte, wurde mir mit brutaler Deutlichkeit bewusst, dass mein Lebensretter bereits unter den Toten weilte. Ich schluckte und atmete tief durch.

Dann musterte ich mich eingehend um festzustellen, ob ich irgendwelche Verletzungen davongetragen hatte. Aber bis auf ein

paar Prellungen und blaue Flecken war ich anscheinend glimpflich davongekommen. Trotzdem erfüllte mich eine brennende Wut.

Ich wusste, was ich nun zu tun hatte.

Bei allen Göttern, diese Kreatur sollte erfahren, was es hieß, sich mit einem Berserker anzulegen.

Mit weiten Sätzen sprang ich über die Trümmerhaufen der eingestürzten Häuser Richtung Stadtmitte. Dorthin, wo das Schreien der Menschen und das Brüllen des Kish am lautesten waren.

Männer kreuzten dabei meinen Weg, Frauen, Kinder, alte wie junge, und Soldaten. Aber niemand von ihnen beachtete mich. Ihre Gesichter waren in namenlosem Entsetzen verzerrt und in ihren weit aufgerissenen Augen spiegelte sich die nackte Angst. Schließlich erreichte ich den halb zerfallenen Tempel, den man einst zu Ehren des Kish errichtet hatte. Ich stürmte die breite Eingangstreppe hoch und starrte dann auf jene Straße hinunter, die rechts vom Tempel aus nach Westen führte.

Bei den Göttern, dort lag die riesige Wurmgestalt, während ihr zahnbewehrter Schlund auf der Suche nach Fleisch hin und her zuckte. Es schien so, als versuchte sie die Witterung der Menschen aufzunehmen. Dabei strahlte die Bestie eine geradezu teuflische Intelligenz aus, weder menschlich noch tierisch, sondern eine nachtgeborene, dämonische Intelligenz aus den dunklen Niederungen außerhalb unseres Universums.

Um einen besseren Überblick zu bekommen, presste ich mich vorsichtig hinter eine der mannshohen Steinskulpturen, die den Treppenaufgang säumten. Aber auch der Tempel war von der Zerstörungswut der Kreatur nicht verschont geblieben und so begann die Statue unter meiner Berührung leicht zu schwanken. Das knirschende Geräusch, das dabei entstand, ließ den Schlund sofort zum Tempel hochschnellen. Der Leib kringelte sich wie eine Schlange zusammen, während sich das vordere Ende an der Tempelmauer hoch schraubte und nach und nach alle Statuen am Treppenaufgang absuchte. Dabei kam mir die Bestie immer näher. Die todbringende Öffnung zuckte zwischen den Skulpturen hin und her und ich musste handeln, bevor sie meine Deckung erreichte.

Mit aller Kraft warf ich mich gegen die Skulptur, hinter der ich

mich verborgen gehalten hatte.

Die Steinfigur, ein Gebilde, das einen Menschenkörper mit einem Wurmfortsatz als Schädel darstellte, geriet sofort ins Schwanken und fiel direkt dem zahnbewehrten Schlund entgegen. Dann ertönte ein hässliches Klatschen, dem ein dumpfer Aufprall folgte, der den Tempel erneut zum Wanken brachte.

Sofort blickte ich über den Treppenrand auf die Straße hinab und sah mit wilder Genugtuung, dass die spitz zulaufende Skulptur den Schlund der Bestie förmlich am Boden der Straße festgenagelt hatte. Der riesige Körper wand und krümmte sich derweil wie ein Fisch an der Angel und schlug wie wild aus. Dabei schlug der Leib mit solcher Gewalt an die Tempelmauern, dass das Gebäude vom Dach bis zu den Grundfesten zu wanken begann. Irgendwo im Innern des Tempels polterten Steine zu Boden und es war abzusehen, dass die Mauern im nächsten Moment einstürzen würden.

Heiße Wut erfüllte mich.

Ich hatte nicht tausend Gefahren getrotzt und mehr als einmal mein Leben riskiert, um jetzt von herabstürzenden Mauern erschlagen zu werden. Während der Tempel mit unirdischem Getöse nach allen Seiten wegbrach, gab es nur noch eine Möglichkeit, den umher fliegenden Trümmern zu entkommen.

Aber dort lag der Kish.

Ich zog dennoch mein Schwert, denn der Berserker in mir weigerte sich aufzugeben, selbst im Angesicht des sicheren Todes.

»Bei Hela und Belen, heute ist ein guter Tag zum Sterben!«, sagte ich und sang das Todeslied meines Volkes. Dann sprang ich mit einem wilden Schrei auf den Lippen vorwärts.

Das neue Land

Als ich auf dem schwammigen Leib der Kreatur landete, hatte ich mit meinem Leben abgeschlossen. Denn meine Berserkerwut schien hier ebenso zu versagen wie mein magisches Schwert. Obwohl ich von wildem Zorn erfüllt mit aller Kraft, die mir zur Verfügung stand, zuschlug, waren die Hiebe wirkungslos geblieben. Die scharfe Klinge hinterließ lediglich einige feine Risse in der lederartigen Haut, aus denen jetzt eine gelbliche Flüssigkeit tropfte. Doch so gering die Verletzungen auch waren, so groß wurde nun die Wut der schwer verletzten Bestie.

Der riesige Körper peitschte hin und her und obwohl ich mich mit aller Macht an dem Wesen festkrallte, wurde ich gewaltig durchgeschüttelt. Ich fühlte mich wie ein Reiter im Sattel eines wild gewordenen Pferdes. Jedes Aufbäumen trieb mir fast die Luft aus den Lungen und schüttelte mein Innenleben gehörig durch. Schon bald lief mir das Blut aus der Nase und es schien nur noch eine Frage der Zeit, bis mich der Kish abwarf und mit seinem monströsen Leib zerquetschte.

Neben mir schwankten zu beiden Seiten Mauern und Häuserwände, Steine und Ziegelbrocken flogen durch die Luft, rissen meine Haut am Rücken und an den Beinen auf, während ich mir das Hirn zermarterte, wie ich gegen diese Bestie bestehen konnte.

Wenn hier selbst *Gleichmacher* versagte, welche Waffe konnte jetzt noch etwas gegen dieses Monster ausrichten?

Der Dolch, durchzuckte es mich plötzlich!

Nur die Götter wussten, warum ich gerade in diesem Moment an jenes vergiftete Messer dachte, das mir einst Tamir übergeben hatte. Damals, als wir von Psa umzingelt waren und nicht wussten, ob wir noch den nächsten Morgen erleben würden, bat er mich, mit dieser Waffe dem Leben seiner Tochter ein Ende zu setzen. Er wollte verhindern, dass Sina lebend in die Hände der schlitzäugigen Teufel fiel. Doch wir hatten überlebt und durch meine Abenteuer in der unterirdischen Welt von Razamanaz geriet der kleine Dolch in Vergessenheit.

Jetzt, so schien es, war er meine letzte Chance und ich nutzte sie gnadenlos aus. In dem Moment, als der Kish für einen Herzschlag reglos am Boden lag um neue Kraft zu schöpfen, riss ich den Dolch aus der kleinen Lederscheide an meinem Gürtel und stieß die Klinge mit aller Kraft in eine jener kleinen Wunden, die mein Schwert hinterlassen hatte.

Die Wirkung war unglaublich.

Der ausgetretene gelbliche Lebenssaft begann förmlich zu kochen. Unvermittelt wandelte der Kish seine Farbe und eine Welle von ekligem Blau überzog seinen Leib. Ein Zucken durchlief die Bestie, während sich eine grässliche Umgestaltung vollzog. In einer widernatürlichen Wandlung von Form und Substanz wurde aus dem Körper der Kreatur innerhalb weniger Atemzüge eine einzige breiige Masse, die sich als schleimige und schwabbelnde Spur in den Straßen der Stadt verlor. Während sich die Bestie in ihrem Totekampf auflöste, war es mir gelungen, mich durch zwei, drei mächtige Sprünge auf die Überreste eines eingestürzten Hauses zu retten. Von dort aus beobachtete ich gut zehn Schritte oberhalb der Straße das unrühmliche Ende des Kish. Aus dem Monster, dem Schrecken von Razamanaz, war eine farblose, klebrige Substanz geworden, die wie Haferschleim unzählige Gassen und Straßen der halb zerstörten Stadt überzogen hatte.

Dann hörte das Poltern und Krachen der einstürzenden Mauern plötzlich auf und eine gewaltige Staubwolke bedeckte die Stadt.

Für einen Moment herrschte absolute Stille.

Wind kam auf und vertrieb den Staub. Kurz darauf drangen die ersten Schreie aus den Trümmern der Stadt. Stöhnen, Schluchzen und das unmenschliche Brüllen von Verletzten, die ihrer Gliedmaßen beraubt waren, erfüllte die Luft. Überall lagen die zerquetschten Überreste von Menschen, tropfte Blut von den noch verbliebenen Häuserwänden und säumten zerstückelte Körper die Straßen.

Plötzlich zerriss ein helles Wiehern die schrecklichen Bilder vor meinen Augen. Als ich den Kopf zur Seite drehte, erkannte ich einen hochbeinigen Wallach, der zu meiner Linken aus den Trümmern eines Pferdestalls hervor trabte. Fast gleichzeitig sah ich unweit von

mir ein halbes Dutzend schwer bewaffnete Stadtwachen, die brüllend auf mich zu liefen. Ohne zu zögern sprang ich dem Pferd in den Weg, packte die Zügel und schwang mich auf seinen Rücken. Als das Tier protestierend den Schädel hob, schlug ich ihm mit der Faust zwischen die Ohren. Bei allen Göttern, ich war gerade dem Tod entkommen und hatte die Möglichkeit, aus diesem Chaos zu fliehen. Ich war nicht bereit mich von einem widerspenstigen Pferd daran hindern zu lassen. Mit einem wilden Schrei stieß ich dem Wallach die Hacken in die Seite und sprengte aus einem der völlig zerstörten Stadttore hinaus.

Die Speere und wütenden Flüche der Stadtwache erreichten mich nicht mehr.

Während ich beide Fäuste in die wallende Mähne des galoppierenden Wallachs krallte, galten meine ganzen Gedanken nur einer Person.

Sina!

Das helle Licht des neuen Tages vertrieb das stumpfe Grau der Morgendämmerung und als die ersten Vögel im Sonnenlicht zirpten, zügelte ich mein Pferd.

Argwöhnisch musterte ich meine Umgebung. Denn je weiter ich mich von Razamanaz entfernte, desto seltsamer und unwirklicher wurde die vor mir liegende Gegend. Es schien, als hätte ich ein neues Land erreicht.

Die Luft wurde immer wärmer, das kniehohe Steppengras, die Büsche und Bäume wurden immer seltener und machten kahlen Geröllhalden und bizarren Bergmassiven Platz. Vor meinen Augen breitete sich eine knochenweiße, glühend heiße Felsenwüste aus und schlagartig wurde mir klar, dass ich nicht einen einzigen Tropfen Wasser besaß, um in dieser kochenden Steinhölle zu überleben.

Tausend Schritte weit konnte ich es vielleicht wagen, in dieses menschenfeindliche Land hinein zu reiten. Spätestens dann aber musste ich wieder zu jener Felsenquelle zurückkehren, die ich bereits in der Nacht hinter mir gelassen hatte.

Aber es sollten keine zweihundert Schritte mehr werden, als mich die seltsamen Launen des Schicksals wieder in die nächste Gefahr stürzten.

Ein Pfeil zischte aus dem Nichts heran und bohrte sich mit einem hässlichen Klatschen in den von der Sonne hart gebackenen Boden.

Ich reagierte blitzschnell.

Ich warf mich aus dem Sattel meines hochbeinigen Wallachs. Der Aufprall war hart und trieb mir alle Luft aus den Lungen, dennoch rollte ich mich sofort hinter einen hüfthohen Felsquader.

Von irgendwoher rief eine schrille Stimme.

»Los, verschwinde von hier, oder der nächste Pfeil trifft besser.«

Ich hörte am schrillen Klang der Stimme, dass der Unbekannte völlig verunsichert war. Ein solcher Mann, mit Pfeil und Bogen in den Händen, war in diesem Teil des Landes ein fast lebensgefährliches Risiko. Deshalb beeilte ich mich auch rasch mit meiner Antwort.

»Hör auf, hier mit Pfeilen herum zu schießen«, erwiderte ich wütend und bereute im gleichen Moment meinen voreiligen Entschluss, planlos aus Razamanaz geritten zu sein. Ich hatte kaum ausgesprochen, als der Unbekannte erneut einen Pfeil auf die Bogensehne legte und einen weiteren der gefiederten Todesboten abschoss.

Der Pfeil klatschte so dicht neben mir in den steinigen Boden, dass eine Wolke aus Sand, Staub und Dreck aufwirbelte und mir jegliche Sicht nahm. Fluchend zog ich wieder den Kopf ein.

»Verdammt, ich will nichts von dir. Das Einzige, was mich interessiert, ist die nächste Quelle. Mein Pferd und ich sind fast am Verdursten.«

»Lüg mich nicht an!«, hallte es mir entgegen. »Du verdammter Hund, ich habe mir zwar einen Pfeil von euch gelb gestreiften Ratten eingefangen, aber ich bin immer noch in der Lage, dich und deine sauberen Freunde da draußen mit meinem Bogen in die Hölle zu schicken.«

So langsam stieg kalte Wut in mir hoch.

Ich musste mich wirklich beherrschen, um nicht doch, der tödlichen Gefahr zum Trotz, loszurennen, um diesem schießwütigen Unbekannten den Stahl meines Schwertes schmecken zu lassen.

»Jetzt hör mir mal gut zu, du Schwachkopf! Ich weiß nichts von irgendwelchen Freunden da draußen, die es auf deine Haut abgesehen haben. Ganz abgesehen davon ist mir das Ganze auch völlig egal. Ich bin nur auf der Suche nach einem Schluck Wasser für mich und mein Pferd. Ich bin nur ein einfacher Reisender, der hier durch die Gegend reitet. Geht das vielleicht in deinen dummen Schädel hinein?«

»Ha, ha, ha!« lachte der Unbekannte. »Du kannst mir viel erzählen, wenn der Tag lang ist. Los, zeig dich, ich will dich und dein Pferd genau sehen. Dann überlege ich mir vielleicht, ob ich dich mit meinen Pfeilen verschone.«

Ich zögerte nur einen Moment, dann tauchte ich hinter dem Felsen auf. Ich wusste genau, dass ich in dieser Steinwüste ohne Wasser rettungslos verloren war.

Meine Rechte hatte sich um den lederumwickelten Griff meines Schwertes gelegt und ich blieb zunächst geduckt neben meiner Deckung stehen, um den Unbekannten kein allzu großes Ziel zu bieten. Im selben Moment tauchte der unbekannte Bogenschütze auch schon hinter seiner Deckung auf.

Er war klein und er war alt.

Ein vertrocknetes, dürres altes Männchen mit einem verfilzten braunen Bart, der schon von unzähligen silbernen Streifen durchzogen war. Trotz der heißen Steinwüste, in der wir uns befanden, trug der Mann einen knöchellangen, viel zu großen Staubmantel und ein dunkelgrünes Wollhemd. Im Hosenbund seiner groben Stoffhose, um den sich anstelle eines Gürtels ein zerschlissener Strick spannte, steckten zwei gefährlich aussehende Wurfmesser. Ich zweifelte keinen Moment daran, dass dieser seltsame Mann mit diesen Waffen auch umzugehen verstand.

»Ich habe dich zwar noch nie hier gesehen, auch wenn ich schon ewig lange in dieser Gegend lebe, aber du gehörst bestimmt auch zu ihnen.«

Während er redete, hielt er seinen Kurzbogen schussbereit in den Händen und die Spitze des aufgelegten Pfeils zeigte ständig auf meine Magengegend. Obwohl ich kein Wort von dem rätselhaften Gerede des Alten kapierte, hatte ich trotzdem ein flaes Gefühl im

Bauch.

»Los, rede! Wo sind deine Kumpanen?«

»Was soll der Unsinn, Alter? Wie oft soll ich dir noch sagen, dass ich nur ein einfacher Reisender bin, der hier in dieser Steinwüste auf der Suche nach Wasser ist«, erwiderte ich allmählich ungehalten.

»Kein Mensch durchquert dieses Land, ohne genügend Wasser mit sich zu führen. Irgendetwas stimmt mit dir nicht und deshalb wirst du mir jetzt einige Fragen beantworten, sonst ...«

Was mir der Alte für Fragen stellen wollte, sollte ich nicht mehr erfahren, denn plötzlich taumelte er rückwärts auf einen der Felsen zu und rutschte daran langsam zu Boden hinab. Sein Atem ging rasselnd und seine Haut unter dem Bart wurde mit jedem Atemzug bleicher.

Erst jetzt sah ich den hässlichen Blutfleck an seiner Seite, der immer größer wurde.

Kalter Schweiß überzog das Gesicht des Alten wie einen feinen Schleier.

Als ich ihm sein Hemd in Streifen riss und seine Wunde notdürftig verband, verzog er schmerzverzerrt sein Antlitz, aber dennoch nickte er mir dankbar zu.

»Ich Dummkopf dachte erst, dass du auch zu dem Gesindel gehörst, das mich schon seit Tagen verfolgt. Au, verflucht, du tust mir weh!«

»Stell dich nicht so an, Alter. Hättest du mir von Anfang an geglaubt, hätte ich mich schon längst um deine Wunde kümmern können.«

Ich bemühte mich, so belanglos wie möglich daher zureden, weil ich inzwischen erkannt hatte, dass mir der Mann, wenn nicht ein Wunder geschah, bis zum Abend unter den Händen wegsterben würde. Die Götter wussten, wie lange er schon mit dieser Wunde hier in der Wüste herum lief.

Fast traurig starrte ich auf den Alten, der mich vor wenigen Augenblicken noch fast mit seinen Pfeilen gespickt hatte. Dieser

atmete jetzt rasselnd und musterte mich eingehend aus seinen matten Augen. Es war ihm deutlich anzusehen, dass er von der Schwere seiner Verletzung wusste.

»Hier kannst du nicht mehr viel für mich tun, du musst mich zu meiner Hütte bringen.«

»Wie? Du kannst dich doch kaum auf den Beinen halten.«

»Bau eine Trage«, erwiderte der Alte. »So schwer bin ich nicht, dass mich dein Pferd nicht auch noch ziehen könnte.«

Ich nickte, doch bevor ich mich nach ein paar stabilen Ästen umsah, wollte ich noch etwas wissen.

»Der Weg dorthin wird aber ziemlich beschwerlich. Wäre es nicht besser, wenn du hier noch ein paar Tage liegen bleibst? Ich glaube kaum, dass du in deiner Hütte schneller gesund wirst.«

Der Alte grinste mich an.

»Da irrst du dich aber gewaltig, Junge. Gerade weil ich wieder gesund werden will, muss ich in meine Hütte. Dort gibt es nämlich etwas, das mich schnell wieder auf die Beine bringt. Was glaubst du wohl, warum diese Kerle hinter mir her sind?«

Das Elixier des Lebens

Die Bestie schien aus dem Nichts zu kommen.

Ich ritt gerade wieder zu unserem Lager zurück. Die Hände voller Holz zum Bau einer Trage, lenkte ich den Wallach durch Schenkel- druck in die gewünschte Richtung. Plötzlich nahm ich aus den Augenwinkeln heraus eine schattengleiche Bewegung wahr. Blitzschnell wirbelte ich auf dem Pferderücken herum, ließ das Holz fallen und griff nach meinem Schwert.

Aber es blieb keine Zeit mehr, die Waffe zu ziehen.

Der Aufprall von gut einhundert Pfund stahlharten Muskeln und reißenden Zähnen riss mich mit einem wilden Ruck vom Pferd. Der Wallach scheute mit einem erschreckten Wiehern zur Seite und verschwand wieder in dem kleinen Wäldchen, aus dem wir gekommen waren.

Ohne Pferd hatte ein Mann kaum die Möglichkeit in diesem wilden Land zu überleben, aber das war mir im Moment vollkommen egal.

Ich lag am Boden und hatte das Gefühl, dass mein Rücken in zwei Teile zerbrochen war, während auf meiner Brust ein blutiger Makahl saß, dessen blitzende Zähne nach meiner Kehle schnappten. Die heiße, stinkende Luft aus dem aufgerissenen Schlund der Bestie raubte mir schier den Atem. Instinktiv riss ich die Arme hoch, um das Tier abzuwehren. Der Makahl brüllte wie verrückt während er versuchte, dem stählernen Griff meiner Hände zu entkommen. Seine Klauen zerfetzten mein Hemd völlig und hinterließen dabei unzählige Kratzer auf meinem Oberkörper, die sofort wie Feuer brannten.

Es gab nur noch eine Möglichkeit, um hier am Leben zu bleiben. Der wilde Schmerz verlieh mir dabei ungeahnte Kräfte.

Mit der Wut eines Berserkers drückte ich ihm mit der Rechten die Kehle zu, während die andere Hand am Gürtel nach dem Griff jenes Messers tastete, welches mir der Alte mitgegeben hatte, um damit das Holz der Trage zurecht zu schneiden.

Augenblicke später riss ich mit einem wilden Schrei die Linke hoch und jagte das Messer bis zum Heft in den Bauch des Makahls. Heißes Blut floss über meine Hand und rann am Arm entlang, als ich die Klinge aus dem Leib zog und erneut mit aller Kraft zustieß.

Ich fühlte, wie das Messer an den Rippen vorbei glitt und tief in das Herz des Tieres drang.

Der Makahl zuckte ein letztes Mal zusammen, dann war alles vorüber.

Keuchend stieß ich den Kadaver von mir und wälzte mich stöhnend zur Seite. Meine ganze Brust war blutüberströmt und brannte wie Feuer. Ich wusste, dass ein großer Teil davon von dem Makahl stammte, aber einiges war auch von mir. Ich spürte es an der Schwäche, die mich zu übermannen drohte. Aber ich durfte jetzt nicht liegen bleiben, Makahls jagten meist im Rudel. Also erhob ich mich taumelnd und sah mich nach meinem Pferd um.

Das Tier stand mit heftig zitternden Flanken etwa einhundert Schritte weiter am Rand des kleinen Wäldchens. Ich nahm alle Kraft

zusammen und taumelte dem Pferd entgegen. Ohne das Tier wäre für mich mein Weg hier zu Ende gewesen.

Glücklicherweise scheute der Wallach bei meinem Anblick nicht, sondern blieb stehen, wo er war. Irgendwie gelang es mir, mich auf den Pferderücken zu ziehen. Meine Beine klammerten sich an den Leib des Tieres, meine Hände krallten sich in der Mähne fest und so lenkte ich den Wallach zu unserem Lager zurück.

Später, es war schon Nachmittag, wurde das Brennen in meinen Wunden immer unerträglicher. Ich wusste, dass ich die Kratzer so schnell wie möglich säubern musste, damit der Dreck von den Krallen des Makahls nicht in meinen Körper drang und dort mein Blut vergiftete. Als ich das Pferd keine zwei Schritte vor dem alten Mann zügelte, hatte mich meine Schwäche fast übermannt. Mit pochendem Schädel und schmerzenden Gliedern beugte ich mich zum Pferdehals vor.

»Eigentlich solltest du ja mit meinem Messer an dem Holz für die Trage herum schneiden und nicht an dir«, begrüßte mich der Alte, der sich Bor nannte.

Trotz seiner schweren Pfeilschusswunde hatte er anscheinend den Humor noch nicht verloren.

»Das war ein Makahl«, stöhnte ich als Antwort.

»Nur einer?«, fragte er. »Verdammt, dann hast du ihren Späher erwischt. Diese Viecher jagen nämlich nur in Rudeln. Wir sollten so langsam wirklich von hier verschwinden.«

»Kannst du reiten? Das mit der Trage wird mit uns zwei Invaliden wohl nichts.«

Bor nickte.

Er biss die Zähne zusammen, dass es knirschte, während er sich stöhnend aufrichtete. Ich reichte ihm meine Rechte und zog ihn zu mir hoch. Dabei rann mir der Schweiß in Strömen von der Stirn und ein dumpfes Pochen ließ meinen Schädel fast zerspringen. Kurz darauf ritten wir los, ein alter Mann mit einer Pfeilwunde im Bauch und ein junger Berserker, dessen Brust von einem Makahl zerfetzt

war. Wenn wir nicht bald Bors Hütte erreichten, waren unsere Chancen, in dieser glühend heißen Felswüste zu überleben, nicht größer als die eines Schneeballs im Kochfeuer.

Ich wusste nicht, wie lange wir geritten waren, aber irgendwann blieb das Pferd einfach stehen und Bor rutschte hinter mir vom Rücken des Wallachs. Woher er mit seiner Wunde noch die Kraft nahm, blieb mir vorerst ein Rätsel. Er war kaum noch in der Lage aufrecht zu gehen, sondern wankte von einer Seite zur anderen. Das war das Letzte, was ich noch erkennen konnte.

In meinen Augen war plötzlich ein stechender Schmerz und meine Brust brannte mehr und mehr. Das Land begann sich vor meinen Augen zu drehen, ich fiel nach vorne und stürzte mit ausgebreiteten Armen mit dem Gesicht voraus auf den heißen Felsboden.

Als ich wieder erwachte, war der stechende Schmerz in meiner Brust verschwunden und ich konnte ohne Schwierigkeiten die Augen offen halten.

Was war geschehen, und vor allem, wo war ich?

Ich lag auf etwas Weicherem, als auf dem Felsboden, auf den ich gefallen war. Einen Moment lang blieb ich regungslos liegen, atmete tief ein und drehte dann langsam den Kopf. Die Wände ringsum bestanden aus Holz und ich erkannte sofort, dass dies eine Art Blockhütte war, wahrscheinlich die Behausung des alten Bor.

Neugierig blickte ich mich um.

Bors Heim bestand aus einem einzigen Raum und einer kleinen Feuerstelle. Alles war einfach aber zweckmäßig eingerichtet. Schränke gab es keine, dafür hingen überall an den Wänden Regale, auf denen der Alte seine wenigen Habseligkeiten untergebracht hatte.

Allerlei Hausrat wie Becher, Teller, Töpfe und eine gusseiserne Kanne, ein paar Stapel mit grobem Leinen und Fellkleidung und eine Handvoll Körbe und Krüge mit getrockneten Beeren, geräuchertem Fleisch und anderen haltbar gemachten Nahrungsmitteln waren wahllos aufeinander gestapelt.

Bevor ich meine Umgebung eingehender mustern konnte, ging die Tür auf und einen Augenblick später kam Bor herein. Ich hob den Kopf, als er ans Bett kam, neben mir stehen blieb und auf mich herunter schaute. Er grinste mich augenblicklich an.

»Na, endlich ausgeschlafen?«

Ich nickte schwach. »Was ist passiert?« Ich setzte mich auf, schwang die Beine aus dem Bett und baute mich vor Bor auf.

In diesem Moment kam die Erinnerung.

Ich hatte plötzlich das Gefühl, als hätte mir jemand den Boden unter den Füßen weggezogen. Ich taumelte und es fehlte nicht viel und ich wäre tatsächlich zu Boden gestürzt. Während mich der Alte am Oberarm festhielt, starrte ich ungläubig an mir herunter und noch ungläubiger auf Bor, der mich mit einem fast mitleidigen Lächeln musterte.

»Wer bist du wirklich?«, keuchte ich. »Ein Magier, ein Halbgott oder hast du dich dem Zauber der dunklen Seite verschrieben?«

»Weder noch, ich bin einfach der alte Bor aus der Felsenwüste.«

Dabei zuckte er mit den Achseln und kratzte sich beiläufig am Kopf.

»Ich glaube, es sind jetzt schon fast dreißig Sommer, dass ich hier in der Einöde lebe.«

Ich deutete auf meine Brust, wo mir die vielen Kratzer deutlich zeigten, dass der Kampf mit dem Makahl kein Traum war.

»Und wie erklärst du mir das hier? Kein normaler Mensch kann die Wunden, die dieses Raubtier geschlagen hat, in so kurzer Zeit wieder verheilen lassen. Was ist mit deiner Pfeilwunde? Als ich dich gefunden habe, lagst du fast im Sterben, jetzt springst du hier herum wie ein junger Kerl kurz vor seinem ersten Waffengang. Ich denke, du bist mir mehr als nur eine Erklärung schuldig.«

Bor nickte kurz und verständnisvoll. Er schien über irgendetwas nachzudenken und sagte eine ganze Weile gar nichts. Währenddessen flogen meine Blicke in der Hütte umher.

Wo war ich hier gelandet und vor allem, wo war mein Schwert? Außer meiner alten, zerschlissenen Hose, die ich bereits seit den Ereignissen in den Katakomben von Razamanaz besaß, trug ich nichts anderes bei mir. Allmählich wurde ich unruhig.

Sein Gesicht zeigte keinerlei Regung, lediglich seine Augen blitzten, als er anfang zu reden.

»Alles begann, als ich ungefähr so alt war wie du. Ich hatte mich in Li, das schönste Mädchen der Stadt, verliebt und an jenem Tag, als zur Freude über das Ende der kalten Winterzeit ein großes Tanzfest veranstaltet wurde, sollte unser erster gemeinsamer Abend sein. Aber ich hatte die Rechnung ohne Kett gemacht. Er war trotz seiner jungen Jahre bereits Offizier in der Stadtwache und hatte ebenfalls ein Auge auf mein Mädchen geworfen. Aber Li mochte ihn nicht, eigentlich mochte ihn keiner, denn dieser Bastard war ein streitsüchtiger, rechthaberischer Kerl der meinte, sich alles erlauben zu können, nur weil sein Vater einer der reichsten Männer der Stadt war.«

»Dann habt ihr Streit bekommen«, vermutete ich.

Bor schüttelte den Kopf.

»Viel schlimmer, dieser Kerl ließ seinen Einfluss spielen und bezichtigte mich eines Diebstahls. Ich hatte die Wahl aus der Stadt zu fliehen oder aber als Verurteilter für immer in den Katakomben zu verschwinden. Li und ich entschieden uns für die Flucht. Seither ist diese Hütte mein Zuhause.«

»Wo ist Li jetzt?«

»Sie starb vor zwanzig Wintern mit unserem ungeborenen Kind im Leib. Es war eine schwierige Geburt und es war niemand da um zu helfen. Sie verbluteten beide unter meinen Händen.«

Als ich den feuchten Schimmer in Bors Augen sah, schluckte ich. Ich hatte plötzlich das Gefühl, als ob ein dicker Kloß in meinem Hals steckte. Auch Bor hatten die Erinnerungen an vergangene Zeiten nicht unberührt gelassen. Er setzte sich auf das Bett und starrte niedergeschlagen zu Boden. Keiner von uns sprach jetzt ein Wort. Erst geraume Zeit später strafften sich seine Schulden wieder, und er hob den Kopf und starrte mich an. Ein bitteres Lachen schüttelte seinen Körper.

»Es ist, als ob die Götter mich verhöhnen wollten. Als ich meine Frau unweit der Hütte in einer Felsenhöhle begraben wollte, stieß ich

auf eine Quelle, die einem ewiges Leben schenkt.

Warum entdeckte ich diese Quelle nicht einen Tag früher? Meine Frau und auch unser Kind wären beide noch am Leben.«

Ungläubig starrte ich den Alten an.

Ich dachte sofort an unsere Wunden und daran, wie es jetzt um uns stand. In meinem Kopf begann sich alles zu drehen, es war geradezu unglaublich. Sollte der Alte tatsächlich im Besitz des Elixiers des ewigen Lebens sein?

»Ich weiß was du jetzt denkst«, riss mich die Stimme Bors aus meinen Gedanken.

»Aber es stimmt. Das Wasser dieser Quelle schenkt einem jeden von uns tatsächlich ewiges Leben. Du bist der vierte, der jetzt davon weiß, aber wenn ich in deine Augen sehe, glaube ich zu wissen, dass du der erste bist, der die ganze Tragweite dieses Wissens wirklich begriffen hat. Denn auch dich umgeben Magie und Götterwerk, ich habe es an deinem Schwert gemerkt.«

»Wo ist mein Schwert?«

»In Sicherheit, aber das ist im Moment nicht wichtig. Wichtig ist, das wir beide jetzt erst einiges miteinander zu bereden haben.«

Tanz der Götter

Der Zugang zur Höhle war nur ein schmaler Schlitz im Felsgestein.

Wir mussten uns beide ziemlich bücken, um uns durch den Spalt zu zwängen, und erst dahinter in der Höhle konnte man wieder aufrecht stehen. Die Luft roch seltsam modrig und abgestanden und obwohl ich ganz genau wusste, dass außer dem alten Bor und mir niemand in der Grabhöhle seiner Frau sein konnte, sagte mir etwas, dass wir doch nicht allein hier drinnen waren.

Ich konnte nichts sehen oder hören, aber ich spürte, dass da etwas war. In diesem Moment vermisste ich mein Schwert schmerzlich, doch ich hatte Bors Wunsch respektiert und deshalb diese Grabkammer ebenfalls unbewaffnet betreten. Vorsichtig blickte ich mich um.

Durch den schmalen Spalt drang das Sonnenlicht nur spärlich in die Felsenkammer und ich konnte die Umgebung nur schwach im Dämmerlicht erkennen. Dennoch war wenige Schritte vor mir deutlich eine einfache hölzerne Lagerstatt zu sehen.

Ich zuckte zusammen, als ich auf dem Bett die zierliche Gestalt einer Frau erkannte, deren fleischloser Schädel mich in der Düsternis höhnisch anzugrinsen schien. Ihre Kleider waren zerschissen und hingen in Fetzen um die ausgedörrten Knochen und erst jetzt wurde mir bewusst, warum es in der Höhle so merkwürdig roch. Es war der Geruch des Todes, der in der Luft hing.

»Lass uns niederknien!«

Die Stimme des Alten klang brüchig und hallte kaum hörbar durch die Felsenkammer.

Als wir nach einer kurzen Andacht wieder nebeneinander am Lager der Toten standen, vermeinte ich zu spüren, dass diese beiden eine unzertrennliche Liebe verband, eine Liebe, die wahrscheinlich auch noch die nächsten tausend Jahre überdauern würde.

Zu diesem Zeitpunkt ahnte ich noch nicht, wie grausam ich mich täuschen sollte.

Dann strafften sich Bors Schultern wieder und er deutete auf ein dunkles Loch in der Felswand.

»Dort ist das Wasser des ewigen Lebens. Das Loch wird wahrscheinlich von einer unterirdischen Quelle gespeist. Aber sei vorsichtig, je näher du dem Wasser kommst, umso deutlicher wirst du die Nähe seiner Magie spüren.«

Ich zuckte mit den Schultern, drehte mich um und näherte mich vorsichtig dem Wasserloch. Hinter mir hörte ich Bors keuchenden Atem. Seltsam, wieso folgte er mir? Doch schon mit dem nächsten Schritt, als von draußen unvermittelt lauter Hufschlag in die Grabkammer drang, wurde ich wieder auf andere Gedanken gebracht.

Ich wirbelte herum.

»Wer kann das sein?«

Bor wandte das Gesicht zur Seite. »Was weiß ich? Warum fragst du?«, entgegnete er seltsam gereizt.

»Wir sollten besser nachsehen und vor allem dafür sorgen, dass wir uns wieder bewaffnen. Was machst du, wenn es die Kerle sind,

die dir den Pfeil verpasst haben?«

Täuschte ich mich oder lag da plötzlich ein dunkles, kaltes Glühen in den Augen des Alten?

Sie waren zu viert.

Sie ritten hintereinander durch die Felswüste und als sie Bors Hütte erreicht hatten, hob der vorderste Reiter plötzlich die Hand und brachte den Trupp zum Stehen. Er war ein großer, stämmiger Mann mit einem kantigen Gesicht und schulterlangen rotbraunen Haaren. Sein scharfer Blick suchte die Umgebung ab und für einen Moment war nichts außer dem Schnauben der Pferde und dem Klirren von Zaumzeug zu hören. Dann wandte sich der Anführer den Männern zu.

»Das muss die Hütte des verrückten Alten sein. Seht mal nach, ob ihr irgendwelche Spuren entdeckt.«

Seine drei Begleiter glitten von den Rücken ihrer Pferde und schwärmten aus. Mit gezogenen Schwertern näherten sie sich vorsichtig der kleinen Hütte.

»Und jetzt?«, zischte ich gereizt. »In der Hütte befinden sich unsere Waffen und unser Proviant. Ohne diese Dinge sind wir den Männern hilflos ausgeliefert. Wie soll es jetzt weitergehen?«

Statt einer Antwort starrte mich Bor nur an. Seine Mundwinkel verzogen sich zu einem spöttischen Lächeln und als ich in seine Augen blickte, jagte mir ein eisiger Schauer den Rücken hinab. Abgrundtiefer Hass und unfassbare Wut spiegelten sich darin und für einen Moment vermeinte ich in die Augen eines Dämons zu blicken. Bors Gesicht hatte sich in eine verzerrte Fratze verwandelt. Von der Gutmütigkeit, die noch vor geraumer Zeit auf seinem Gesicht lag, war nichts mehr geblieben.

Unwillkürlich trat ich einen Schritt zurück, aber der Alte schien mich gar nicht mehr zu beachten. Stattdessen richteten sich seine Augen auf die vier Männer.

Seltsame gemurmelte Worte kamen über seine Lippen, als er die Arme hob.

Und dann geschah etwas, das mir mit geradezu erschreckender Deutlichkeit klar machte, dass ich es hier mit Mächten zu tun hatte, die keines menschlichen Ursprungs sein konnten. Aus den Innenflächen seiner Hände zuckte ein greller Blitz, dessen blaues Licht die drei Männer an der Hüttentür augenblicklich einhüllte. Was dann passierte, war unvorstellbar.

Der Mann auf dem Pferd und ich schrien beinahe zur gleichen Zeit auf.

Innerhalb eines Atemzuges fingen die Männer an rasend schnell zu altern. Die Haare fielen ihnen aus, die Haut wurde faltig, dann grau und im nächsten Moment zerfielen ihre Körper zu grauweißem Staub, den der aufkommende Wind über das ganze Land verteilte.

Der letzte der überlebenden Männer riss sein Pferd herum und versuchte zu entkommen. Aber Bor sprang mit einem meckernden Lachen aus der Grabkammer, breitete beide Arme aus und stellte sich dem Reiter in den Weg.

»Bleib stehen!«, rief er schrill. »Oder du wirst genauso enden wie deine Freunde.«

Von Grauen geschüttelt ließ der Mann die Zügel fallen und starrte Bor aus angstvollen Augen an.

Jetzt oder nie, schoss es mir durch den Kopf.

Ich warf mich herum und stürzte aus der Höhle. Während sich Bor seinem nächsten Opfer zuwandte, versuchte ich, mit riesigen Schritten die Hütte zu erreichen. Dorthin, wo unter dem Bett mein magisches Schwert verborgen lag.

Ich kam bis zum Eingang, dann reagierte der Alte.

Wieder zuckte ein Blitz aus seinen Händen, der mich aber um ein, zwei Schritte verfehlte und stattdessen einen Felsbrocken mit donnerndem Krachen in Staub verwandelte. Mit einem letzten, verzweifelten Satz warf ich mich in die Hütte. Ich krachte mit der Schulter auf den Boden, rollte mich ab und streckte im nächsten Augenblick meine Hand nach dem Griff von *Gleichmacher*.

Hinter mir erschien Bor im Türrahmen.

Er brüllte, sprang vor und versuchte zu verhindern, dass ich in den Besitz der Waffe kam.

Aber es war zu spät.

Meine Finger hatten sich um den Griff des Schwertes gelegt, ich richtete mich auf und erwartete ihn mit funkelnden Augen. Wütend kam Bor auf mich zu.

»Warum stellst du dich gegen mich? Ist das der Dank dafür, dass ich deine Wunden versorgte und dich mit dem Wasser des Lebens wieder geheilt habe?«

»Wer bist du wirklich?«, fragte ich, während ich die Waffenhand erhob und mit der Spitze meines Schwertes genau auf seinen Leib zielte.

Bor starrte mich an. Ein böses Lächeln umspielte seine Lippen.

»Also gut, ich glaube, ich sollte dir tatsächlich auch den Rest meiner Geschichte erzählen. Schließlich hast du mir ja da draußen sozusagen das Leben gerettet. Das Leben, ha, du Narr! Wenn die Bewohner dieses Landstrichs erfahren, was du getan hast, werden sie dich steinigen.«

Ich schüttelte verwirrt den Kopf.

»Was willst du damit andeuten?«

»Dass es stimmt. Dass mir hier in dieser Hütte einst die Frau unter den Händen weg starb und dass es wahr ist, dass ich Bor heiße. Aber all das liegt schon mehr als tausend Jahre zurück.«

»Aber ... aber das ist unmöglich«, stotterte ich. »So lange lebt kein Mensch, es sei denn ...«

»Ein Mensch allein vielleicht nicht«, unterbrach mich Bor mit einer unwilligen Handbewegung.

»Aber ein Mensch, der einen Pakt mit ihm eingeht, schon. Wisse, du Ungläubiger, kein Sterblicher kommt jemals lebend an dieser Quelle vorbei, weil sein Herz dem Wasser des Lebens als Nahrung dienen muss. Denn schließlich schöpfen wir daraus unsere Kraft und auch dein wildes Kämpferherz wird seiner Bestimmung nicht entgehen.«

Wut durchflutete mich wie eine heiße Flamme. Wieder einmal versuchte mich jemand mit dunkler Magie und Dämonenwerk zu täuschen und wieder einmal wäre ich in meinem jugendlichen

Leichtsinn beinahe in eine Falle gestolpert. Anila, meine letzte Lehrmeisterin, hatte recht, es würde noch Jahre dauern, bis ich zum vollwertigen Krieger heran gereift war. Berserkerwut allein genügte dazu nicht.

»Wer ist jener, der dir ewiges Leben verspricht?«

»Wazbazah, ein Dämon aus dem Gefolge des Rachegottes! Du siehst also, du kannst deinem Schicksal unmöglich entgehen. Und jetzt leg endlich dein verdammtes Schwert zur Seite!«

Schweiß perlte plötzlich auf meiner Stirn und das nicht nur wegen der Nachmittagshitze. Ich kannte die Legenden, die man sich über diesen Rachedämon erzählte und es waren keine angenehmen Dinge dabei.

»Du bist wahnsinnig«, herrschte ich ihn an. »Kein Mensch überlebt einen Pakt mit diesem Dämon.«

Bor stieß ein meckerndes Lachen aus.

»Du irrst dich, Thorak. Ich brauche nur noch zwei Männer. Jämmerliche zwei Herzen, die ich der Quelle opfern muss und er wird erwachen und mir helfen, meine Rache zu vollenden. Dann werden alle sterben. Alle, die sich damals gegen mich gestellt haben. Lis Tod wird nicht ungesühnt bleiben.«

Spätestens jetzt war mir klar geworden, dass der Alte wahnsinnig war.

Der Tod von Frau und Kind hatte ihn vor Jahrhunderten dazu gebracht, nur um der Rache willen einen Pakt mit Dämonen einzugehen. Der arme Teufel war so verblendet, dass er gar nicht bemerkte, wie er zum Handlanger des Bösen wurde. Ich war mir sicher, dass der Dämon den Alten sterben lassen würde, wenn die Zeit des Erwachens gekommen war.

»Leg jetzt endlich das Schwert zur Seite!«

Bors erneute Aufforderung riss mich jäh aus meinen Gedanken. Anscheinend war die Magie, die mein Schwert umgab, gefährlich für die Pläne des Alten. Anders konnte ich mir seine fast panische Angst vor *Gleichmacher* nicht erklären. Instinktiv ahnte ich, dass der Besitz dieser Waffe für mich über Leben oder Tod entschied. Also versuchte ich Bor mit dem Schwert zu berühren.

Meine Nackenhaare stellten sich auf, als der Alte wie wahnsinnig

zu kreischen begann, nachdem der Stahl der Klinge seine Kleider gestreift hatte. Ein heller Schein hüllte Bor ein, während er vor meinen Augen brüllend in die Knie sank.

Einen flüchtigen Moment lang war das Innere der Hütte in grelles Licht getaucht, das erst rot, dann silbern und schließlich blau glitzerte. An den Wänden und entlang der Decke rasten blaue Blitze, der Raum war erfüllt von dröhnendem Donner und aus dem Nichts heraus zeichneten sich neben Bor die Umrisse einer alptraumhaften Schattengestalt in der bläulich funkelnden Luft ab.

Ein Wesen, das wahrhaftig nur dem kranken Hirn eines Wahnsinnigen entsprungen sein konnte, wuchs vor meinen Augen bis unter das Dach der Hütte. Das Aussehen der Kreatur war unbeschreiblich. Gleich es im ersten Moment noch einem behaarten Riesen mit dem Schädel eines Hundes, schien die Gestalt im nächsten Augenblick eher einer geflügelten Schlange mit einem grotesk verzerrten Menschenkopf zu ähneln. Bor und das entsetzliche Luftgebilde vereinigten sich schließlich zu einer gigantischen Gestalt, die sich mir mit grotesken Sprüngen näherte. Das Ding gebärdete sich wie ein Tänzer.

Ich nahm noch wahr, wie ich mein Schwert nach vorne stieß, dann drehte sich plötzlich scheinbar die ganze Welt um mich. Das bläuliche Licht zerplatzte vor meinen Augen in einem Funkenregen, die tanzende Gestalt, von der ich nicht wusste, ob sie Gott, Mensch oder Dämon war, kam mir wie eine Woge entgegen, dann wurde alles schwarz um mich.

Als ich die Augen wieder öffnete, starrte ich in das erschrockene Gesicht jenes rothaarigen Mannes, der als einziger seiner Kameraden diesen Schrecken überlebt hatte.

»Wir haben es geschafft«, keuchte er und sah mich ungläubig an.

»Vielmehr du hast es geschafft. Bei den Göttern, die Legenden sind also wahr.«

»Was für Legenden?«, brummte ich, während ich irritiert umherblickte.

Ich stand auf einer felsigen Anhöhe, inmitten von Steinen, Sand und blattlosen, von der Sonne verbrannten Sträuchern. Von Bors Hütte war ebenso wenig zu sehen wie von dem Spalt in jenem Felsen, hinter dem das Grab seiner Frau liegen musste. Ich kam mir vor, als wäre ich soeben aus einem Traum erwacht. Aber ich hatte nicht geträumt, wie ich aus den Erzählungen des Mannes heraus hören konnte.

Ich war der Krieger ihrer Legenden, jener, der dieses Land von dem verfluchten Dämon befreien würde. Jenem Dämon, der nur durch die Rachegeilüste eines verblendeten Mannes einst wieder zum Leben erweckt wurde.

Der Mann, der sich mir als Rimar vorstellte, überließ mir ein Pferd seiner Kameraden und zeigte mir den Weg zu meinem Volk. Nach einem kurzen Händedruck verabschiedete ich mich von Rimar und ritt weiter gen Süden. Ich war aufgewühlt wie ein junger Kerl vor seinem ersten Treffen mit der Geliebten. Noch vier Tage, dann sollte ich das Dorf des N'de Volkes erreicht haben.

Hatte ich dann endlich das Ziel meiner langen Reise erreicht?

Die Blutwiese

Zuerst hielt ich es in der hitzeblimmernden Luft der Felsenwüste für eine Fata Morgana.

Dann beschirmte ich meine Augen und erkannte, das mir weder die glühende Sonne noch mein nach Wasser gierender Körper einen Streich gespielt hatte.

Keinen Pfeilschuss weit von mir entfernt befand sich ein Mensch in höchster Lebensgefahr.

Der Mann lag auf dem Rücken.

Mit seinen ausgestreckten Armen und Beinen, die man an Holzpflöcke gefesselt hatte, sah er von weitem aus wie ein übergroßes X. Trotz der Entfernung war deutlich zu sehen, dass der Mann vollkommen nackt war. Ich zügelte mein Pferd und starrte über die trostlose Felsenöde.

Beiläufig fuhr ich mir mit dem Handrücken über das staubbedeckte, von der Wüstensonne verbrannte Gesicht, während ich noch zögerte, dem armen Teufel zu Hilfe zu eilen. Der Grund war ein riesiger, schwarzer Vogel, der zu Füßen des Mannes im heißen Sand saß. Er hatte den Kopf etwas zur Seite gelegt und bäugte den Gefesselten misstrauisch, während er seinen gewaltigen, spitz zulaufenden Schnabel ständig auf und zu klappte.

Über ihm zogen mit weit ausgebreiteten Schwingen zwei weitere Artgenossen ihre Kreise und mindestens ein halbes Dutzend dieser scheußlichen, schwarz gefiederten Tiere tanzten flügelschlagend und mit schrillum Krächzen um den nackten Mann herum.

Ansonsten herrschte eine eigentümliche Stille.

Der Mann warf den Kopf jetzt wild hin und her und brüllte die Vögel an. Auf diese Art hatte er sich die Tiere vielleicht am Anfang noch vom Leib halten können, aber nachdem die Vögel bemerkt hatten, dass von dem Gefesselten keine Gefahr ausging, waren sie näher gekommen. Die ersten von ihnen begannen, ihn mit ihren spitzen Schnäbeln anzupicken. Der Mann begann zu schreien und als ich sah, wie ihm das Blut über die Beine lief, hämmerte ich meinem Pferd die Fersen in die Seite und galoppierte in wildem Ritt brüllend und schwertschwingend auf die Vögel zu.

Unter lautem Protest flatterten die Tiere auf und brachten sich außer Reichweite meiner Waffe. Aber damit war es noch nicht zu Ende. Die geflügelten Bestien dachten nicht daran, sich ihre sicher geglaubte Beute entreißen zu lassen. Als ich vom Rücken meines Pferdes sprang und den Nackten mit zwei, drei schnellen Schnitten von seinen Fesseln befreite, griff der erste Vogel an.

Aus den Augenwinkeln heraus nahm ich eine schattenhafte Bewegung wahr und wäre ich nicht augenblicklich einen Schritt zur Seite getreten, hätte mich der gewaltige Schnabel sicher an der Schulter getroffen. Ich wirbelte herum, riss das Schwert hoch und erwartete den nächsten Angriff.

Diesmal kamen sie zu zweit.

Mit unvorstellbarer Schnelligkeit schossen die beiden Vögel auf mich zu. Sie hatten die Flügel angelegt, die tödlichen Schnäbel vorgestreckt und kamen so rasend schnell wie Steine, die vom Himmel

fielen, auf mich zu.

Mit einem hellen Sirren wob ich mit dem Schwert über meinem Kopf ein tödliches Netz aus blitzendem Stahl. Der Schädel des ersten Vogels fiel zur einen, der Körper zur anderen Seite, als die scharfe Klinge seinen Hals durchtrennte. Die zweite Bestie überschlug sich in der Luft und krachte mit einem seltsamen Kreischen zu Boden, während ihr die Eingeweide aus dem aufgeschlitzten Leib quollen. Neben mir lag der Nackte auf dem Boden und kämpfte um sein Leben. Seine Finger hatten sich um den Hals eines anderen Vogels gelegt und während er versuchte dessen Kehle aufzureißen, zerkratze ihm das Ungeheuer in wilder Raserei die Schultern.

Ich sprang vor, mein Schwert blitzte auf und dann lag auch diese Bestie zuckend im Wüstensand.

Der Rest entschwand mit wütendem Geschrei am wolkenlosen Himmel.

Zitternd und blutend starrte mich der Nackte an.

»Die Götter haben mein Flehen erhört.«

Dann fiel sein Kopf zur Seite und er verlor das Bewusstsein.

Ich hatte ihm seine Wunden ausgewaschen und die Ärmel meines Hemdes geopfert, um ihn mit dem Stoff zu verbinden. Als er stöhnend den Kopf hob, bückte ich mich und hielt ihm meine Wasserflasche an die Lippen.

»Trink!«, forderte ich ihn auf.

Er nickte mir dankbar entgegen und schluckte die abgestandene, lauwarne Brühe, als handelte es sich dabei um erfrischenden, süßen Wein. Erst als er die Flasche zur Hälfte geleert hatte, richtete ich mich wieder auf und befestigte sie am Sattel meines Pferdes. Das Tier mitsamt Sattelzeug, Proviantbeutel und Wasserflasche hatte mir ein Mann namens Rimar überlassen. Wir beide waren die einzigen Überlebenden nach einem Kampf mit den Handlangern eines dunklen Rachegottes. Diese waren durch schwarze Magie an eine Quelle gebunden, die ewiges Leben versprach. Bei einem schrecklichen Ritual, in dem Götter und Dämonen um die Quelle tanzten,

sollten unsere Herzen geopfert werden. Aber wieder einmal waren es mein Schwert und meine Bestimmung gewesen, die mich überleben ließen.

All das lag jetzt vier Tage zurück und ich war immer noch auf der Suche nach meinem Volk, von dem ein Clan hier irgendwo am Rande der Felsenwüste leben sollte. Jedenfalls hatte mir das Rimar erzählt und er hatte keinen Grund gehabt mich anzulügen.

»Warum hast du das getan?«

Die leise Stimme des Mannes riss mich jäh in die Wirklichkeit zurück. Ich drehte mich um und musterte ihn eingehend. Er war untersetzt, stämmig gebaut mit breiter Brust und dicken Schenkeln. Schulterlanges, braunes Haar umrahmte ein rundes, offenes Gesicht mit rehbraunen Augen, in denen kein Falsch zu erkennen war.

»Dort, wo ich herkomme, hilft man einem Menschen, wenn er in die Gewalt solcherlei Bestien geraten ist. Egal ob er ein rechtschaffener Mann oder ein Schurke ist.«

Jetzt war es mein Gegenüber, der den anderen eingehend musterte.

»Seltsam, du siehst zwar aus wie einer von ihnen, aber wenn ich dich so reden höre, kannst du unmöglich zu diesem verdammten Volk gehören.«

Jetzt wurde ich hellhörig. Wen meinte der Mann mit dem verdammten Volk, etwa jenen Clan der N'de, den ich seit Tagen suchte?

»Wie meinst du das?«, fragte ich schnell.

»Ich komme aus einem kleinen Dorf, etwa einen halben Tagesritt südlich von hier. Wenn du mich dort hinbringst können sich meine Leute um meine Wunden kümmern. Danach werde ich dir gerne meine Geschichte erzählen. Übrigens, ich heiße Armal.«

Dabei streckte er mir seine Rechte entgegen und betrachtete mich erneut ziemlich genau.

Ohne zu zögern ergriff ich seine Hand und half ihm auf die Beine.

»Natürlich bringe ich dich in dein Dorf zurück, ich bin schon jetzt auf deine Geschichte gespannt. Aber ich warne dich, ich habe seit vier Tagen nichts mehr zwischen die Zähne bekommen außer einem dürren Steppenhasen und einer Handvoll vertrockneter Beeren. Als Dank für deine Rettung musst du mir mindestens einen halben ge-

bratenen Ochsen auftischen.«

Armal lächelte etwas gequält.

»Irgendwie werden wir auch dich noch satt bekommen«, antwortete er schließlich seltsam gepresst. Ich machte mir keine weiteren Gedanken darüber. Die Aussicht auf etwas zu Essen und einem Dach über dem Kopf ließen mich den seltsamen Unterton seiner Worte rasch vergessen.

Gemeinsam bestiegen wir das Pferd, welches in der glühenden Sonne unter dem doppelten Gewicht nur noch langsam vorwärts kam. Deshalb dämmerte es bereits, als wir endlich die ersten Häuser des kleinen Dorfes erreicht hatten.

Keine Menschenseele war auf den Straßen zu sehen, als ich das Tier über die Hauptstraße lenkte. Ich war zwar müde, hungrig und fühlte mich völlig zerschlagen, aber den Brandgeruch, der über dem ganzen Dorf lag, bemerkte ich trotzdem sofort. Es roch nach kalter Asche und verbranntem Holz und als ich spürte, wie sich Armal hinter mir im Sattel versteifte, wusste ich sofort, dass ich wieder einmal mitten in einen gewaltigen Haufen Ärger hinein ritt.

Das ganze Dorf bestand aus ungefähr fünfzig Hütten.

Mindestens jede zweite davon war an den Wänden oder am Dach durch ein Feuer beschädigt. Trotz der hereinbrechenden Dämmerung waren überall die Zeichen von Kampf, Tod und Verwüstung deutlich zu erkennen. In manchen der hölzernen Eingangstüren steckten noch die abgebrochenen Schäfte gefiederter Pfeile. Ich sagte nichts, als wir Armals Haus erreicht hatten und ich mein Pferd in einem Anbau unterstellen konnte. Ich sagte nichts, als ihm seine Frau schluchzend in die Arme fiel, während ihn seine beiden Kinder aus großen Augen ängstlich musterten. Aber als wir alle in der kleinen Küche an dem selbst gezimmerten Tisch saßen und mir die Frau eine Schüssel mit dünner Wassersuppe hinstellte, machte ich schließlich doch den Mund auf.

»Was verdammt noch mal ist hier eigentlich los?«

Die gesamte Familie zuckte bei meinen Worten ängstlich zu-

sammen.

»Was meinst du damit?«, fragte Armal zögerlich.

Ärgerlich klatschte ich den Holzlöffel in die Wassersuppe.

»Verdammt, ich habe dir da draußen nicht das Leben gerettet, damit du mir hier ein Gauklerstück vorspielst, ein schlechtes noch obendrein. Meinst du vielleicht, ich bin blind? Euer Dorf wurde überfallen und das wahrscheinlich nicht zum ersten Mal. Wenn ich mir diese Suppe so ansehe, kennt ihr einen ordentlichen Braten wahrscheinlich nur noch vom Hörensagen. Wann seid ihr das letzte Mal satt ins Bett gegangen? Vor einem halben Jahr, oder vor einem?«

Armal senkte den Kopf und schwieg betroffen. Aber dennoch war deutlich zu erkennen, wie es in ihm brodelte. Sein rundes Gesicht war verzerrt vor Verzweiflung, Angst und hilfloser Wut.

Schließlich war es seine Frau, die das düstere Schweigen brach.

»Sie kommen viermal im Jahr und fordern immer ein Drittel unseres Vermögens und der Nahrungsmittel. Wer sich weigert, wird entweder erschlagen oder wie mein Mann draußen in der Wüste den Aasvögeln zum Fraße vorgeworfen.«

»Wie viele?«

»Meistens zehn oder zwölf Reiter.«

Ungläubig musterte ich die verängstigte Familie.

»Bei meiner Ankunft habe ich fünfzig Hütten gezählt. Das heißt, fünfzig Männer und selbst wenn nur in jeder zweiten Hütte ein halb-wüchsiger Sohn mit am Tisch sitzt, seid ihr über siebzig gegen zehn. Warum wehrt ihr euch nicht, statt zu jammern?«

»Wir sind Bauern und sie sind Krieger, verstehst du?«

Eindringlich blickte ich Armal in die Augen.

»Nein, das verstehe ich jetzt nicht. Da draußen hast du einem dieser Vögel mit bloßen Händen die Kehle aufgerissen, aber wenn es um das Leben deiner Familie geht, ziehst du den Schwanz ein. Das ist es, was ich nicht kapiere.«

»Mit unseren Dreschflegeln und den paar Messern hier im Dorf sind wir gegen ihre Schwerter und Kriegsbogen doch hoffnungslos unterlegen«, erwiderte Armal niedergeschlagen.

»Siebzig gegen zehn«, sagte ich und schüttelte verständnislos den

Kopf. »Ihr seid selber schuld. Zieht am besten alle Röcke an und versteckt euch hinterm Ofen.«

»Aber du könntest uns helfen«, sagte die Frau plötzlich.

Mein Kopf ruckte hoch und während ich sie neugierig musterte, fragte ich nach dem Wie und Warum.

»Hinter dem Dorf gibt es eine Wiese. Wir nennen sie die Blutwiese, weil ihr Boden vor Jahren mit dem Blut unzähliger, erschlagener Männer getränkt wurde, als das Dorf zum ersten und einzigen Mal den Angriff dieser Teufel abwehren wollte. Wer den Mut besitzt, dort ihren besten Kämpfer herauszufordern und im Kampf Mann gegen Mann zu besiegen, wird unser Dorf zurück in die Freiheit führen. Diese Mörder respektieren nur das Recht des Stärkeren, dennoch erkennen sie es an, wenn man sie im Kampf besiegt. So jedenfalls erzählen es die Legenden.«

Mir wurde heiß und kalt. Dieses Ritual kam mir sehr bekannt vor. Obwohl ich fast schon ahnte, wie die Antwort ausfallen würde, fragte ich dennoch nach.

»Wer sind diese Reiter?«

»Obwohl es sich verrückt anhört, aber sie sehen genauso aus wie du. Sie selbst nennen sich N'de.«

Marlo der Zerstörer

Im ersten Licht des neuen Tages tauchten die Reiter urplötzlich aus dem Frühnebel auf.

Unzählige Schatten überfluteten die nahen Hügel und der Boden erzitterte unter dem Stampfen zahlloser Pferdehufe. Ich hatte plötzlich einen Kloß im Hals und mein Magen zog sich schmerzhaft zusammen, denn mindestens fünfzig Reiter galoppierten auf uns zu. Keine zehn oder zwölf, wie mir Armals Frau gestern glaubhaft versichert hatte. Hinter mir wurden die Leute aus dem Dorf ebenfalls hörbar unruhig. Wie ich aus ihrem Geschrei heraushören konnte, waren auch sie über die Anzahl der wilden Reiter entsetzt. Entweder hatte mich die Frau belogen, oder aber diese Männer hatten das Dorf

bisher bewusst über die wahre Stärke ihrer Kriegsmacht im Ungewissen gelassen.

Was es auch war, es war bedeutungslos geworden, denn in diesem Moment hatten mich die Männer erreicht und bildeten einen waffenstarrenden Halbkreis um mich.

Ich hatte große Mühe, bei diesem Anblick meine Gefühle nicht zu zeigen.

Die Männer waren N'de.

Schwarzhaarige, untersetzte Gestalten, die mit ihren Pferden verwachsen zu sein schienen. Die Oberkörper der meisten von ihnen waren nackt und trugen, wie auch die Flanken ihrer Pferde, mystische Zeichnungen aus Kreide und Pflanzenfarben. Rot, schwarz und gelb glänzten die Leiber im Licht der aufgehenden Sonne, glitzerte Waffenstahl, schnaubten Pferde und stampften Hufe. Es war ein wildes, gleichermaßen Furcht einflößendes und faszinierendes Bild. Mein Herz hüpfte vor Freude, als ich bei einigen Reitern zu meiner Rechten die Zeichen des Clans der Berge erkannte. Ich hatte plötzlich das Gefühl, als ob ich nach langen Jahren des Umherziehens endlich wieder nach Hause zurückgekehrt war.

Doch dann fiel mein Blick nach links und im gleichen Augenblick legte sich eine eiskalte Hand um mein Herz.

Entsetzen schnürte mir die Kehle zu, als ich in den Reihen der N'de Krieger die Psa erkannte.

Vergessen war die Freude über das Wiedersehen mit meinem Volk, als ich in die geschlitzten Augen meiner Todfeinde sah. Mindestens vier dieser gelbgesichtigen Hunde ritten in stiller Eintracht mit den N'de Sattel an Sattel nebeneinander. In meinem Kopf begann sich alles zu drehen und Hass drängte sich in mir hoch, je länger ich die Psa anstarrte.

»Bist du stumm, Bursche?«

Die raue Stimme eines N'de riss mich jäh aus meinen Gedanken. Ich hob den Kopf und blickte in ein von grässlichen Schlachtennarben entstelltes Gesicht. Der Mann hatte sein Pferd unmittelbar vor mir zum Halten gebracht und stierte mich in einer Art und Weise aus seinen dunklen, blitzenden Augen an, als wollte er mich mit seinem Blick durchbohren.

Zwei weitere N'de ritten neben ihn. Sie hielten kurze Kriegsbogen in den Händen und die scharfkantig zugeschliffenen Steinspitzen ihrer Pfeile zeigten direkt auf meine Brust.

»Du siehst aus wie ein N'de«, sagte einer der beiden. »Wie heißt du?«

»Khim«, erwiderte ich. Eine innere Stimme sagte mir, dass es besser war, wenn ich meinen wahren Namen so lange verheimlichte, bis ich wusste, was es mit der Anwesenheit der Psa auf sich hatte. Die beiden schauten mich schweigend an, während sich der Narbige im Sattel vorbeugte und sein Gesicht dicht vor das Meine brachte. Sein stinkender Atem ließ mich fast bewusstlos werden.

»Du bist noch ziemlich jung«, sagte er.

»Du hast noch dein ganzes Leben vor dir und dem Aussehen nach bist du sogar einer von uns. Weshalb bist du dann so dumm und willst unbedingt wegen einer Handvoll dreckiger Bauern sterben?«

Meine Kehle war rau und trocken, als ich antwortete.

»Wenn ich den Besten eurer Besten in ehrlichem Kampf bezwinde, ist dieses Dorf fortan aus eurer Knechtschaft entlassen. So lautet ein uraltes Gesetz der N'de, aber hat es auch beim Clan der Berge noch seine Gültigkeit? Die Clans des Wassers, des Feuers und des Himmels halten sich jedenfalls noch an die heiligen Regeln der N'de.«

Das Gesicht des Narbigen verwandelte sich schlagartig in eine wütende Fratze.

»Du bist wirklich dumm, sehr dumm.«

Während eine Handvoll der Reiter die verängstigten Dorfbewohner in Schach hielten, bildete das Gros der N'de mit ihren Pferden, Schwertern und Lanzen einen waffenstarrten Kreis, aus dem es kein Entrinnen gab. Inmitten dieses Kreises stand ich, vollkommen nackt, so, wie ich einst das Licht der Welt erblickt hatte. Zu meinen Füßen lag ein hölzernes Schild und ein Pogon, eine der schrecklichsten Nahkampfwaffen der N'de.

Diese fast unterarm lange Keule, aus dem Holz des Eisenbaums

geschnitzt, wurde am oberen Ende mit einem geschliffenen Stein, einem Tierhorn oder Knochenstück durch Lederschnüre befestigt und war in der Hand eines geübten Kriegers eine Waffe, die nicht nur Schädel spalten konnte.

Prüfend wog ich Schild und Keule in der Hand, als plötzlich ein Raunen durch die Reihen der Reiter ging. Ich hob den Kopf und dann sah ich ihn.

Marlo, den Zerstörer!

Er war genauso nackt wie ich, mindestens einen Kopf größer und besaß die gleichen Waffen. Er glänzte vom Scheitel bis zur Sohle vom Tierfett, mit dem er sich eingerieben hatte und er hielt sich auch nicht lange mit irgendwelchen Begrüßungsfloskeln oder Vorstellungen auf, sondern schlug sofort zu. Bereits der erste Hieb von Marlos Pogon auf mein Holzschild ließ mich in die Knie gehen. Angst durchzuckte mich, der Kerl schien diese Waffe zu kennen, während ich noch nie mit einem Pogon gekämpft hatte. Als die Keule ein zweites Mal heranraste, ließ ich mich zur Seite fallen. Die Waffe krachte keine Handbreit von mir entfernt in den Sand und wirbelte Staubfontänen auf. Schnell wurde mir klar, warum man ihn Marlo den Zerstörer nannte. Seiner geballten Kraft hatte ich nur meine Schnelligkeit entgegenzusetzen, denn zu meinem Entsetzen blieb der Berserker in mir stumm. Das lag wohl daran, dass mein magisches Schwert außerhalb meiner Sichtweite aufbewahrt wurde. Aber darüber weitere Gedanken zu verschwenden war müßig, denn die Keule Marlos sorgte schnell dafür, dass ich ums nackte Überleben kämpfte. Keine Spur mehr vom Erretten der Dorfbewohner, vom Pochen auf alte Gesetze und Heldentum.

Für mich ging es jetzt nur noch um Leben oder Tod!

Marlo war schnell, sehr schnell sogar, aber doch nicht schnell genug, um nach einem weiteren Hieb seinen Schild herumzureißen, um dadurch meinem Schlag zu entgehen. Die Keule traf ihn an der rechten Schulter und riss ihn herum. Das Gesicht des Mannes verzerrte sich schmerzhaft und für einen Moment sah es aus, als würde ich diesen Kampf tatsächlich gewinnen.

Aber mein Triumph währte nur einen Herzschlag lang.

Marlo schüttelte die Wirkung meines Treffers wie eine Pferde-

fliege einfach ab, hob die Keule und schlug zurück. Da der Kerl mindestens einen Kopf größer war als ich, konnte ich seinen Schlag nur noch abwehren, indem ich mein Schild hoch riss. Als der Pogon auf mein Holzschild donnerte, hörte man das Krachen bestimmt noch Meilen weiter. In meinem Handgelenk breitete sich plötzlich ein taubes Gefühl aus, während Marlo unvermittelt seine Angriffstaktik änderte. Seine Schläge kamen jetzt nicht mehr von oben, sondern von der Seite her. Ich taumelte rückwärts, um seinen wütenden Angriffen zu entgehen. Da ließ mich die Aufprallwucht eines weiteren Hiebes in die Knie gehen. Gleichzeitig vernahm ich ein unheilvolles Knirschen. Deutlich war zu erkennen, dass mein Schild unter den nächsten Schlägen auseinander brechen würde.

Die Reiter begannen zu grölen.

»Gib's ihm, Marlo! Schlag ihn tot!«, brüllten sie und verleiteten ihn dadurch zu einem Fehler.

Seinem einzigen Fehler bisher in diesem Kampf, aber es war auch sein letzter. Ich kniete vor ihm mit zerbrochenem Schild im Sand, die Menge raste und tobte und er breitete siegessicher beide Arme mit Schild und Keule aus und ließ sich feiern.

Ich hob den Kopf, sah vor mir die gewaltige Gestalt Marlos, seine Beine, die wie Säulen eines Tempels hoch ragten. Da umklammerte ich meinen Pogon und schlug mit aller mir noch zur Verfügung stehenden Kraft zu. Die Wucht des Hiebes riss Marlo von den Beinen. Brüllend wälzte er sich vor mir im Staub des Kampfkreises. Das Gejohle der Menge war schlagartig leiser geworden.

Als er wieder auf die Füße kam, taumelte er zwar, wirkte aber so gefährlich wie ein verletzter Makahl. Aus blutunterlaufenen Augen stierte er mich an und stürzte sich auf mich. Aber ich gab dem Kerl keine Gelegenheit mehr, nach mir zu schlagen. Ich tänzelte zur Seite und ließ meinen Pogon in den Rücken des vorbei stürzenden Marlo krachen. Der Mann flog mit dem Gesicht in den Staub und als er brüllend den Schädel hob, schickte ich ihn mit einem gezielten Schlag ins Reich der Träume.

Inzwischen war es totenstill geworden.

Ein Großteil der N'de respektierte den Ausgang dieses blutigen Rituals und starrte mich ehrfürchtig an. Die Psa unter den Reitern und auch jener narbige Krieger, von dem ich annahm, dass er der Anführer der Horde war, musterten mich allerdings aus hassverzerrten Gesichtern. Der Narbige war inzwischen seltsam blass geworden, anscheinend konnte er es immer noch nicht begreifen, dass es jemandem gelungen war Marlo zu besiegen.

»Das wirst du mir büßen«, schäumte er und griff nach seinem Schwert.

Doch bevor sich seine Finger um den Griff der Waffe schlossen, war ein weißhaariger Mann neben ihm geritten und fiel ihm in den Arm.

»Lass das!«, zischte er scharf. »Kein N'de bricht jemals das Gesetz dieser Ritualkämpfe. Auch du nicht, Soldo. Oder willst du unbedingt den Zorn der Götter auf uns lenken?«

Dann zog der Weißhaarige sein Pferd herum und ritt stumm auf die nahen Hügel zu. Nach und nach folgten ihm die anderen, bis auch Soldo und die Psa den Kampfplatz verließen. Der Blick, den mir der Narbige allerdings zum Abschied zugeworfen hatte, ließ mich ahnen, dass die Sache zwischen uns beiden noch nicht ausgestanden war.

Als dann der letzte der Reiter hinter den Hügeln verschwunden war, herrschte für einen Augenblick eine fast eigentümliche Stille. Dann ertönten die ersten zaghaften Freudenschreie und schließlich brandete unter den Dorfbewohnern ein ohrenbetäubender Jubel aus, der kein Ende zu nehmen schien. Wildfremde Menschen schüttelten mir die Hände, Frauen umarmten mich, küssten mich und weil ich immer noch vollkommen nackt war, besaß ich in diesem Moment wahrscheinlich solch eine schamrote Haut, wie sie vor mir noch bei keinem Menschen zu sehen war. Ich hatte das Gefühl, als ob mein Gesicht in Flammen stand. Irgendwann hob man mich auf die Schultern einiger Männer und trug mich im Triumphzug ins Dorf zurück. Auch wenn diese Leute im Grund arme Teufel waren, für ein paar Schläuche Wein reichte es allemal und die anschließende Feier war eine der Schönsten, die ich je in meinem Leben mitgemacht hatte. Inzwischen war ich auch endlich mit Hemd und Hose aus-

gestattet. Doch so überwältigend der Abend auch wurde, auch auf die schönste Nacht der Welt folgt irgendwann immer der graue Morgen. In meinem Fall war der Morgen nicht nur grau, sondern kalt und grausam dazu.

Verschreckt zuckte ich hoch und wäre beinahe aus dem Bett gefallen, weil jemand im Haus eine Tür heftig zuschmetterte. Als ich stöhnend wieder in die Kissen zurück sank, klopfte es plötzlich an meine Zimmertür. Ich wünschte dem Unbekannten alle nur erdenklichen Krankheiten, mindestens tausend Dämonen und ein halbes Dutzend Kreaturen an den Hals, die ihn bei lebendigem Leibe aufessen sollten. Aber davon ließ er sich nicht beeindrucken, er klopfte einfach weiter.

»Was gibt's?«, krächzte ich schließlich.

Armals vertraute Stimme war zu hören. »Zieh dich an, Frühstück ist fertig. Außerdem haben wir etwas zu besprechen.«

Brummelnd richtete ich mich auf. Ich fühlte mich hunds-miserabel. In meinem Kopf versuchten mindestens tausend wild gewordene Dämonen meine Schädeldecke zu durchbohren, vor meinen Augen tanzten bunte Kreise und ich hatte einen Geschmack im Mund, als ob ich auf Strümpfen herum gekaut hätte, welche sein Besitzer mindestens einen Mond lang nicht gewechselt hatte.

Verdammt, warum fühlte ich mich, als ob ich kurz vor dem Sterben war? Ich hatte an diesem Abend doch nur zwei Becher Wein getrunken. Gut, da war noch eine Schale mit irgendeiner weißen Brühe, aus der ich mit einem rothaarigen Mädchen Brüderschaft getrunken hatte, aber das konnte doch einen Mann wie mich nicht innerhalb einer Nacht so kraft- und saftlos werden lassen.

»Verdammt«, fluchte ich lauthals. »Ich sollte endlich mit dieser verfluchten Sauferei aufhören.«

»Was hast du gesagt?«, fragte da plötzlich jemand verschlafen neben mir.

Mit einem Schlag war ich hellwach und stocknüchtern. Ein Bad im Eiswasser des frostigen Meeres an der Küste von Eislanden hätte

mich wahrscheinlich nicht schneller aufwecken können. Vorsichtig blickte ich nach links, inzwischen auf das Schlimmste gefasst, und dann sah ich sie auch schon, trotz aller Decken, Teppiche und Laken.

Sie lag neben mir, sie war rothaarig und vollkommen nackt.

»Bei allen Göttern!«, flüsterte ich fassungslos.

»Was denn?«, murmelte sie schlaftrunken.

Von Freunden und Feinden

»Was machst du denn hier?«

Noch während meiner Frage katapultierte ich mich förmlich aus dem Bett heraus, fuhr wie der Blitz in meine Hose und tastete auf dem Boden nach Hemd und Schuhen.

Meine rothaarige Schlafgenossin schob inzwischen ihr Bettzeug von sich, rekelte sich genüsslich auf dem Lager und zeigte mir ihre Brüste sowie das rotbraun gelockte Dreieck zwischen den Schenkeln in allen nur erdenklichen Lagen.

Mir wurde abwechselnd heiß und kalt.

»Ja was wohl?«, gurrte sie. »Komm zurück ins Bett, dann zeige ich dir es noch einmal.«

Ich knöpfte die Hose zu und schüttelte den Kopf.

»Bei allen Göttern, ich hab doch nicht etwa ...?«

»Natürlich hast du«, flötete sie liebevoll, während sie sich im Bett aufrichtete. »Sogar mehrmals, also was ist los mit dir? Gefalle ich dir plötzlich nicht mehr?«

»Natürlich, aber ... ich dachte ... ich ... äh ...«, stammelte ich und schlüpfte in Hemd und Schuhe, die ich endlich am Boden wiedergefunden hatte.

»Was dachtest du?«, erwiderte die unbekannte Schönheit und ihr Tonfall ließ erkennen, dass sie allmählich schlechte Laune bekam.

In diesem Moment steckte Armal seinen Kopf in die Kammer. Er hatte eine ziemlich ungehaltene Miene aufgesetzt, als er mich entdeckte. Aber dann fiel sein Blick auf die unbedeckte, rothaarige Schönheit in meinem Bett und sein von Wind und Wetter gegerbtes

Gesicht zersprang in tausend Lachfalten. Ohne ein weiteres Wort über die Angelegenheit zu verlieren, packte er mich am Arm und zog mich rasch aus der Kammer.

»Tut mir leid, Ina. Aber jetzt brauch ich den Jungen.«

Er hatte kaum die Tür hinter uns zugezogen, als ein schriller Fluch ertönte und die Waschschüssel von meinem Nachttisch klirrend am Türholz zersplitterte. Gemeinsam hasteten wir aus dem Haus, über den Dorfplatz auf die Blutwiese zu. Dort hatten sich inzwischen fast alle männlichen Bewohner der Siedlung eingefunden.

»Ina war schon immer eine Frau, die wusste, was sie wollte«, sagte Armal grinsend, während wir auf die Männer zuliefen.

Ich blieb stehen und musterte ihn ernst.

»Halt mir bloß diese Furie vom Leib, sonst ist es aus mit unserer Freundschaft.«

Armal nickte und lachte so lange, bis wir die Blutwiese erreicht hatten.

»Was hat das Ganze zu bedeuten?«, wollte ich wissen.

Vor mir stand der Dorfälteste, dessen Rechte sich in das Zaumzeug meines Pferdes gekrallt hatte. Das Tier war gesattelt, mit meinem Schwert, einem Wassersack und einem Proviantbeutel versehen. Während der weißhaarige Alte mir die Zügel übergab, verstummte das Gerede der Männer, die hinter ihm standen und alle starrten mich irgendwie sonderbar an.

»Du wirst erwartet!«, sagte Armal.

»Von wem?«

Armal deutete nach Süden. »Soldos Dorf liegt irgendwo hinter diesen Hügeln. Wenn du bis Sonnenuntergang nicht bei ihnen bist, kommen sie und holen dich. Dann war dein Kampf mit Marlo umsonst, denn ihre Botschaft ist unmissverständlich.«

Bevor ich ihn noch fragen konnte, wie diese Bemerkung wohl gemeint war, trat aus dem Pulk der Männer eine untersetzte, rothaarige Gestalt hervor und stellte mir einen geflochtenen Weidekorb direkt vor die Füße. Während ich langsam und vorsichtig den Deckel

hob, hatte ich plötzlich das Gefühl, als ob das ganze Dorf den Atem anhielt. Als ich mich dann über den Korb beugte, nahm ich zuerst den durchdringenden Geruch von Blut und Schweiß wahr. Erst danach erkannte ich ein kleines, dunkles Etwas am Boden. Noch bevor ich den Korb packte, ihn umdrehte und das blutnasse Fellbündel zu Boden klatschte, wusste ich, was passiert war. Schließlich kannte ich die Rituale der N'de nur zu gut. Das Knäuel war ein junger Hund, dem man den Bauch aufgeschlitzt und die Gedärme um den Hals gewickelt hatte. Eine unmissverständliche Warnung der N'de, entweder ihren Befehlen Folge zu leisten oder genauso wie das arme Tier zu enden.

»Wann habt ihr das gefunden?«, fragte ich Armal mit tonloser Stimme.

»Ein Reiter hat es kurz vor Sonnenaufgang an der Tür des Dorfältesten abgestellt. Als er davon ritt, hat er noch geschrien, dass man dich in ihrem Lager erwartet. Du weißt, was das zu bedeuten hat?«

Ich nickte. »Wenn ich nicht in ihrem Lager erscheine, fühlen sie sich nicht mehr an ihre Versprechen gebunden und machen spätestens beim nächsten Sonnenuntergang euer Dorf dem Erdboden gleich.«

»Was wirst du tun?«

Eindringlich starrte ich Armal in die Augen. »Was erwartest du von mir? Soll ich von hier fort reiten, während Männer aus meinem Volk Männer aus deinem Volk umbringen?«

Armal blickte betroffen zu Boden.

Ich hingegen schwang mich in den Sattel meines Pferdes, zog das Tier an den Zügeln herum und lachte ihm ins Gesicht. »Kopf hoch, mein Freund, schlimmer als eine weitere Nacht mit der rothaarigen Ina kann es unmöglich werden.«

Dann hämmerte ich meinem Pferd die Absätze meiner Stiefel in die Seite und ritt auf die nahen Hügel zu. Täuschte ich mich, oder hörte ich dabei tatsächlich Ina meinen Namen rufen?

Ich schaute mich um.

Das Land rings herum war von der Sonne verbrannt, steinig und unwirtlich. Schweiß bedeckte mein Gesicht, als der Südwind wie der Gluthauch der Hölle über die Hügel strich. Seit dem Morgengrauen war ich unterwegs und die Spuren, welche die N'de hinterlassen hatten, wurden immer schwächer. Als die Sonne dann ihren höchsten Stand erreicht hatte, war die Hitze kaum noch zu ertragen. Schweiß rann mir in wahren Bächen über das Gesicht und ich beschloss, im Schatten einer nahen Hügelgruppe zu rasten, bis die größte Tageshitze vorüber war. Dort gab es Bäume und Sträucher und, wie ich an ihrer Blütenpracht erkannte, bestimmt auch irgendwo Wasser.

Ich lenkte mein Pferd einen flachen Hang hinauf und glitt aus dem Sattel, als ich zwischen zwei Kiefern tatsächlich eine kleine Quelle entdeckte.

Ich schlang die Zügel um einen der Bäume und gönnte mir in ihrem Schatten ein ausgiebiges Mahl, das aus Trockenfleisch, Hartbrot und frischem Quellwasser bestand. Während ich zusah, wie mein Pferd mit hängendem Kopf aus der Quelle soff, schweiften meine Gedanken wieder zu den Ereignissen der letzten Tage zurück.

Ich befand mich in einem mir unbekanntem Land umgeben von Freunden und Feinden. Freunde besaß ich auf jeden Fall in Armals Dorf, während ich mir bei meinem eigenen Volk nicht mehr so sicher war. Weshalb duldeten Soldo die Psa an seiner Seite, obwohl sie ja eigentlich die Todfeinde unseres Volkes waren? Warum überfiel dieser Clan der N'de immer wieder das Dorf, obwohl die Lehren unseres Volkes eigentlich ein friedliches Miteinander verkündeten und warum im Namen der Götter wurde ich durch ein barbarisches Ritual, das Tieropfer verlangte, aufgefordert ihr Lager zu besuchen?

Doch so sehr ich mir auch das Hirn zermartete, ich fand keine Antwort.

Plötzlich klang Hufschlag auf, Männer schrien, Waffen klirrten und ich konnte deutlich aus dem Gebrüll heraushören, dass es sich bei den Reitern um N'de handelte.

Schon sprang ich auf, aber plötzlich sagte mir eine innere Stimme, dass es besser für mich war, wenn ich vorerst unerkannt bleiben würde. Ich rannte zu meinem Pferd, zog mit den Zügeln seinen Kopf zu mir und hielt ihm die Nüstern zu. Schattenhafte Ge-

stalten huschten an meinem Lager vorbei, jemand schrie etwas von Köpfe abschlagen, doch schon im nächsten Moment war es wieder still und der Hufschlag verhallte zwischen den Hügeln.

Kurz entschlossen sprang ich in den Sattel, ritt aus meinem Lager und heftete mich an die Spur der unbekanntenen Reiter. Ich hatte keine Schwierigkeiten ihnen zu folgen, die Hufe ihrer Pferde ließen deutliche Staubfahnen aufwallen, die in dem unwirtlichen Land weithin sichtbar waren. Gegen Nachmittag tauchten vor mir immer wieder weidende Kühe auf und als ich in der Ferne ein Getreidefeld sichtete, wusste ich, dass das Lager der N'de in der Nähe sein musste.

Und richtig, als die Sonne tief im Westen stand und die Schatten immer länger wurden, erkannte ich vor mir die Zeltbauten von Soldos Dorf.

Ich zügelte mein Pferd auf einem Hügelkamm inmitten einer Baumgruppe und startete auf das Lager.

Instinktiv umspannte meine Rechte den Griff von *Gleichmacher*, der in meinem Gürtel steckte.

Im nächsten Moment brach eine dunkle Gestalt durch die Zweige.

Der Mann fiel wie ein prall gefüllter Getreidesack hinter mir auf den Rücken meines Pferdes und umspannte sofort das Handgelenk meiner Waffenhand wie eine eiserne Klammer. Mein Pferd steilte und wiherte erschrocken, während ich vor Wut und Überraschung aufschrie und mich mit dem Oberkörper nach hinten warf.

Der unbekanntene Angreifer quiekte wie ein abgestochenes Schwein, ließ meine Hand los und stürzte vom Pferd. Er krachte zu Boden und blieb stöhnend liegen. Ich riss mein Schwert aus dem Gürtel, sprang aus dem Sattel und drückte ihm die Spitze meiner Waffe genau auf den Kehlkopf. Ein kleiner, hellroter Streifen wanderte langsam seinen Hals hinab.

Verraten

Ansatzlos hämmerte ich der Wache den stählernen Knauf meines Schwertes an die Schläfe. Der Mann krümmte sich stöhnend zusammen und krachte zu Boden.

Ich hatte genug erfahren, ich wusste jetzt, wo sich die anderen Posten befanden und wo Soldos Zelt war. Ich war bereit ihm gegenüber zu treten.

Ich leinte mein Pferd an dem Zweig eines blattlosen Dornstrauchs an, schlich durch Gestrüpp und Büsche, überkletterte von Wind und Wetter gefällte Baumriesen und erreichte schließlich eine kleine, verborgene Felsnische, die von weitem nicht eingesehen werden konnte. Erst wenn man praktisch darüber stolperte wusste man von ihrer Existenz.

Dort hockte ich mich hin und beobachtete eine Zeit lang das Lager.

Das ganze Dorf war ein einziges Gewimmel und Durcheinander von umher rennenden Männern, Frauen und Kindern, bellenden Hunden und wiehernden Pferden. Überall brannten Feuer und die Luft war erfüllt von dem Geruch scharf gebratenen Essens, dem beißenden Gestank unzähliger Tierleiber, von Staub, verbranntem Holz und faulendem Unrat. Ständig bellten Hunde, schrien Männer und kreischten Frauen.

Als die lederne Eingangsklappe zu Soldos Zelt zurückgeschlagen wurde, legte sich meine Rechte instinktiv um den Griff meiner Waffe.

Aber nicht Soldo trat ins Freie, sondern jener weißhaarige Mann, der ihn auf der Blutwiese so scharf zurechtgewiesen hatte. Der Mann beschattete mit seiner Rechten die Stirn und starrte in meine Richtung, als erwarte er meinen Besuch schon längst.

Inzwischen hatte ich erkannt, dass sich weder Soldo noch irgendwelche Psa im Lager aufhielten und da ich dem Weißhaarigen irgendwie vertraute, verließ ich meine Deckung und näherte mich dem Dorf.

Die Kinder entdeckten mich zuerst.

Als ich schließlich die Dorfmitte erreichte, stand das halbe Lager hinter mir. Von allen Seiten war ich von Männern, Frauen und Kindern umzingelt. Eine beinahe unnatürliche Stille hing jetzt zwischen den Zelten. Nicht ein Kind weinte und auch keiner der Lagerhunde bellte. Unzählige Augen musterten mich teils freundlich, teils neugierig. Aber es gab auch viele feindselige Blicke und deshalb blieb meine Rechte nach wie vor auf dem Griff meines Schwertes liegen.

Auf dem Dorfplatz erwartete mich der Weißhaarige bereits ungeduldig.

Sein Gesicht war so eingefallen und hager, dass es in der Abenddämmerung wie ein Totenschädel wirkte, der mit Leder überzogen war. Aber trotz seines hohen Alters stand er breitbeinig und gerade wie ein junger Baum und empfing mich mit vor der Brust gekreuzten Armen. Als ich ihm zunickte, überzog sein von Wind und Wetter gezeichnetes Gesicht ein wissendes Lächeln.

»Ich bin Taka, der Dorfälteste, ich habe gewusst, dass du kommst.«

Bevor ich ihm antworten konnte, machte er eine einladende Handbewegung zu Soldos Zelt hin. Während er mich freundlich angrinste, hob er mit der rechten Hand die Eingangsklappe hoch. »Wir müssen uns unbedingt miteinander unterhalten. Aber zuerst sollten wir etwas essen und trinken. Mit hungrigem Magen lässt es sich schlecht reden.«

Ich nickte und verzerrte mein Gesicht zu einem freudlosen Grinsen. Dann zog ich den Kopf ein und betrat mit gemischten Gefühlen das Zelt, während hinter mir die Dorfbewohner plötzlich alle wild durcheinander schrien.

In der Mitte des Zelttes brannte ein Feuer in einem Kreis aus rußigen Steinen. An den Wänden hingen Bogen, Lanzen und ein kleines Kriegsschild aus Holz. Der Boden war übersät mit Decken und Fellen. Taka setzte sich vor das Feuer und verschränkte die Beine. Als er mir freundlich zunickte, tat ich es ihm gleich. Dann klatschte

er auffordernd in die Hände und nur wenig später eilten zwei junge Frauen ins Zelt.

Während eine von ihnen vor uns zwei Holzschüsseln mit dampfendem Fleisch auf den Boden stellte, schenkte die andere aus einem großen ledernen Wassersack eine blutrote Flüssigkeit in zwei mitgebrachte Krüge. Während ich an dem Inhalt nur nippte, leerte Taka seinen Krug in einem Zug. Als er sich anschließend genüsslich mit dem Handrücken über den Mund fuhr, war ein seltsames Glänzen in seinen Augen zu sehen.

Ich beschloss vorsichtiger zu trinken, denn das Zeug war irgendein vergorener Fruchtsaft, dessen Geruch allein schon genügte, um einen betrunken zu machen. Ich hatte erst unlängst mit Schnaps eine leidvolle Erfahrung gemacht, die Erinnerung an die rothaarige Ina war noch zu frisch. Deshalb wandte ich mich lieber dem Fleisch zu.

Nachdem wir gegessen hatten, ließ sich Taka zum dritten Mal seinen Krug voll schenken und danach schickte er die Frauen mit einer knappen Handbewegung aus dem Zelt.

»Man nennt dich Thorak.«

Ich nickte.

Der Alte sah sich danach blitzschnell im Zelt um und beugte sich schließlich flüsternd zu mir vor, als wäre das, was er mir nun zu sagen hatte, nicht für fremde Ohren bestimmt.

»Wir müssen vorsichtig sein, ich traue Soldo und seinen neuen Freunden nicht.«

Ich schwieg und wartete, was nun folgen würde.

»Die Götter haben anscheinend meine Gebete erhört, denn noch ist es nicht zu spät. Es ist gut, dass du jetzt schon erschienen bist, unser Volk braucht dich.«

»Was erwartest du von mir? Ich bin nur ein einfacher Bursche aus dem Norden.«

Taka lachte leise und stand auf. »Vor mir brauchst du dich nicht zu verstellen. Ich weiß, wer du bist. Ich habe dich an deinem Schwert erkannt. Wir gehen einer schlimmen Zeit entgegen und wir brauchen keinen Soldo und seine Psafreunde in unserem Lager, die alles nur noch schlimmer machen. Wir beide müssen die Menschen in diesem Dorf wieder wachrütteln, denn nur gemeinsam können wir die

kommenden Zeiten überstehen.«

»Was ist geschehen?« Inzwischen war ich ebenfalls aufgesprungen.

»Unser Volk wurde vor einiger Zeit von einer seltsamen Kreatur bedroht, die aus der Finsternis zu stammen schien. Nacht für Nacht holte sich diese Bestie ihre Beute aus unseren Reihen. Bis zu jenem Tag, als die Psa in unser Dorf kamen und Soldo mit ihren Versprechungen den Kopf verdrehten. Tatsächlich gelang es ihnen, dieses Wesen zu vernichten, aber seither ist nichts mehr, wie es einst mal war. Soldo ist der Erfolg zu Kopf gestiegen und sein Herz ist erfüllt von Ruhmsucht und Prahlerei. Er ist diesen Psa inzwischen fast hörig geworden und die alten Gesetze der N'de gelten wohl nicht mehr. Doch das ist Götterfrevel und deshalb fürchte ich, dass er unsere Leute endgültig ins Verderben führen wird, wenn er weiterhin auf die Ratschläge der Psa hört.«

Bevor er mir die genauen Umstände erklären konnte, die dazu geführt hatten, dass die Todfeinde unseres Volkes in diesem Lager unbehelligt ein- und ausgehen konnten, ertönte dumpfer Singsang im Lager und der Klang unzähliger Trommeln drang durch die Nacht. Taka richtete seinen Blick sofort zum Zelteingang, aber bevor er noch etwas sagen konnte, stürzten drei Männer herein.

»Hört ihr das?«, fragte der vorderste der Eindringlinge mit schriller Stimme.

»Soldo ist mit den Psa ins Lager zurückgekehrt. Irgendjemand hat ihm verraten, dass dieser Fremdling hier ist.« Dabei zeigte er mit zitternder Hand auf mich.

»Wo ist er jetzt?«, erkundigte sich Taka.

»Am anderen Ende des Dorfes. Er schimpft auf dich, deine Zauberkraft wäre tot und du wärest am Ende. Noch vor der dunkelsten Stunde der Nacht wird er ins Häuptlingszelt kommen und euch alle töten. Dann wird er unser Volk gen Norden führen, denn Stimmen haben ihm gesagt, dass dort unsere Zukunft liegt.«

Draußen wurden der Gesang und das Trommeln immer lauter. Ich begriff, dass sich Soldos Anhänger in Ekstase tanzten und wenn sie nicht gestört wurden, würde hier bald die Hölle aufbrechen.

»Das wird er nicht wagen«, entgegnete Taka tonlos. »Die Gesetze

unseres Volkes verbieten Soldo, dass im Häuptlingszelt gekämpft wird oder gar Blut fließt.«

Der Sprecher der eingedrungenen Männer schüttelte verzweifelt den Kopf. »Diese Gesetze gelten nur für die N'de, nicht aber für die Psa. Deshalb werden diese vier den Fremden hier töten und keiner von uns. Nicht einmal du kannst dagegen etwas unternehmen.«

Das Gesicht von Taka wurde aschfahl.

Mir war nicht wohl bei dem Gedanken, aber ich wusste, dass es keine andere Möglichkeit gab. Ich deutete auf die Zeltwände. »Nehmt alle Waffen mit und verlasst dieses Zelt. Sollen die Psa ruhig kommen.«

Taka riss verblüfft die Augen auf. »Du hast keine Chance. Sie werden dich erschlagen wie einen blinden Hund. Sie sind zu viert und du bist allein.«

Ich zog mein Schwert und witterte wie ein Wolf.

Draußen wurde immer wilder getrommelt und gesungen.

»Jetzt geht«, befahl ich. »Denn heute ist ein guter Tag zum Sterben.«

Die Männer blickten sich an und ich konnte deutlich die Zweifel sehen, die sich in ihre Gesichter gemalt hatten. Aber ich hatte keine Wahl, ich musste mich den Psa stellen. Nur nach ihrem Tod konnte ich dieses Lager wieder lebend verlassen. Als ich mein Schwert fauchend durch die Luft hieb, spürte ich, wie mich allmählich wieder jene dunkle Kraft in Besitz nahm, die man Berserkerwut nannte. Mein letzter Gedanke galt seltsamerweise Sina, jener jungen Frau, die ich seit Ewigkeiten nicht mehr gesehen hatte, die aber dennoch immer noch meine Träume beherrschte.

»Sho-da-gee!«, schrie ich den Kriegsruf meiner Vorfahren in die Nacht hinaus.

Meine Stimme hörte sich metallisch hart an und allmählich wurde ich besessen von diesem Berserkerfieber, das mich im Kampf weder Schmerzen noch Verletzungen verspüren ließ.

Die Nacht der blitzenden Messer

Die Trommeln dröhnten jetzt in einem immer schneller werdenden Rhythmus.

Obwohl die Eingangsklappe des Zeltcs verschlossen war, konnte ich deutlich spüren, wie sich mehrere Gestalten näherten. Dann waren auch die Trommeln verstummt und im Lager herrschte eine geradezu unheimliche Stille. Es schien, als hielte jeder da draußen den Atem an. Deshalb hörte ich auch deutlich vor dem Zelt das Scharren von Füßen.

Es waren meine Mörder.

Männer aus jenem Stamm, der schon soviel Leid über das Süderland gebracht hatte. Die Psa waren zu viert und ich stand alleine. Aber so einfach wollte ich es ihnen nicht machen. Mit den Füßen zertrat ich das Feuer, das in der Mitte des Zeltcs loderte. Sofort war ich von einem düsteren Dämmerlicht umgeben, das mich die Umrisse meiner Umgebung nur noch erahnen ließ. Als sich meine Augen an die schlechten Lichtverhältnisse gewöhnt hatten, kamen sie. Ich hörte sie an der Zeltklappe rascheln.

Ich hob das Schwert und trat einen Schritt zurück, denn am Eingang lag meine Chance, diesen ungleichen Kampf zu überleben. Dieser war nämlich nur so breit, dass immer nur ein Mann hindurch treten konnte und auch das lediglich in gebückter Haltung. Ich war bereit, dem Ersten, der das Zelt betrat, den kalten Stahl meines Schwertes schmecken zu lassen, aber ich hatte nicht mit der Hinterlist der Psa gerechnet.

Was dann ins Innere stürzte, als die Zeltklappe zurückgeschlagen wurde, war keiner von ihnen, sondern ein großer Weidekorb, dessen Deckel beim Aufprall auf dem Boden abfiel.

Sofort erfüllte ein durchdringendes Zischen das Innere des Zeltcs und dann hatte ich es nur einer blitzschnellen Reaktion zu verdanken, dass der erste Angriff der gut zehn Fuß langen Giftvipcr ins Leere ging. Doch die Bestie ließ mir keine Zeit zum Luft holen. Nach dem missglückten Versuch, mir ihre Giftzähne in den Körper zu schlagen, ringelte sie eine Hälfte ihres geschuppten Körpers auf dem Boden

zusammen, während sich die obere Hälfte mitsamt dem dreieckigen Schädel im Takt einer lautlosen Melodie hin und her wiegte. Ihre kalten, bösen Augen ließen mich dabei keinen Augenblick unbeobachtet.

Das war genau der Moment, in dem die Psa ins Zelt eindrangen. Ihre Schwerter und Messer blitzen in der Nacht.

Meine Lage war schier aussichtslos.

Vor mir eine riesige Giftschlange, die jede meiner Bewegungen argwöhnisch beobachtete, und in meinem Rücken vier Männer, die förmlich danach gierten, mir das Herz aus dem Leib zu reißen. Aber solange ich noch ein Schwert in den Händen hielt, war ich noch nicht am Ende meines Weges angelangt. Außerdem dachte der Berserker in mir gar nicht daran aufzugeben, selbst hier nicht im Angesicht eines fast sicheren Todes.

Gedankenschnell rief ich mir die Kampfkunst meiner Lehrmeister ins Gedächtnis und als ich jene Bewegungen ausführte, die Anila einst *Der Tiger, der im Sitzen jagt* nannte, war es für mich beinahe zu spät.

Doch da erhielt ich unerwartet Hilfe.

Ich tauchte seitwärts ab und ging dabei so tief in die Hocke, dass es aussah, als würde ich mich auf den Boden setzen. Die Schlange wurde unfreiwillig zu meinem Helfer. Ihr Kopf zuckte vor, verfehlte mich erneut, biss sich aber im Hals eines hinter mir stehenden Psa fest. Obwohl sein Nebenmann die Viper sofort in zwei Stücke hackte, kam für den Gebissenen jede Hilfe zu spät. Mit einem grässlichen Stöhnen fiel der Mann zu Boden, zuckte noch einmal und starb mit dem Schlangenkopf in den Händen. Ich stieß mein Schwert nach vorn und durchbohrte den Bauch eines weiteren Psa. All das geschah innerhalb eines Atemzuges und als ich mich wieder aufrichtete, hatte ich es nur noch mit zwei Gegnern zu tun.

Ein wildes Grinsen verzerrte mein Gesicht.

Ho, jetzt war der Kampf nach meinem Geschmack. Ich fegte mit meinem Schwert die Waffenhand des einen zur Seite und trat ihm in

den Bauch. Während der erste Psa umkippte, sprang der zweite aus der Dunkelheit auf mich zu. Ich stieß mein Schwert vor und spürte, wie die Klinge tief in seinen Leib drang. Er schlug auf den Boden, die Waffe entfiel seiner Faust und er presste beide Hände gegen den Bauch. Dabei brüllte er seinen Schmerz laut in die Dunkelheit hinein.

Der andere war jetzt vorsichtiger geworden. Er griff an und zog sich sofort wieder zurück, während er im Kreis um mich herumtanzte.

»Du wirst dieses Zelt nicht mehr lebend verlassen!«, zischte er wütend.

Ich antwortete nicht, sondern parierte seinen nächsten Stoß stumm mit der Klinge. Die Schwerter klirrten aneinander und außer dem Scharren der Füße und unserem keuchenden Atem war es geradezu gespenstisch still in dem Zelt. Als der Psa merkte, dass er mich im offenen Schwertkampf nicht besiegen konnte, versuchte er es mit einer Finte. Aber die war so offensichtlich, dass ich dem Scheinangriff mühelos ausweichen konnte und ihm im Gegenzug die Schwertschärpe in die Brust stach. Die Klinge glitt an den Rippen ab und durchtrennte sein Fleisch wie ein heißes Messer ein Stück Butter.

Der Psa keuchte überrascht auf und brach in die Knie.

Erstaunt blickte er zu mir hoch, während das Leben aus ihm herauslief. Er öffnete den Mund und wollte noch etwas sagen, aber genau in diesem Moment durchlief ein Zittern seinen Körper und er war bereits tot, als er mit dem Gesicht voraus auf den Boden krachte. Ich starrte auf die Toten hinunter.

Dann wandte ich mich ab und torkelte aus dem Zelt. Obwohl der Kampf nur wenige Augenblicke dauerte, hatte er mir alles abverlangt.

Zwischen den Zelten standen mindestens einhundert Männer, Frauen und Kinder und starrten mich an wie ein Wesen, das nicht von dieser Welt stammen konnte.

Taka trat mir entgegen.

Er war nackt bis auf seinen Lendenschurz und einen Lederstrick, den er sich um die Hüften geschlungen hatte. Dort stak ein Steinmesser, in der Rechten hielt er eine Lanze und in der anderen Hand

eine federgeschmückte Kürbisrassel. Langsam wandte er sich um und zeigte mit der Spitze seiner Lanze auf Soldo, der abseits der Menge mit verschränkten Armen vor einem Zelt stand.

»Dein Plan ist fehlgeschlagen, der Junge lebt. Stattdessen wandeln deine sogenannten Freunde auf dem Pfad der Finsternis. Du hast jetzt lange genug die Gesetz der N'de mit Füßen getreten, du bist nicht mehr unser Führer. Verlasse das Dorf!«

»Du hast mir gar nichts zu befehlen, alter Mann«, kreischte Soldo. »Noch bin ich euer Häuptling und ich sage euch, dieser Junge wird unser Volk ins Unglück stürzen. Tötet ihn, bevor sich die Götter endgültig von uns abwenden. Die Herrschaft über das Dorf der Bauern haben wir ja bereits wegen ihm verloren und auch Marlo, der Zerstörer, starb durch seine Hand. Was muss noch alles geschehen, damit ihr mir glaubt?«

»Ich glaube nicht, dass der Junge unser Unglück ist, sondern eher du und deine Psa-Freunde. Ich hätte es schon längst wissen müssen, es gibt keinen Frieden zwischen den N'de und den Psa. Du hast uns die ganze Zeit über nur etwas vorgemacht.«

Soldos Gesicht zuckte, er beherrschte sich nur noch mühsam.

Deutlich war ihm anzusehen, wie er sich gegen den drohenden Verlust seiner Macht stemmte.

Plötzlich riss er sein Schwert aus dem Gürtel, schüttelte es drohend gen Himmel und rannte mit einem gellenden Schrei direkt auf Taka zu.

Der alte Mann wich dem Ansturm Soldos mit einer Behändigkeit aus, die ich ihm nie im Leben zugetraut hätte. Sein Angriff ging ins Leere und bevor er sich wieder umdrehen konnte, um Taka erneut anzugreifen, schleuderte der Alte seine Lanze.

Wie durch Zauberhand, so sah es jedenfalls aus, ragte plötzlich der Schaft der Lanze aus Soldos Rücken. Er machte noch zwei, drei taumelnde Schritte, dann stürzte er steif wie ein Brett zu Boden.

»Es ist besser so. Er hat einfach zu viel böses Blut in unser Dorf gebracht«, sagte Taka schließlich in die nachfolgende Stille hinein.

Dann kam er auf mich zu, packte mich am Arm und zerrte mich in ein neben uns stehendes Zelt. Als ich den Mund öffnete, um ihn etwas zu fragen, schüttelte er nur mit dem Kopf.

»Nicht reden, höre mir jetzt genau zu. Das Schicksal unseres Volkes liegt von nun an allein in deinen Händen.«

»Hast du auch alles verstanden?« Der alte Taka betrachtete mich forschend.

»Ich denke schon«, erwiderte ich mit fester Stimme und beugte mich aus dem Sattel zu ihm hinunter, um ihm die Hand zu reichen.

Trotzdem hatte ich ein mulmiges Gefühl im Magen. Zuviel war in dieser Nacht auf mich eingestürzt. Wie fast alle Schamanen der N'de-Clans wusste auch Taka um meine Bestimmung, aber zum ersten Mal hörte ich aus seinem Mund Genaueres.

Ich musste nach Zemba, der verbotenen Stadt im Süden, reisen. Dort, so berichtete mir Taka, regierte Karnak, der Führer des Wasserclans, der durch Mord und Verrat in den Besitz der göttlichen Artefakte unseres Volkes gekommen war. Nur wenn es mir gelang, Blutaxt, Mondschild und Heggenhelm an mich zu bringen, würde ich als Auserwählter das Volk der N'de wieder aus dem Joch der Psa befreien können.

Und der Zeitpunkt war so günstig wie nie. Der fette Karnak wollte sich anscheinend beim nächsten Vollmond mit einer Prinzessin der Psa vermählen. Die Grenzen zu seinem Land waren unbewacht, weil ein jeder den Feierlichkeiten in Zemba beiwohnen wollte. Ein paar Fremde mehr oder weniger fielen also in der ansonsten verbotenen Stadt nicht auf. Ich hatte zehn Tage Zeit die Stadt zu erreichen und Taka gab mir die fünf besten Krieger seines Stammes mit.

Dennoch zögerte ich. Denn wenn ich Takas Berichten Glauben schenken durfte, dann erwarteten uns in Zemba Tausende von Psa, und wir waren gerade mal ein halbes Dutzend. Als ich mein Pferd herumzog und losgaloppierte, wagte ich es nicht noch einmal zurückzublicken. Ich hatte jetzt zwar ein festes Ziel vor Augen, aber noch während ich an Zemba dachte und daran, was noch vor uns lag, lief mir ein eiskalter Schauer über den Rücken.

Der Turm des Magiers

Wir waren jetzt seit zwei Tagen unterwegs.

In dieser Zeit hatte sich das umliegende Land vollkommen verändert. Aus den weitläufigen Grasebenen mit ihren sanften, geschwungenen Anhöhen war jetzt ein karges, felsiges Hügelland geworden, das schlangengleich von dem breiten Band eines Flusses durchzogen wurde. Überall wuchsen Eichen, Buchen und dornige Sträucher und über dem ganzen Land lag ein seltsamer Geruch.

Gegen Mittag tauchten im Osten einige kleine Hütten auf. Von den Menschen, die hier lebten, entdeckten wir keine Spur, aber dafür etwas anderes, unheimlicheres. Immer mehr Aasvögel flatterten über den Hütten und am Fluss entlang. Dessen Bett wurde immer schmaler und das vormals im Sonnenlicht blaugrau schimmernde, klare Wasser hatte sich inzwischen in eine übel riechende, dunkle und zäh dahinfließende Brühe verwandelt. Tote Pferde und die verrotteten Stämme entwurzelter Bäume trieben darin. An der nächsten Flussbiegung zügelte ich unwillkürlich mein Pferd, als ich erkannte, dass einer der vermeintlichen Baumstämme sich als aufgedunsene, wachsweiße Männerleiche entpuppte. Die Kleider des Toten hatten sich irgendwie im Wurzelwerk der Büsche verfangen, die vom Ufer aus weit in den Fluss hineinwuchsen. Als ich mich im Sattel umdrehte, um meine Begleiter auf den Fund aufmerksam zu machen, sah ich sie allesamt wie gebannt nach Westen starren, während sie mit den Armen aufgeregt in der Luft herumpfuchtelten.

Mein Blick fiel in jene Richtung, in der der Grund ihrer Aufregung liegen musste und ich erschauerte.

Ein oder zwei Meilen voraus im Südwesten stieg eine dünne, immer wieder vom Wind zerfaserte Rauchsäule gen Himmel. Darunter konnte ich die schwelenden Überreste eines kleinen Dorfes und den weit verzweigten, wuchtigen Stamm einer riesigen Eiche ausmachen.

Dort lag oder besser gesagt hing auch der Grund ihres Entsetzens.

An den zum Teil oberarmdicken Ästen der Eiche waren einige Männer aufgehängt, die sich träge im Wind hin und her bewegten.

Immer wieder stürzten sich die allgegenwärtigen Aasvögel auf die Leichen und hackten ihre Schnäbel in das weiche, bereits verwesende Fleisch. Allmählich wurde der Gestank schier unerträglich.

»Was ist dort geschehen?«, stieß ich hervor.

Hall, der Anführer meiner Begleiter zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung, in dieser Gegend war schon lange keiner mehr von uns. Hier beginnt das verbotene Land, wir durften es nicht betreten. Soldo hatte es uns verboten.«

»Kein Wunder«, dachte ich bitter. Wenn der Clan erst mitbekommen hätte, was Soldos so genannte Freunde, die Psa, hier so alles veranstaltet hatten, wäre es rasch aus mit seiner Macht gewesen.

Aber das behielt ich vorerst noch für mich. Stattdessen tippte ich mein Pferd mit den Hacken an und lenkte es direkt auf das zerstörte Dorf zu.

Ich hatte nämlich vor einem der niedergebrannten Häuser die Umrisse einer zierlichen Frau entdeckt, die sofort das Weite suchte, als sie bemerkte, dass ich auf sie zuritt.

Sie war schnell wie ein junges Reh.

Wie eine Verrückte rannte sie hakenschlagend aus dem Dorf, den Kopf gesenkt, genau auf das dichte Buschwerk einer dahinter liegenden Hügelkuppe zu. Aber so behände und leichtfüßig sie auch war, sie hatte keine Chance gegen mich und mein Pferd.

Noch vor der Buschgruppe holte ich sie ein, beugte mich im Sattel vor und griff nach ihrer Schulter. Aber das Mädchen war die reinste Wildkatze. Sie duckte sich, stolperte, überschlug sich und kam katzenleich wieder auf die Beine. Doch anstatt die Flucht fortzusetzen, griffen ihre Hände suchend über den Boden und einen Atemzug später schleuderte sie mir einen faustgroßen Stein entgegen, der meinen Kopf nur um Haaresbreite verfehlte. Dann hatte ich sie erreicht, sprang aus dem Sattel und warf mich auf sie.

Ich erwischte sie an den Hüften und riss sie mit mir zu Boden.

»Wir kommen als Freunde!«, rief ich, während wir durch den Staub rollten.

Aber meine Worte fanden kein Gehör, stattdessen wand und drehte sie sich wie eine Furie unter meinem Griff und versuchte mir das Gesicht zu zerkratzen.

»Verflucht!«, keuchte ich. »Halt jetzt endlich still. Ich will dir nichts tun!«

Dabei packte ich sie an den Handgelenken und drehte ihr die Arme auf den Rücken. Dann setzte ich mich auf sie und presste ihren Körper mit meinem Gewicht auf den Boden.

Als sie endlich einsah, dass sie keine Chance gegen mich hatte, gab sie ihren Widerstand auf und erschlaffte. Ich stand auf und gab sie frei.

»Wirst du jetzt vernünftig sein?«

Sie rappelte sich auf und nickte. »Wirst du mich jetzt töten?«

Einen Moment lang war ich zu verblüfft um zu antworten, dann begann ich zu lächeln und reichte ihr die Hand. Inzwischen hatten meine Begleiter mit ihren Pferden einen Halbkreis um uns gebildet und starrten mich mit einem anzüglichen Grinsen an.

»Ich denke, wir sind auf der Suche nach den göttlichen Artefakten unseres Volkes. Seit wann besitzen diese zwei Beine und lange schwarze Haare?«, lachte Hall.

Ich senkte den Blick und spürte, wie ich feuerrot anlief. Dem Mädchen erging es genauso, nur meine Begleiter grölten, klopfen sich auf die Schenkel und fielen vor Lachen beinahe aus dem Sattel.

»Was ist hier passiert?«

Wir saßen abseits des zerstörten Dorfes im Schneidersitz um ein Feuer herum. Wir, das waren meine fünf Begleiter, das junge Mädchen und ich. Wir hatten unser Lager entgegen der Windrichtung aufgeschlagen, denn der Gestank der Gehenkten und der verbrannten Häuser war inzwischen unerträglich geworden.

»Nicht mehr lange, dann wird Karnak, der Führer des Wasserclans, in der verbotenen Stadt die jüngste Tochter eines Psafürsten ehelichen.«

»Das erklärt aber immer noch nicht, warum das ganze Land ver-

wüstet ist und man überall in den Bäumen Menschen aufgehängt hat«, warf ich ein.

Talin, so hieß das Mädchen, wie ich inzwischen erfahren hatte, ließ die Schultern sinken und starrte betroffen zu Boden.

»Bis zum Tage der Vermählung darf kein Lachen erklingen, keine Blume erblühen und kein Sonnenstrahl auf fruchtbaren Boden fallen. Erst wenn die reinigende Kraft der Dunkelheit das umliegende Land mit schwarzer, todbringender Asche überzogen hat, werden die Götter den Bund der Ehe gutheißen.«

»Wer behauptet denn solch einen Unsinn?«, fragte ich ungehalten.

Deutlich bemerkte ich die immer stärker werdende Furcht meiner Begleiter. Immer öfter steckten sie ihre Köpfe angstvoll zusammen.

»Die dunklen Priester der Psa. Einer von ihnen, Nagath, haust hier ganz in der Nähe in einem zerfallenen Turm. Mit seinen magischen Kräften sorgt er seit vielen Monden dafür, dass dieses Land hier förmlich verfault. Diejenigen, die sich dagegen gewehrt haben, hängen jetzt in den Bäumen. Du wirst jetzt hoffentlich verstehen, warum ich bei eurem Anblick die Flucht ergriffen habe. Nagaths Horden durchkämmen fast täglich die Gegend um den Turm.«

Aus den Reihen meiner Begleiter ertönte unwilliges Gemurmel.

»Diesmal haben wir es anscheinend nicht nur mit einem machtgierigen Führer wie Soldo zu tun, sondern auch noch mit einem Magier«, warf Hall stirnrunzelnd ein.

»Also ich weiß nicht, ob das Ganze noch so verlaufen wird, wie es sich Taka bei unserer Abreise vorgestellt hat.«

»Was willst du damit andeuten?«, fragte ich schnell.

So ganz langsam bekam ich das Gefühl, dass meinen tapferen Begleitern das Herz immer weiter in die Hose rutschte, je öfter Talin den Namen Nagath erwähnte. Und tatsächlich, nach meiner Frage blickten die N'de betreten zu Boden.

Schließlich war es Hall, der das Wort wieder ergriff. »Du darfst den Männern nicht böse sein. Zu lange waren sie Gefangene von Soldos Willkür. So etwas kann man nicht von heute auf morgen so

einfach abschütteln, um gleich darauf gegen den nächsten zu kämpfen, der im Besitz von dunkler Magie ist.«

Ich nickte verstehend.

Taka hatte es zwar mit der Wahl meiner Begleiter gut gemeint, aber ich konnte die Angst dieser Männer verstehen. Wahrscheinlich hätte ich genauso reagiert, wären da nicht *Gleichmacher* und jene Macht in mir gewesen, die mich immer öfter in einen Berserker verwandelte. Ich stand auf, nahm Talin an der Hand, um abseits der Männer alleine mit ihr zu reden. Gleichzeitig wusste ich, dass ich im gleichen Augenblick, in dem ich das Lager verlassen würde, bei meiner Rückkehr wieder einmal allein im Kampf mit den Psa stehen würde.

Als das Mädchen und ich ins Lager zurückkamen, waren wir bis auf mein Pferd allein. Hall hatte ein paar Worte mit der Schwertschärpe in den von der Sonne hart gebackenen Boden geritzt. Sie hatten nicht einmal mehr den Mut aufgebracht, mir in die Augen zu sehen, als sie mich verließen. Bei allen Göttern, was für eine Angst musste diese Männer beherrscht haben? Nachdenklich betrachtete ich Talin.

Im Gegensatz zu meinen Begleitern erkannte ich in ihren Augen allerdings keine Furcht.

»Was glotzt du?«, herrschte sie mich an, nachdem ihr bewusst wurde, dass ich sie seit einigen Augenblicken ununterbrochen anstarrte.

Ich verzog das Gesicht zu einem schiefen Grinsen. »Dein Dorf ist verwüstet und deine Leute wurden umgebracht. Ich kann es dir nicht verdenken, wenn du mich jetzt auch verlässt. Also erkläre mir den Weg zum Turm des Magiers und dann sehen wir mal, was ich von meinen Vorräten für dich entbehren kann.«

Die Antwort war typisch für die Wildkatze Talin.

Das Weibsstück trat mir mit ihrer Fußsohle dermaßen vors Schienbein, dass ich bunte Sternchen vor meinen Augen tanzen sah. Als ich ihr in einer ersten Reaktion wütend das Handgelenk verbog, erhielt ich prompt den zweiten Tritt.

»Kleine Mädchen schlagen kannst du ja. Bin gespannt, ob du immer noch so mutig bist, wenn wir erst am Turm des Magiers stehen. Deine Männer jedenfalls haben die Hosen wohl schon voll. Oder siehst du noch einen von den tapferen Herren?«

Ich trat an sie heran und blickte auf sie hinab.

Ich war wütend, aber ich wusste, dass sie recht hatte.

»Und jetzt hör auf mich anzustarren«, bellte sie ungehalten.
»Küss mich lieber, oder bist du auch kein richtiger Kerl?«

Bevor ich etwas erwidern konnte, krallte sie ihre Hände in meine Schultern und presste ihre heißen Lippen verlangend gegen meinen Mund.

Wo niemand eintreten darf

Ich war verwirrt.

Zugegeben, das Mädchen gefiel mir auf Anhieb, allerdings ohne dass ich genau sagen konnte, warum. Auch war ihr Anblick im Moment nicht gerade dazu angetan, dass sich die Männer ihretwegen den Kopf verdrehten. Sie war von zierlicher, beinahe kindlicher Gestalt und ihr langes, strähniges Haar umrahmte ein Gesicht, das vor Dreck und Ruß nur so strotzte. Die Ansätze ihrer weiblichen Formen waren unter einem sackartigen Gewand aus grobem Leinen verborgen und das Wenige, was von ihren Armen und Beinen zu sehen war, wirkte dürr und ungelent.

Kurz, sie wirkte auf den ersten Blick wie eine fleischgewordene Vogelscheuche.

Dennoch war da etwas in ihren Augen, das mich nachdenklich machte.

Es war dieser Ausdruck von unerfüllter Lebengier gepaart mit dem Wissen um die Gnadenlosigkeit und den Schrecken, den der tägliche Kampf ums Überleben für sie bereit hielt. Diese junge Frau musste Dinge gesehen und erlebt haben, die andere um den Verstand gebracht hätten. Irgendwie spürte ich, dass wir beide seelenverwandt waren.

»Was sollte dieser Kuss bedeuten?«, wollte ich wissen.

Talin zögerte einen Moment. »Ich habe dich beobachtet. Dich und die Männer, die mit dir geritten sind. Ihr gehört nicht zu Nagaths Horden.«

»Warum bist du dann zuerst vor uns weggelaufen?«

»Ich wollte ganz sicher sein und euch erst noch eine Weile beobachten. Es hätte ja auch ein Trick sein können, mit dem Nagaths Männer die letzten freien Bewohner dieses Landes einfangen wollten.«

»Das verstehe ich, aber du hast mir immer noch nicht meine Frage beantwortet. Was hat es mit dem Kuss auf sich?«

Das Mädchen senkte den Blick und sah verlegen zu Boden. »Als ich gesehen habe, wie feige dich die Männer im Stich ließen, nachdem sie den Namen Nagaths gehört hatten, dachte ich zuerst, dass auch du mich hier zurücklassen würdest. Alleine habe ich in diesem Land kaum die Möglichkeit zu überleben, also musste ich versuchen dich umstimmen. Ich habe aber weder Gold noch Waffen, deshalb der Kuss.«

Ich unterdrückte ein Schmunzeln.

Doch schon im nächsten Moment verging mir das Lachen wieder. Denn beim Anblick meines Grinsens gewann die Furie in Talin wieder die Oberhand. Sie sah mich unverwandt an, stemmte ihre Fäuste in die Hüften und fauchte los, als hätte ich etwas sehr Schlimmes zu ihr gesagt. Dabei funkelten ihre Augen wie zwei glühende Kohlestücke und eine Mischung aus Wut, Trotz und Furcht überzog ihr schmutziges Gesicht.

»Es tut mir leid, wenn es Euch unangenehm war. Aber ich konnte ja nicht wissen, dass euresgleichen die Nähe eines Pferdes der einer Frau vorzieht.«

Ich unterdrückte abermals ein Schmunzeln. Die Kleine gefiel mir mit jedem Herzschlag besser und in Gedanken stellte ich mir bereits vor, wie sie wohl gewaschen und gekämmt in einem schönen Kleid aussehen würde.

»Hör zu!«, sagte ich, jedoch etwas schroffer als ich es beabsichtigt hatte. »Ich schicke dich nicht zurück. Wenn du willst, kannst du mit mir kommen, allerdings ist mein nächstes Ziel der

Turm des Magiers. Ich weiß aber nicht, ob dein Mut so groß ist mich dorthin zu begleiten. Dein Mundwerk jedenfalls ist es allemal.«

Ich hatte kaum ausgesprochen, als sie auch schon auf dem Rücken meines Pferdes saß. Dabei sah sie fast belustigend auf mich herunter.

»Was ist? Reiten wir oder ist dein Mut jetzt auch nicht mehr so groß?«

Die Sonne war fast schon untergegangen, als ich das Pferd vor dem mächtigen Turm des Magiers anhielt. Ein fast fünfzig Schritt hohes Gebilde aus brüchigem Gestein ragte vor uns senkrecht in den Abendhimmel. Das vom Zahn der Zeit angenagte Steinwerk war über und über mit Wurzeln, Flechtwerk und dunkelgrünem Moos bedeckt.

Eingehend musterte ich das düstere Mauerwerk, aber es war keine Menschenseele zu sehen. Lautlos glitt ich aus dem Sattel meines nervös umher tänzelnden Pferdes und schritt auf das große Eingangsportale des Turms zu. Talin war inzwischen ebenfalls abgesehen und strich dem Tier immer wieder beruhigend über die Nüstern.

»Wahrscheinlich spürt auch das Tier Nagaths dunkle Magie.«

»Möglich«, entgegnete ich. »Aber so wie es den Anschein hat, ist niemand zu Hause. Ich sehe mich mal drinnen um.«

Mit der Sohle meines Stiefels trat ich hart gegen das Holz der wuchtigen Tür, die daraufhin leise knarrend nach innen schwang. Ich zog mein Schwert und starrte lauernd in das Innere des Turms. Vor mir lag im Halbdunkel ein kreisrunder Raum, der wenigstens zwanzig Schritte Durchmesser hatte. Aufgeschüttete Strohlager, umgestürzte Stühle und Tische, die mit Essensresten bedeckt waren, ließen darauf schließen, dass sich hier normalerweise Nagaths Männer aufhielten. Aber den Spuren nach zu urteilen war hier seit Tagen niemand mehr gewesen. In der Mitte des Raumes befand sich eine breite Steintreppe, die sich steil nach oben wandte und deren weiterer Weg bereits nach wenigen Schritten in absolute Finsternis

führte. Auf der untersten Stufe hockte ein zerzauster Rabe, der den Kopf etwas schief gelegt hatte und mich argwöhnisch musterte.

»Wir nennen es den Turm, wo niemand eintreten darf«, sagte Talin, die jetzt hinter mich getreten war. »Ich denke, wir sollten jetzt besser wieder gehen.«

Auch ohne mich umzudrehen wusste ich, dass ihr Gesicht vor Angst verzerrt war.

Im nächsten Moment stieß der hässliche Vogel ein wütendes Krächzen hervor, dessen Echo sich schrill am Mauerwerk brach. Während sich Talin ängstlich an mich schmiegte, flog der Rabe flügelschlagend die Treppe empor und verschwand im Dunkel des Turms.

»Ich denke, es war keine so gute Idee, diesen Turm in der Dämmerung aufzusuchen. Lass uns morgen wieder hierher kommen, wenn es hell ist. Irgendetwas stimmt hier nicht.«

Ich nickte und umklammerte den Griff meiner Waffe fester.

Auch ich spürte deutlich, dass der Turm nicht so verlassen war, wie es schien. Irgendetwas war hier, etwas Unsichtbares, Böses, das irgendwo in der Dunkelheit vor uns lauerte. Bei den Göttern, vielleicht hatte Talin recht und es war wirklich besser, den nächsten Tag abzuwarten. Aber irgendetwas tief in meinem Innern sagte mir, dass ich nachsehen sollte, was uns am Ende der Treppe erwarten würde.

Ich lief los.

Talin blieb zwar dicht hinter mir, sah aber sehr nachdenklich aus.

Bereits nach wenigen Stufen war unsere Umgebung nur noch als vager Schatten zu erkennen. Fast wie Blinde tasteten wir uns Stufe um Stufe nach oben. Plötzlich blieb Talin stehen und bohrte ihre Fingernägel so fest in meinen linken Arm, dass ich nur mit Mühe einen Schmerzenslaut unterdrücken konnte.

»Was ist?«, zischte ich ärgerlich.

Statt einer Antwort deutete das Mädchen stumm nach unten. Ich folgte ihrer ausgestreckten Rechten und erstarrte. Wir waren tatsäch-

lich nicht allein im Turm. Von unten her kamen vier Gestalten mit seltsam abgehackt wirkenden Bewegungen die Treppe hoch.

Talins Schrei brach sich schrill zwischen den Mauern und auch ich glaubte für einen Augenblick, mein Herz müsse stillstehen. Denn die Gestalten, die da so un gelenk auf uns zukamen, hatten nur noch im weitesten Sinne eine Ähnlichkeit mit Menschen.

Die Kinder der Hunde

Geifer tropfte von ihren Lefzen.

In Erwartung der Beute hatten alle den Rachen so weit aufgerissen, dass ihre scharfen, nach innen gebogenen Raubtierzähne wie Elfenbein in der Düsternis schimmerten.

Ihre Körper waren gänzlich mit verfilztem, schmutzig braunem Fell bedeckt, die Statur eine alptraumhafte Mischung aus Hund und Mensch. Ihre Gliedmaßen wirkten auf den ersten Blick klein und feingliedrig wie bei jungen Mädchen. Aber als eines der Wesen keine fünf Schritte mehr von mir entfernt auf der Treppe stand, konnte ich deutlich die krallenbewehrten Hinterläufe und die Hände mit den gekrümmten, rasiermesserscharfen Nägeln erkennen, die anscheinend nur darauf warteten, sich in unser warmes, pulsierendes Fleisch zu bohren.

Psa, durchzuckte es mich beinahe schmerzhaft.

Hundekrieger, oder die Kinder des Hundes, wie sie von den Alten und Schamanen unseres Volkes genannt wurden, jetzt wusste ich, warum. Hier, in diesem düsteren Turm zeigten sie mir zum ersten Mal ihr wahres Gesicht. Diese Ungeheuer strömten eine fast greifbare Kraft des Bösen aus. Das, was ich hier erblickte, waren die ursprünglichen Psa. Kreaturen, die über die Erde wandelten, als die Menschheit noch jung war und längst vergessene Magier und Dämonen über die Länder herrschten.

Mit einem schrillen Schrei, der mir das Blut in den Adern stocken ließ, sprang mich der vorderste der Hundekrieger an. Ich packte mein Schwert und dann schnitt die beidseitig geschliffene Klinge pfeifend

durch das Dämmerlicht. Der Schädel der Kreatur flog durch die Luft und rollte unten am Ende der Treppe über den Boden, während das Blut aus dem zusammensackenden Körper in Fontänen durch die Luft spritzte. Während die anderen Bestien geifernd auf mich zukamen, stand über mir Talin mit aschfahlem Gesicht auf der Treppe und schrie sich vor lauter Grauen beinahe die Seele aus dem Leib.

Ich duckte mich, um so dem Krallenhieb eines weiteren Psa auszuweichen, und stieß mein Schwert mit aller Kraft nach vorne. Mir blieb kaum Zeit, die Klinge aus der Leiche des zweiten Psa zu ziehen, als mich die anderen erreicht hatten. In ihren dunklen Augen brannte Hass und Blutgier gleichermaßen, doch in ihrer Mordlust behinderten sie sich gegenseitig auf der Treppe. Ich schwang mein Schwert in tödlichem Bogen und ließ den Kreaturen keine Möglichkeit mehr zu Kampf oder Flucht. Erfasst von wilder Berserkerwut kämpfte ich mit kalter Gnadenlosigkeit und ließ die Waffe erst sinken, als auch der letzte Funke von Leben in den dunklen Augen der Ungeheuer erloschen war.

Mit dem Schwertarm wischte ich mir Blut und Schweiß aus dem Gesicht und drehte mich keuchend um. Vor Überraschung riss ich den Mund auf.

Talin war verschwunden!

»Verdammt«, murmelte ich vor mich hin, indes ich die Treppe weiter hoch lief.

Obwohl ich nicht wusste, was mich dort oben noch alles erwarten würde, konnte ich diesen Dickschädel nicht einfach seinem Schicksal überlassen. Meine Erziehung verbot es mir, eine Frau hilflos in dieser Umgebung zu wissen und ihr nicht zu helfen.

Leichtfüßig hetzte ich nach oben, doch ich hatte auf dieser vermaledeiten Treppe noch keine zehn Stufen hinter mich gebracht, als sich bereits der nächste Alptraum wie ein eiskalter Schleier um meine Schultern legte.

Bei allen Göttern, wo war ich hier nur gelandet?

Über mir verflüchtigte sich plötzlich die Dunkelheit und machte

einem seltsamen Licht Platz, das so grell war, dass ich für einen Moment geblendet die Augen schloss. Als ich sie wieder öffnete, sah ich eine hochgewachsene Gestalt direkt auf mich zukommen.

Obwohl der Körper in einen wallenden Umhang gehüllt und das Gesicht fast gänzlich von einer Kapuze bedeckt war, erkannte ich schnell, dass diese Erscheinung nicht nur menschlichen Ursprungs war.

Zwei schräg stehende, blutrote Raubtieraugen funkelten mich drohend an, während sich aus dem Umhang eine monströse Hand herausschälte, die genau auf meinen Kopf deutete.

»Was suchst du hier? Du bist weder einer dieser einfältigen Bauern aus den zerstörten Dörfern noch ein Krieger der unseligen N'de, auch wenn du gewisse Ähnlichkeit mit diesen reitenden Teufeln hast.«

»Ich bin Thorak aus Eislanden und auf dem Weg in die südlichen Länder. Ich bin auf der Suche nach meiner Begleiterin, die vor wenigen Augenblicken noch neben mir stand. Jetzt scheint sie spurlos verschwunden und ich werde diesen Turm nicht eher verlassen, bis ich sie wieder gefunden habe.«

Die roten Augen meines Gegenübers begannen zu glühen und seine Hand, eine dürre, fellbesetzte dreifingrige Klaue deutete anklagend hinter mich auf die von mir erschlagenen Psa. Seine Stimme klang jetzt wie das Knurren eines Hundes.

»Du schwertschwingender Barbarenteufel, du hast meine Brüder getötet. Aber du wirst dich nicht lange an deinem Sieg ergötzen können. Ich, Nagath, der Wächter dieses Landes, werde dafür sorgen, dass man dir noch heute bei lebendigem Leib das Herz aus der Brust reißen wird.«

Heiße Wut erfüllte mich. »Aber bevor ich sterbe, wirst als erstes du den Weg zu deinen Ahnen gehen. Meine Klinge dürstet bereits nach deinem Blut.«

Ich riss mein Schwert in die Höhe und hielt Nagath drohend die Klinge vor Augen, welche immer noch rot vom Blut seiner Psabrüder war. Augenblicklich begann die Waffe in meiner Hand ein Eigenleben zu entwickeln. Das Schwert vibrierte und begann wie das Eisen in einer Schmiede zu glühen. Ein gellender Schrei erfüllte

plötzlich das Innere des Turms und einen Moment später sah ich ungläubig mit an, wie die Gestalt vor mir ächzend in die Knie sank und von einem Augenblick zum anderen zu schrumpfen begann.

In einer Zeitspanne, die ein Mensch benötigt um einen Gedanken zu fassen, wurde Nagath fast um einen ganzen Kopf kleiner. Einen Herzschlag später hatte er noch die Größe eines Kindes, einen Atemzug danach lag er wie ein Säugling vor mir auf der Treppe. Er fuchtelte mit seinen dünnen Ärmchen wie ein Verrückter vor dem Gesicht herum und ich musste mich tief bücken, um seine fiepende Stimme, die kaum noch zu hören war, zu verstehen.

Sein hundeähnliches Gesicht war schrecklich verzerrt und in seinen Augen stand das pure Entsetzen, als er mich regelrecht anflehte.

Der Anblick meines magischen Schwertes hatte den einst gefürchteten Magier seines Zaubers beraubt und drohte nun, Nagath in die finstersten Tiefen der Unendlichkeit verschwinden zu lassen.

»Gnade«, wimmerte er. »Im Namen der alten Götter, verbergt dieses Schwert wieder vor meinem Antlitz.«

»Warum sollte ich? Schließlich habt Ihr damit gedroht, mir das Herz aus der Brust zu reißen.«

»Ich kann Euch helfen, Eure Begleiterin wieder zu finden«, fiepte er und es klang wie eine Mischung aus Heulen und Lachen.

Ich nickte und senkte schließlich mit dem Wissen um die Macht von *Gleichmacher* das Schwert und verbarg es mit der Rechten hinter meinem Rücken.

Im nächsten Augenblick zweifelte ich an meinem Verstand.

Direkt vor meinen Augen verwandelte sich nämlich die inzwischen nur noch faustgroße Gestalt des Magiers wieder zurück zu ihrer vormals natürlichen Größe.

Bei allen Göttern, durchzuckte es mich. Was für dämonische Kräfte waren hier am Werk?

Mir blieb allerdings keine Zeit, darüber weitere Gedanken zu verschwenden.

Wieder im Besitz seiner ehemaligen Gestalt dachte Nagath nicht im Traum daran mir zu helfen. Stattdessen stürzte er sich geifernd und knurrend mit vorgereckten Krallen auf mich. Ich handelte ohne zu überlegen.

Mit einer einzigen schnellen Bewegung aus dem Handgelenk heraus stieß ich mein Schwert direkt in den Leib des Magiers, der daraufhin mitten in der Bewegung erstarrte. Während er zu Boden sank, wurde ich Zeuge eines weiteren wahnwitzigen Schauspiels.

Vor meinen Augen zerplatzte die Gestalt des Nagath in abertausend nachtschwarze Splitter und das Innere des Turms war plötzlich von einem grellweißen magischen Licht erhellt. Bevor ich aber darüber nachdenken konnte, ob ich dies alles geträumt hatte oder mir meine überreizten Sinne einfach nur einen Streich spielten, begann der Turm plötzlich zu schwanken.

Ich drehte mich um, aber es war zu spät.

Mit einem ohrenbetäubenden Krachen und Dröhnen löste sich der Turm innerhalb eines Atemzuges in einen einzigen Haufen aus Steinen, Dreck und Erde auf. Ich taumelte, verspürte noch, wie sich eine Flut von Mauerstücken und Staub über mich ergoss, dann wurde es dunkel um mich.

Talin war mein letzter Gedanke.

Gehetzt und gejagt

Ich öffnete die Augen und versuchte mich aufzurichten, aber sofort jagte ein stechender Schmerz durch meinen Schädel und ich sank stöhnend wieder zurück.

Jemand lachte leise.

»Das kommt davon, wenn man versucht, mit seinem Kopf Mauern einzureißen.«

Ich schlug erneut die Augen auf und sah mich verwirrt um.

Ich lag auf dem Rücken, Arme und Beine weit von mir gestreckt. In meinem Mund war der Geschmack von faulendem Fleisch und in meinem Kopf ein Summen und Brummen wie in einem Bienenstock.

Neben mir saß Talin mit angezogenen Knien und verkniffenem Gesicht.

»Ich hätte nicht gedacht, dass du noch einmal die Augen aufmachst. Du musst einen verdammt harten Schädel besitzen.«

Ich nickte, zuckte aber sofort schmerzvoll zusammen und griff mit spitzen Fingern an meinen Kopf. Als ich die Hand zurückzog, war sie blutverschmiert.

Ich blinzelte verwirrt. »Bei Hela und Belen, was ist mit mir passiert?«

Talin richtete sich auf, trat einen Schritt zurück und zuckte mit den Achseln. »Keine Ahnung, aber während du im Turm mit diesen Hundewesen gekämpft hast, wurde mir plötzlich schwarz vor Augen und als ich wieder zu mir kam, erwachte ich in einer merkwürdigen Umgebung. Ich lag in einem dunklen Zimmer auf einem riesigen Bett, zugedeckt bis zur Nasenspitze mit irgendwelchen Tüchern. Bevor ich mich aber weiter umsehen konnte, fingen die Mauern plötzlich zu wanken an, dann stürzte alles zusammen und als ich wieder zu mir kam, lag ich neben dir auf dieser Wiese. Der Turm des Magiers hat sich anscheinend samt seinem Bewohner in Luft aufgelöst, warum auch immer.«

Einen Moment lang sah ich Talin nachdenklich an. »Seit wann liege ich hier?«

»Als ich aufwachte, war es kurz nach Sonnenaufgang, inzwischen ist es Mittag, du Langschläfer. Wie geht es jetzt weiter?«

»Warum fragst du?«, erwiderte ich und verzog misstrauisch das Gesicht. Ich hatte nämlich bemerkt, dass Talin bereits seit geraumer Zeit nervös mit ihrer Rechten über den Oberschenkel strich und ihr Blick immer wieder unsicher zwischen mir und den hinter uns liegenden Hügeln hin und her zuckte.

»Hörst du es nicht?«, fragte sie.

Ich konnte deutlich sehen, wie es hinter ihrer Stirn zu arbeiten begann. Ich richtete mich schwerfällig auf und drehte das Gesicht zu den nahen Hügeln hin. Dabei hatte ich bereits eine scharfe Bemerkung auf den Lippen, die ich jedoch sofort hinunterschluckte, als ich jene Geräusche wahrnahm, die Talin so sehr in Angst und Schrecken versetzten. Entsetzen nistete sich in meiner Magengrube

ein.

»Bei allen Göttern, was ist das für ein seltsames Geräusch?«

»Sie kommen wieder!«, entgegnete Talin knapp.

Als ich in ihre Augen blickte, erkannte ich, dass sie den Tränen nahe war. Noch wusste ich nicht, was da auf uns zukam, aber Menschen waren es nicht. Menschen knurrten und heulten nicht wie Hunde.

Die Staubwolke hinter den Hügeln im Osten wurde immer größer, das Stampfen unzähliger Schritte und das Heulen der unbekannteren Kreaturen immer lauter und ich wusste, dass sie uns bald einholen würden, wenn wir nicht endlich etwas unternahmen.

Mein Blick zuckte umher. »Wo ist mein Pferd?«

Talin zuckte niedergeschlagen mit den Schultern. »Wahrscheinlich geflohen. Was glaubst du, können wir ihnen noch entkommen?«

Ich überlegte meine Worte genau, denn ich wusste, dass viel von meiner Antwort abhing, ob mir das Mädchen weiterhin vertraute, oder ob sie sich beim Anblick unserer Verfolger in ein schreiendes, vor Angst zitterndes Bündel Mensch verwandeln würde.

Aber bevor ich den Mund öffnete, geschah etwas Unbegreifliches.

Magie, durchzuckte es mich, als *Gleichmacher* in meinem Gürtel plötzlich zu glühen begann. Ein kaltes, blaues Licht, das so grell war, dass ich für einen Moment die Augen schließen musste, hüllte das Schwert ein. Dann sah ich zu meinem Erstaunen, wie jener rote Fleck, den ich bisher für einen im Schwertgriff eingearbeiteten Rubin hielt, unvermittelt zu blinken begann. Voller Ehrfurcht nahm ich das Schwert in die Hand. Während mich Talin mit weit aufgerissenen Augen ungläubig anstarrte, nahm ich allen Mut zusammen und berührte mit meinem Daumen den rot aufblinkenden Fleck.

Danach hätte nicht viel gefehlt und ich hätte den Verstand verloren. Heute, wenn ich im Lehnstuhl sitzend jene Zeit wieder einmal vor meinem inneren Auge vorbeiziehen lasse, weiß ich, dass ich

damals Zeuge gewaltiger kosmischer Kräfte wurde, wie sie bis dahin noch kein Sterblicher zu Gesicht bekommen hatte.

Damals war ich einfach nur erschrocken. Aus der Spitze der Klinge schoss ein frostblauer Lichtstrahl, der sich in einen vor uns liegenden Felsblock fraß. Der Stein begann zu rauchen, zu glühen und sackte plötzlich in sich zusammen. Eine Handvoll grauschwarzer Asche war schließlich alles, was noch von ihm übrig blieb.

»Bei allen Göttern«, keuchte Talin, »was war das?«

Ein siegessicheres Lächeln überzog mein Gesicht. Ich wusste nicht warum und wieso, aber mir war plötzlich klar, dass in diesem Schwert Kräfte schlummerten, von denen ich, sowie alle Schamanen und Zauberer, die bisher meine Wege gekreuzt hatten, auch nicht die geringste Ahnung hatten. An diesem Tag hatte ich zum ersten Mal in meinem Leben das Gefühl, dass ich tatsächlich von den Göttern zu Höherem bestimmt war.

Aber hatte das Schwert die Kraft, noch einen weiteren Stein in Staub zu verwandeln?

Ohne zu überlegen richtete ich die Waffe auf einen Felsen zu meiner Rechten. Einen Moment lang zögerte ich, schließlich war dieses Ziel fast dreimal so groß wie das vorangegangene.

Einen Herzschlag später waren alle Zweifel beiseite gewischt.

Der Felsen verwandelte sich in ein glühendes Etwas und zerbarst mit einem lauten Knall.

Das kleine Staubhäuflein, das von dem riesigen Stein übrig geblieben war, wurde augenblicklich vom Wind davongetragen.

Grinsend wandte ich mich Talin zu. »Hab keine Angst. Mit solch einer Waffe schlagen wir selbst Götter in die Flucht.«

Ich deutete auf das hügelige Ende einer vor uns liegenden Grasenebene. »Wir laufen auf jenen Hügel da, dort werden wir sie erwarten. Mein Schwert mag zwar eine unbezwingbare Waffe sein, aber mir ist dennoch wohler, wenn ich in meinem Rücken Hügel und Berge weiß, anstatt hier auf dieser Lichtung von allen Seiten mit Feinden rechnen zu müssen.«

Talin nickte, dann rannten wir los.

Als die grasbewachsene Kuppe jenes Hügels vor uns auftauchte, auf dem wir uns unseren Verfolger stellen wollten, waren diese keine Meile mehr hinter uns. Wir rannten und stolperten der Anhöhe entgegen, gehetzt und gejagt von einer unheimlichen Meute.

Aber je schneller wir rannten, umso dichter saßen sie uns im Nacken.

Jedes Mal, wenn ich einen Blick zurück über die Schultern warf, waren sie näher gekommen. Eine schweigende Masse voller alptraumhafter Kreaturen.

Es mussten Dutzende sein.

Eine unheimliche Vorahnung ergriff mich, als ich die Gestalten erkannte, die wie Schlafwandler auf unserer Spur torkelten. Bis auf ihre Leiber und Arme hatten diese Wesen der Dunkelheit nichts Menschliches mehr an sich. Die Füße waren krallenbewehrte Hinterläufe, die Schädel die eines tollwütigen Hundes, und am Rücken peitschten fellbesetzte Schwänze voller Jagdfieber ständig hin und her.

Es waren dieselben Wesen, die uns bereits im Turm angegriffen hatten.

Psa, in ihrer ursprünglichen Gestalt, in der sie einst über die Erde wandelten, zu einer Zeit, als der Mensch kaum geboren war.

Wir stapften den Hang hinauf und stellten uns den Bestien. Ein Entkommen ohne Pferde war nicht mehr möglich. Denn so sehr wir uns auch anstregten, diese Hundekrieger schienen nicht zu ermüden und zu allem entschlossen. Sie wollten unser Leben mit aller Macht. Wir hatten nur noch die Wahl uns zu stellen und zu kämpfen, oder weiter zu fliehen und uns hinterrücks niedermetzeln zu lassen. Also blieben wir stehen und erwarteten sie schließlich Rücken an Rücken. Ich mit einem glühenden Schwert, auf dem all unsere Hoffnungen lagen, Talin mit einem scharf geschliffenen Dolch.

Als die Hundekrieger heulend den Hang herauf stapften, konnte ich sehen, wie sich ihre Gesichter im vermeintlichen Wissen eines leichten Sieges verzerrten, und eine kalte Wut erfasste mich. Mit weit ausholender Schwertklinge trennte ich mit dem ersten Hieb zwei Hundeschädel fast gleichzeitig von ihren fellbesetzten Leibern,

und während die enthaupteten Körper seelenlos den Hang hinunter rollten, stimmte ich das Todeslied der N'de an. Dann wob ich mit *Gleichmacher* ein engmaschiges, blitzendes Netz aus Tod und Verderben.

Es folgten ein Hieb von oben, ein Schlag mit dem Schwert aus der Drehung und ein gut gezielter Stich von unten und weitere Psa fielen zuckend zu Boden.

Der Angriff geriet ins Stocken.

Die gespenstische Kriegshorde der Psa wich zurück und als meine Hand wie zufällig jenen blinkenden, blitzenden roten Fleck am Schwertgriff von *Gleichmacher* berührte, geschahen Dinge um uns herum, die einen normal Sterblichen wahrscheinlich in den Wahnsinn geschickt hätten. Die Luft begann plötzlich zu kochen. Eine Wand aus Staub baute sich vor mir auf. Das ganze umliegende Land wurde in eine unwirkliche stahlblaue Farbe getaucht und von Süden her war ein durch Mark und Bein gehender Heulton zu hören.

Als der erste Psa, von unheimlicher Magie erfasst, kreischend in die Luft gehoben wurde, um anschließend wie eine überreife Frucht vor meinen Augen zu zerplatzen, wusste ich, dass wir überleben würden.

Das Licht des Lebens

Die Luft war erfüllt von hin und her zuckenden Blitzen, schier unerträglicher Hitze und dem Geschrei der Hundekrieger, die sich jetzt unter Schmerzen krümmten. Ich wich zurück, das glühende Schwert immer noch erhoben, und starrte mit Entsetzen auf die Körper der Psa, die wie in einem gespenstischen Tanz in dem gleißenden Licht umher zuckten. Sie schrien und kreischten und zerrten wie Wahnsinnige aneinander.

Talin stand neben mir und aus den Augenwinkeln heraus konnte ich sehen, wie sie ihre Zähne in die geballte Faust ihrer rechten Hand grub, um nicht vor Grauen zu schreien.

Die Erde begann zu beben, das Brüllen der Psa wurde immer

lauter und dann begannen die Gestalten wie überreifes Obst vor meinen Augen zu zerplatzen.

Feuer schoss vom Himmel und ich schloss geblendet meine Augen. Einen Moment lang ertönte noch ein Donnern und Tosen wie bei einem schweren Gewitter, danach war nichts mehr. Friedlich und leer lag das Land vor uns, das Gras wiegte sich im Wind und die Sonne tauchte die Ebenen in ihr goldenes Licht.

Lediglich ein leises Wimmern hing in der Luft.

Als ich mich umdrehte, erkannte ich, dass es Talins Wimmern war, was ich hörte. Obwohl der Schrecken zu Ende war, zitterte sie noch wie Espenlaub. Ich ging auf sie zu und legte ihr beruhigend meine linke Hand auf die Schulter. »Es ist vorbei!« sagte ich leise.

Das Mädchen nickte, hob den Kopf und wischte sich die Tränen aus dem Gesicht.

»Ja, Herr«, sagte sie untertänig und blickte mich voller Ehrfurcht an.

Ich blinzelte verwirrt.

Was bei allen Göttern war plötzlich in das Mädchen gefahren?

Ich konnte mich noch gut daran erinnern, wie sie mir vor nicht allzu langer Zeit noch gegen das Schienbein getreten hatte, freche Antworten von sich gab und mir danach einen Kuss auf die Lippen drückte. War das dieselbe Talin wie jene, die jetzt vor mir niederkniete wie eine Leibeigene vor ihrem Herrn?

»Steh auf, wir gehen weiter.«

»Ja Herr«, entgegnete sie.

Ich runzelte die Stirn und musterte das Mädchen ärgerlich. »Wenn du nicht augenblicklich aufhörst, mich andauernd Herr zu nennen, gehe ich alleine los. Verdammt, was ist denn plötzlich in dich gefahren?«

Das Mädchen deutete mit zitternder Hand auf mein Schwert und antwortete mir so leise, das ich sie kaum verstehen konnte. »Die alten Legenden sind wahr geworden. In deinem Schwert wohnt das Licht des Lebens, und weil sein Träger der ist, der prophezeit wurde, muss ich dich mit Herr anreden.«

»Du musst gar nichts«, erwiderte ich bestimmend. »Ich bin immer noch derselbe wie vor dem Kampf mit dem Magier und seinen

dämonischen Gehilfen. Daran wird sich so schnell auch nichts ändern. Also was ist jetzt mit dir, begleitest du mich auf meinem Weg nach Süden oder bleibst du hier?«

Talin zuckte mit den Schultern. »Was soll ich hier? Die Leute aus meinem Dorf sind entweder tot oder geflohen, ich habe niemanden mehr außer Euch, mein Herr.«

»Also gut, dann komm mit. Aber ich warne dich, wenn du mich noch einmal mit ›Herr‹ anstatt Thorak anredest, versohle ich dir den Hintern. Haben wir uns da verstanden?«

Die Sonne neigte sich bereits dem Westen zu, als wir auf einem Hügelrücken anhielten.

Unter uns verlief ein lang gestecktes Tal, eingerahmt von niedrigen Berghängen, die mit immergrünen Büschen und hoch aufragenden Pinien und Nussbäumen überzogen waren.

»Warum halten wir an?«, fragte Talin. »Hast du irgendetwas gesehen oder gehört?«

Ich nickte mit dem Kopf und zeigte mit der Rechten nach unten. Dort lag zwischen einigen Felsbrocken ein Pferd reglos im Gras, mein Pferd. Ein dichter Schwarm grün schillernder Fliegen schwirrte um den Kadaver. Da einige der hier lebenden wilden Tiere sich bereits an seinem Fleisch satt gefressen hatten, konnte ich nicht mehr erkennen, woran das Pferd gestorben war. Was blieb, war das Summen der Fliegen, das beinahe unnatürlich laut in dem kleinen Tal klang, und ein Gestank, der mir fast den Atem raubte.

»Was hast du vor?«, fragte Talin, als ich mein Schwert aus dem Gürtel zog.

»Ich will mich dort unten umsehen. Ich habe keine Lust, weitere unliebsame Überraschungen zu erleben, mein Bedarf an Blut und Tod ist vorläufig gedeckt.«

»Ich komme mit«, sagte Talin.

Gemeinsam liefen wir den Hügel hinab. Doch schon nach wenigen Schritten hielten wir inne und banden uns irgendwelche Stoffetzen vor Mund und Nase. Der Gestank wurde nämlich immer

unerträglicher, weil aus dem aufgedunsenen Körper ständig Fäulnisgase entwichen.

Talin erreichte das Pferd als erste, krallte ihre Hände in die Mähne und hob den Schädel des toten Tieres an. Mit vorgerecktem Kinn deutete sie auf das große Loch im Hals des Pferdes.

»Das können nur die Schlitzaugen gewesen sein. Ich kenne sonst niemanden, der ein Pferd um des Fleisches willen tötet.«

Ich nickte, auch ich hatte schon davon gehört, dass es für die Psa nichts Köstlicheres gab als frisches Pferdefleisch. Hastig blickte ich mich um.

»Nichts zu sehen, scheinbar sind alle auf dem Weg nach Zemba.«

Das Mädchen musterte mich mit düsterem Gesicht. »Du bist zwar der Herr über das Licht des Lebens und dein Schwert erhebt dich in den Rang eines Halbgottes, aber in Zemba warten tausende von Psa auf uns. Bist du sicher, das wir trotzdem dorthin reisen sollen?«

»Ich muss auf jeden Fall in diese Stadt. Du kannst es dir ja noch überlegen.«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich gehe mit dir!«, sagte sie energisch.

Ich musste unwillkürlich grinsen. Das war wieder genau jene Talin, die ich mochte.

»Dann lass uns nach einem geeigneten Platz für ein Nachtlager suchen. Es könnte gefährlich werden, in der Dunkelheit so einfach weiter zu laufen.«

Ich ging voran.

Als ich mich einmal in der nun rasch hereinbrechenden Dunkelheit umdrehte, begann ich zu lächeln. Meine Gefährtin war zwar um einiges jünger als ich, aber sie war schon eine richtige Frau. Die folgenden Nächte versprachen unterhaltsam zu werden.

Oder auch nicht, denn kaum hatte ich sie ein weiteres Mal flüchtig gemustert, brach wieder ihre alte Widerspenstigkeit durch.

»Was glotzt du?«, herrschte sie mich an.

Die Sonne war schon untergegangen, als wir eine Stelle erreicht hatten, die mir als ideales Nachtlager erschien. Eine kleine, von

niedrigen Büschen umwachsene Kuhle, die von weitem nicht einsehbar war. Selbst ein niedrig gehaltenes, rauchloses Feuer würde man nicht sofort entdecken. Ich überließ es Talin ein Feuer zu machen und aus Blättern und Zweigen unser Lager herzurichten und lief weiter ins Tal. Eine halbe Meile von der Kuhle entfernt stieß ich auf ein Nest frisch geschlüpfter Grasläufer und als ich wieder unserem Lager entgegenlief, baumelten an meinem Gürtel vier dieser flugunfähigen Jungvögel.

Unser Essen war gesichert und zusammen mit dem Wasser einer nahe gelegenen Quelle und verschiedenen Wildbeeren, die hier an fast jedem Strauch wuchsen, würden wir an diesem Abend ein geradezu üppiges Festmahl halten können. Danach würde ich Talin in den Arm nehmen, vielleicht würde sie mich dann wieder küssen. So dachte ich.

Aber die folgende Nacht verlief geradezu ereignislos.

Wir waren wahrscheinlich aufgrund des langen Fußmarsches und den hinter uns liegenden Ereignissen einfach zu kaputt, um noch an etwas anderes als Schlafen zu denken. Vielleicht hatte ich mir aber auch von dieser Nacht zu viel versprochen.

Jedenfalls erwachte ich irgendwann und blickte mich um. Der Mond war am Verblässen, das Tal lag ruhig vor uns und die Stille, die uns umgab, war beinahe unnatürlich.

Ich überlegte, warum ich wach geworden war. Es schien eigentlich keinen Grund dafür zu geben, und doch ...

Ich schüttelte den Kopf, betrachtete Talin und lauschte dem leisen Atmen des Mädchens, das in meinen Armen eingeschlafen war. Lächelnd schloss ich wieder die Augen.

Höllensritt nach Zemba

Irgendwo da draußen, nicht weit von unserem Lager entfernt, ertönte plötzlich ein Schrei.

Ich riss die Augen auf, richtete mich auf und taumelte zur Seite.

Eigentlich befand ich mich noch im Halbschlaf, aber dieses Geräusch hatte mich tief bis in mein Unterbewusstsein hinein getroffen und mich auf die Füße gebracht, obwohl ich überhaupt nicht wusste, was passiert war.

Ich hatte nur diesen Schrei gehört und war plötzlich aufgeschreckt.

Fluchend tappte ich durch die Kuhle, als ein weiterer Schrei die frühmorgendliche Stille zerriss. Es war ein geradezu unheimlicher Laut, den ich nirgends zuordnen konnte. Ich wusste nicht, ob es ein Mensch oder ein Tier war, ich wusste nur, dass es irgendeine gequälte Kreatur sein musste, die in höchster Not schrie.

In diesem Moment schlug auch Talin die Augen auf. »Was ist los?«, rief sie. »Warum bist du aufgestanden? Es ist noch nicht einmal richtig hell.«

»Ein Schrei hat mich geweckt.«

Sie sah mich überrascht an. »Was?«

»Verflucht, irgendjemand hat hier geschrien. Hast du das nicht gehört?«

Das Mädchen hatte sich jetzt auch aufgerichtet, lauschte einen Moment lang in die Morgendämmerung hinein und schüttelte dann den Kopf. »Ich höre nichts«, sagte sie schließlich und starrte mich verständnislos an.

Ich antwortete ihr mit einem wilden Fluch, packte mein Schwert und stapfte in die Richtung, aus der die Schreie gekommen waren. Ein mulmiges Gefühl machte sich in meiner Magengegend breit. Das Einzige, was mich einigermaßen beruhigte, war die Tatsache, dass *Gleichmacher*, mein Zauberschwert, weder leuchtete noch in irgendeiner Art und Weise zu glühen oder vibrieren begann. Hier waren also keine Magie oder Dämonenwerk im Spiel, aber trotzdem hielt ich es für sinnvoll, der Ursache dieser Schreie auf den Grund zu

gehen.

»Thorak!«, rief Talin. »Thorak, warte doch auf mich.«

Ich gab keine Antwort, doch während ich weiterlief, hörte ich zuerst ein wildes Fluchen, dann das Tapsen ihrer zierlichen Füße auf dem Boden. Das Mädchen rannte keuchend hinter mir her. Schließlich hatte sie mich eingeholt und lief neben mir durch den Morgen. Ihr Gesicht verdüsterte sich mit jedem weiteren Schritt und da ich ihr Temperament zur Genüge kannte, rechnete ich schon mit einem Knuff auf den Arm oder einem wütenden Tritt gegen meine Beine. Irgendetwas eben in dieser Art, als erneut ein weiterer Schrei ertönte.

Wir blieben beinahe gleichzeitig stehen und starrten uns fragend an.

Aber nur für einen Moment, dann überzog ein wissendes Lächeln das Gesicht meiner Begleiterin.

»Das ist ein Pferd!«, sagte Talin.

»Ein was?«, entgegnete ich verständnislos.

»Ein Pferd«, entgegnete sie mit Bestimmtheit. »So schreit nur ein Pferd in höchster Not. Ich kenne dieses schrille Geschrei nur zu gut. Als die Männer des Magiers unser Dorf überfielen und Mensch und Tier gleichermaßen abschlachteten, haben viele der Pferde solche Laute von sich gegeben. Die Schreie dieser gequälten Kreaturen hörten sich an wie menschliche Laute. Glaub mir, so schreit nur ein Pferd, das sich in größter Gefahr befindet.«

Ich tat ihre Bemerkungen als Märchen ab, als Geschichten der Dorfalten, die damit vielleicht noch Kinder erschrecken konnten. Aber nur solange, bis wir wenig später jenen flachen Hügel umrundet hatten, der etwa zwei Pfeilschussweiten von unserem Nachtlager entfernt lag.

Es war eine geradezu unglaubliche Szenerie, die sich da unseren Augen bot.

Das schwache Licht des Morgens färbte den Horizont vor uns allmählich purpurrot. Vor dem Hintergrund dieser grandiosen Licht-

kulisse sah ich das Pferd vor einer Buschgruppe stehen. Die Stute hatte die Ohren angelegt und die Zähne gebleckt. Weißgelber Schaum troff aus dem Maul und ihre Augen schienen zu glühen. Die linke Flanke der lehmbräunen Stute war durch mehrere Kratzer blutverschmiert und ihr schrilles Wiehern wurde immer wieder von dem hässlichen Knurren der Steppenwölfe unterbrochen.

Das Rudel der graufelligen Räuber zählte noch sieben Tiere. Eines der Raubtiere lag mit zerbrochenem Rückgrat links von dem Pferd, ein weiterer Wolf direkt vor seinen Füßen. Der Schädel war wie eine Eierschale zerstampft.

Ledernes Zaumzeug und ein leichter Fellsattel zeigten mir, dass vor kurzem noch ein Reiter auf dem Rücken des Pferdes gesessen hatte. Deshalb griff ich ohne zu überlegen in das Geschehen ein, als die Wolfsbrut einen weiteren Angriff startete.

Eine der Bestien sprang vor und wollte seine Fänge in den Hals des Pferdes schlagen, als das Pferd hochstieg und seine Vorderhufe fliegen ließ. Der Wolf wurde zur Seite geschleudert und ein Blutswall ergoss sich über die Brust der Stute. In diesem Augenblick hatte ich die Meute erreicht und ließ mein Schwert aufblitzen.

Wir hatten uns dem Rudel gegen den Wind genähert und deshalb witterten uns die grauen Räuber erst, als ich mit meinem Schwert bereits zwei von ihnen getötet hatte. Die Stute hatte einen weiteren Wolf mit ihrem mächtigen Gebiss erwischt und ein gewaltiges Bündel aus Fell und Fleisch aus seinem Rücken gerissen.

Die Wölfe heulten erschrocken auf und verschwanden blitzartig im hohen Gras der Ebene.

Einen Atemzug später waren wir wieder allein in der menschenleeren Landschaft. Wir, das waren Talin, das Pferd und ich.

Die Stute stand zitternd vor dem Buschwerk

Sie hatte den Kopf gesenkt, scharrte mit den Hufen über den Boden und gab ein beinahe schmerzvoll klingendes Schnauben von sich. Ich steckte mein Schwert in den Gürtel zurück und begann leise auf sie einzureden. Als ich ihr schließlich meine Rechte beruhigend auf den Hals legte, drängte sich die Stute an mich, als wüsste sie, dass sie in meiner Nähe jetzt in Sicherheit war.

Während ich ihr das Fell kraulte, untersuchte ich ihre blutige

Flanke. Den Göttern sei Dank waren es nur ein paar oberflächliche Kratzer. Nichts, was man nicht mit ein paar Heilkräutern und etwas klarem Wasser versorgen konnte.

Das Pferd war an Menschen gewöhnt und hervorragend abgerichtet. So dauerte es nur geraume Zeit, bis wir auf dem Rücken der Stute saßen und das umliegende Land erkundeten. Irgendwo musste ja schließlich ihr Besitzer sein.

Allerdings hätten wir uns die Suche sparen können.

Als wir ihn fanden, hatten sich die Wölfe bereits mit ihm beschäftigt. Sein zerrissener Körper mit den abgenagten Rippenknochen war kein schöner Anblick. Dennoch war er nicht durch die Raubtiere gestorben. Die beiden Pfeile, die in seinem Hals steckten, waren immer noch deutlich zu sehen.

»Psa?«, fragte Talin und deutete auf die schwarzrot gefiederten Schäfte.

Ich schüttelte den Kopf und hatte plötzlich einen dicken Kloß im Hals. Dass der Mann einer umherstreifenden Psahorde zum Opfer gefallen war, hätte ich vielleicht noch verstehen können. Aber die Farbe der Pfeilfedern erzählte eine andere Geschichte.

Bei allen Göttern, seit wann überfielen N'de umherziehende Reisende?

War dieser einzelne Reiter doch nicht so harmlos, wie es den Anschein hatte, oder war dieser Teil meines Volkes auch schon von Psa durchsetzt, so wie es Soldos Clan gewesen war? Auf jeden Fall war ab sofort wieder größte Vorsicht geboten.

Als wir die Hügel der grasbewachsenen Ebene hinter uns ließen, war es bereits Mittag. Das Land vor uns war topfeben und beinahe gänzlich ohne jede Vegetation. Nur gelegentlich gab es kleine, dornenbewehrte Buschgruppen, ansonsten waren nur Sand, Staub und Kies zu sehen. Ein kleiner Bach, nicht mehr als ein handtiefes Rinnsal aus ockerfarbenem, verschlammten Wasser, durchzog die Gegend von Norden nach Süden. Am kiesbedeckten Nordufer döste eine Gruppe Antilopen in der Sonne und am Himmel schwebte lautlos ein ein-

samer, rot gefiederter Raubvogel.

Das Verhalten der Tiere ließ keinerlei Anzeichen von Gefahr erkennen und so genoss ich einfach nach den zurückliegenden Mühen unseres Fußmarsches diese weitaus angenehmere Fortsetzung der Reise auf dem Rücken des Pferdes.

Vor allem aber genoss ich Talins Nähe. Sie saß nämlich direkt hinter mir, und um nicht vom Pferd zu fallen hatte sie ihre Arme eng um meinen Bauch geschlungen.

Der unruhige Ritt über Stock und Stein ließ ihre Hände ständig hin und her gleiten und da ich nicht aus Holz war, hatte ich so allmählich meine liebe Not, gewisse Gefühle zu unterdrücken. Das blieb Talin natürlich nicht verborgen. Aber statt erhoffter Zärtlichkeiten zwickte sie mich einfach in den Oberschenkel.

»Denk nicht mal daran«, knurrte sie mir ins Ohr. »Sieh lieber zu, dass wir bis zum Abend die schützenden Mauern irgendeiner Stadt erreichen. So allmählich habe ich genug von Abenteuer und Gefahren.«

Ich seufzte und lenkte das Pferd gen Süden, dorthin, wo ich Zemba wähnte.

Irgendwann zwickte mich Talin wieder.

Mürrisch zügelte ich das Pferd und warf ihr einen ärgerlichen Blick zu. »Was ist denn jetzt schon wieder? Das Pferd muss uns beide tragen, es geht nicht schneller.«

Statt einer Antwort deutete das Mädchen stumm nach links.

Ich drehte den Kopf und schluckte. Weit im Osten war eine riesige Wolke aufgewirbelten Staubes zu sehen. Ein schwacher Laut von Trommeln und Knochenpfeifen drang an mein Ohr.

Psa?

Ich hatte keine Lust darauf zu warten, bis man uns eingeholt hatte. Ich hämmerte dem Pferd die Absätze meiner Stiefel in die Weichen und nahm die Zügel fester in die Hand. Aus der beschaulichen Reise nach Zemba wurde urplötzlich ein Höllenritt.

Die verbotene Stadt

Die lehmbraune Stute gehorchte auf Schenkeldruck.

Sie war ein gutes Pferd und das war in dieser Wildnis so wertvoll wie Gold. Deshalb lenkte ich das Tier trotz der Staubwolke in unserem Rücken nur in leichtem Trab Richtung Süden. Ich hütete mich davor, jetzt wie ein Verrückter los zu reiten. Es machte keinen Sinn, das Pferd zu Tode zu hetzen, schließlich musste es zwei Reiter tragen, und nur die Götter wussten, wie lange wir noch verfolgt wurden.

Einige Zeit und etliche Meilen später war die Staubwolke noch immer hinter uns. Noch war sie nicht näher gekommen und noch lief das Pferd so leichtfüßig wie am Anfang, aber ich machte mir nichts vor. Spätestens am Abend würde die Stute unter unser beider Gewicht zusammenbrechen. Es galt nun, in diesem kargen Land eine Versteckmöglichkeit zu finden, denn ein Entkommen war schlicht und einfach aussichtslos.

Wir ritten in der Mittagsglut durch einen steinernen Hohlweg, wie er unübersichtlicher nicht hätte sein können. Bizarre Felsengebilde und mannshohe sonnenverbrannte Dornenbüsche ließen keinen Weg erkennen und ich orientierte mich an der Sonne, um nicht die falsche Richtung einzuschlagen. Der Pfad führte in eine schmale Schlucht, deren schartige Wände Dutzende von Einbuchtungen und Höhlen erkennen ließ. Außerdem drangen bis dort die Strahlen der Sonne nur spärlich vor.

Ich nickte zustimmend ob dieses Anblicks und lenkte das Pferd auf eine der Höhlen zu.

»Was hast du vor?«, fragte mich Talin.

Ich deutete mit der Linken auf die zerklüfteten Felswände vor uns. »Es müssten sich schon alle Mächte des Unheils gegen uns verschworen haben, wenn man uns in einer dieser halbdunklen Höhlen aufspürt. Auf dem felsigen Untergrund hinterlassen wir keine Spuren und ich glaube kaum, dass die hinter uns alle Höhlen untersuchen werden, egal wer auch immer es sein wird.«

Als das Mädchen skeptisch den Mund verzog, versuchte ich ihr

genauer zu erklären, warum ich glaubte, dass wir dort in Sicherheit waren. »Wir müssen uns nur absolut ruhig verhalten, dann reiten sie einfach an uns vorbei. Denn sie wissen ja nicht, dass da jemand vor ihnen ist. Unser Pferd wirbelt kaum Staub auf und Kundschafter von ihnen habe ich auch noch keine entdecken können. Wir müssen nur zusehen, dass die Stute ruhig bleibt, dann kann uns gar nichts passieren.«

Wir ritten noch ein Stück, dann stiegen wir ab und eilten auf eine der Höhlen zu, deren Eingang breit genug war, auch ein Pferd aufzunehmen.

Zu meiner Freude stellte ich fest, dass sich hinter dem Eingang ein weiterer Spalt befand. Dahinter lag eine Felsenkammer, die so groß war, dass wir alle darin aufrecht stehen konnten. Wer uns hier entdecken wollte, musste schon sehr genau hinsehen.

Um uns herum war nichts als Finsternis und die einzigen Geräusche, die die Höhle erfüllten, waren unser Atmen und das Schnaufen der Stute, die nervös mit den Vorderhufen im sandigen Boden der Höhle scharfte. Ich legte meine Hand auf ihre Nüstern und die Stute beruhigte sich wieder zusehends. Keinen Moment zu spät.

Draußen brach sich an den Wänden ein immer lauter werdender Hufschlag.

Eine Horde Reiter, ich schätzte sie auf fünf oder sechs, galoppierte heran. Es musste sich dabei um vorausreitende Späher handeln, denn diese geringe Anzahl von Pferden konnte niemals jene Staubwolke verursacht haben, die wir ständig im Rücken hatten.

Was folgen würde, musste ein Reitertrupp von solch gewaltiger Größe sein, der nichts und niemanden zu fürchten hatte. Anders konnte ich mir es nicht erklären, dass diese Kundschafter in einer solch unübersichtlichen Gegend derart geräuschvoll voraus ritten. Selbst bis in den hintersten Winkel unsere Höhle war ihr lautes Schreien und Lachen zu hören. Plötzlich ertönte schrilles Fiepen von der Decke unseres Verstecks und irgendetwas flatterte über unsere Köpfe hinweg.

Talin stieß einen unterdrückten Schrei aus und ich hatte Mühe, die Stute unter Kontrolle zu halten. Aber wir hatten Glück im Unglück. Das fliegende Wesen entpuppte sich als harmlose Fledermaus und das angstvolle Wiehern des Pferdes ging im Lärm unserer Verfolger unter.

Die ganze Schlucht versank von einem Augenblick zum anderen in einem Chaos aus Trommeln und Knochenpfeifen, stampfenden Pferden, rollenden Wagen und einem monotonen Singsang aus Hunderten von Kehlen. Ich drückte Talin die Zügel der Stute in die Hand und begab mich vorsichtig zum Ausgang der Höhle. Im Schatten eines mannsgroßen Felsen starrte ich ungläubig auf das Schauspiel, das da vor meinen Augen ablief.

Es war unglaublich.

Staubwolken stiegen auf und dichte Schleier aus Sand und Dreck verdunkelten die Sonne. Pferde wieherten, Peitschen knallten, Männer fluchten und wie eine alles verschlingende Flutwelle wälzte sich ein scheinbar endloser Strom aus Menschen, Tieren und Wagen in die Schlucht. Die halbe Welt schien unterwegs zu sein.

Ich sah gelbhäutige Psa, hochgewachsene, schwarzhaarige N'de und die gedrungenen Leute aus den Bergen in stiller Eintracht neben Mic-Macs und dunkelhäutigen Bewohnern aus den Hafenstädten des Südens nebeneinander reiten. Ich erkannte die zwergenhaften Bewohner der großen Wälder und die bleichen Gestalten aus der Sumpfwelt, Männer, Frauen und Kinder, und ständig war dieser seltsame, monoton klingende Singsang zu hören, der von einem großen Fest erzählte.

Stampfend und kreischend wälzte sich der Menschenstrom gen Süden und so allmählich dämmerte es mir. Als ich dem Schluss der gewaltigen Karawane nachblickte, wo Menschen mit Bündeln und Handkarren zu Fuß den Wagen und Reitern hinterher stolperten, kam auch Talin aus der Höhle. In ihrer Rechten hielt sie die Zügel der Stute, die sich inzwischen wieder beruhigt hatte, und mit hängendem Kopf beinahe regungslos neben dem Mädchen stand.

»Bei allen Göttern, was war das?«

»Hochzeitsgäste«, antwortete ich lapidar.

Als ich in Talins fragende Augen blickte, erklärte ich es ihr

genauer. »Erinnerst du dich nicht mehr? Ich habe dir doch erzählt, das Karnak, der Führer des Wasserclans, in ein paar Tagen in der verbotenen Stadt eine Prinzessin heiraten will.«

»Na und?«

»Nun, das waren soeben seine Hochzeitsgäste. Der fette Kerl hat anscheinend die halbe Welt eingeladen. Mir soll es recht sein. Zwei Reisende mehr werden da nicht groß auffallen.«

»Was hast du vor?«

»Na, was wohl«, erwiderte ich unwirsch und deutete in jene Richtung, wo Zemba, die verbotene Stadt, liegen musste.

»Wir werden uns der Karawane anschließen und sobald wir in Zemba sind, unsere eigenen Wege gehen.«

Zwei Tage später konnten wir im Schein der untergehenden Sonne die dunklen Umrisse der Mauern und Türme von Zemba erkennen. Jener geheimnisvollen Stadt, in der Karnak morgen seine Hochzeit feiern wollte.

Die glatten Steine der Stadtmauern ragten fast dreißig Schritte hoch in den Abendhimmel hinein und überall auf den Zinnen waren Bewaffnete zu sehen. Ein gewaltiges Tor aus fleckigem Eisen versperrte den Zugang und erst, als jemand an der Spitze der Karawane in bestimmten Abständen in ein Signalhorn blies, öffneten sich die Torflügel und wir konnten die verbotene Stadt betreten.

Befremdet musterte ich diesen seltsamen Ort. Alles hier erschien riesig, gewaltig, aber zugleich auch unheimlich. Obwohl der Zug der Ankömmlinge aus mindestens tausend Menschen und Tieren bestehen musste, verloren wir uns förmlich in den Straßen der Stadt. Es gab kein Haus, das nicht mindestens zwanzig Schritte in der Höhe maß und selbst die jämmerlichste Seitengasse war wenigstens so breit, dass drei Fuhrwerke ungehindert aneinander vorbeifahren konnten.

Die Bewohner der seltsamen Stadt schenkten uns keine Beachtung. In ihren seltsamen, ockerfarbenen Gewändern hasteten sie an uns vorbei und schienen uns überhaupt nicht zu beachten. Nur hin

und wieder sahen ein paar Frauen, durch den Lärm der Ankömmlinge aus ihrem Tagewerk gerissen, auf und bedachten uns mit gleichgültigen Blicken.

Was mich ebenfalls an der Stadt störte, war die Bauweise der Häuser, Tempel und Plätze.

Wohin ich auch blickte, überall sprangen mir Skulpturen, Reliefs und Ornamente ins Auge, welche alle die gleiche unheimliche Form besaßen.

Eine geflügelte, affenähnliche Kreatur mit weit aufgerissenem Rachen, die eine fast greifbare Kraft des Bösen ausströmte. Dieses Wesen konnte nur dem Hirn eines wahnsinnigen Bildhauers entsprungen sein, denn noch niemals zuvor erblickte ich solch eine Kreatur, auch wenn diese nur in Stein gehauen war.

»Irgendwie gespenstisch, das Ganze«, sagte Talin, die hinter mir auf dem Rücken der Stute saß, und ich konnte deutlich spüren, wie ein Schauer ihren Körper durchlief.

Ich folgte mit den Augen der Richtung, in welche ihre Hand zeigte und nickte.

Tatsächlich, sogar über den Türen der Häuser hingen diese Abbilder des Schreckens.

Ohne lange zu überlegen drängte ich unser Pferd mit einem Zügelruck in eine Seitenstraße, in der sich ein Laden an den anderen reihte.

»Das Beste wird sein, wir versuchen in dieser Gasse hier mit Leuten aus dem einfachen Volk in Kontakt zu treten. Von diesen Menschen erfahren wir am ehesten, was hier vor sich geht.«

»Oder auch nicht«, erwiderte Talin und als ich einen Blick über die Schultern warf, sah ich mindestens fünfzig Fußsoldaten, die sich uns mit glitzernden Lanzen im Laufschrift näherten.

Ich erschrak bis ins Mark.

Denn sowohl die Schilde als auch die Bronzehelme der Bewaffneten schmückte eine gedrungene Gestalt, die wie ein geflügeltes Affenwesen aussah.

Als die Ledersandalen der halben Hundertschaft hinter uns über das Straßenpflaster klatschten, wusste ich, dass es Zeit war zu handeln.

Die Bluthochzeit

Aus und vorbei!

Mein Kopf zuckte nach allen Seiten, während ich mit weit aufgerissenen Augen unsere Umgebung nach einer Fluchtmöglichkeit absuchte. Aber es war vergeblich, denn außer einer Straße, die wie ausgestorben hinter uns lag, gab es nicht die entfernteste Möglichkeit sich irgendwo zu verstecken. Zu beiden Seiten der breiten Straße standen die Häuser so dicht gedrängt, dass kein Durchlass oder eine schmale Gasse zu erkennen war. Nirgendwo wuchs ein Baum oder Strauch und die ganze Gegend war so menschenleer, dass jegliche Bewegungen sofort aufgefallen wären.

Ich starrte wütend nach vorne, während sich meine Rechte instinktiv um den Griff von *Gleichmacher* legte.

Bei allen Göttern, wir waren noch keine zwei Stunden in dieser seltsamen Stadt und hatten bisher noch mit niemanden auch nur ein Wort gewechselt, und trotzdem lief jetzt eine halbe Hundertschaft zu allem entschlossener Lanzenträger direkt auf uns zu.

Ihre Ledersandalen klatschten in einem Furcht einflößenden Stakkato auf die ausgetretenen Pflastersteine, während sie im Gleichschritt auf uns zu kamen, als wollten sie uns in Grund und Boden stampfen. Ich riss die Zügel unseres Pferdes zurück und Talin, die hinter mir auf dem Rücken der lehmfarbenen Stute saß, schrie erschrocken auf. Das Tier schüttelte die Mähne und tänzelte nervös zur Seite. Dann hatten uns die herbeieilenden Soldaten erreicht und ich rechnete schon mit dem Schlimmsten.

Umso größer war meine Überraschung, als sie uns nur flüchtige Beachtung schenkten und dann an uns vorbei marschierten, als wären wir Luft. Als ich Talin einen fragenden Blick zuwarf, bog der Trupp bereits in die nächste Seitenstraße ein. Nur noch Fetzen von gebüllten Befehlen, der Geruch von Leder und Waffenöl, welcher in der Luft hing, und das stetig leiser werdende Stampfen von Füßen erinnerten noch an die Soldaten.

»Bei allen Göttern, was war denn das?«

Ich zuckte mit den Schultern und machte ein ziemlich verblüfftes

Gesicht.

»Keine Ahnung«, erwiderte ich. »Im ersten Augenblick dachte ich, jetzt ist alles aus. Wir hätten niemals eine Chance gegen die Soldaten gehabt, aber jetzt, seltsam...«

Für weitere Mutmaßungen blieb jedoch keine Zeit mehr, denn wie durch Zauberhand füllte sich die Straße plötzlich wieder mit Leben. Überall aus den Häusern tauchten Menschen auf. Männer, Frauen und Kinder, die allesamt ihrem Tagewerk nachgingen, als sei nichts geschehen. Doch die Blicke, die sie uns dabei zuwarfen, waren alles andere als freundlich.

»Ihr seid wohl nicht von hier?«

Ich drehte den Kopf zur Seite und starrte fragend auf einen dicken Mann, der so plötzlich neben unserem Pferd stand, als wäre er aus dem Boden gewachsen.

»Wie kommst du darauf?«

»Wenn Karnaks Garde durch die Straßen eilt, sieht ein jeder zu, dass er verschwindet. Ihr habt euch der Garde förmlich in den Weg gestellt, das war ein großer Fehler. Auch wenn die Männer weiter gelaufen sind, glaubt mir, man hat euch nicht vergessen. Das kann gefährlich werden.«

Nachdenklich begann ich den Mann zu mustern. Der Sprecher war ein unglaublich fetter Kerl mit nacktem Oberkörper und lediglich mit einer fleckigen Leinenhose bekleidet. Sein feistes Gesicht war gerötet und glänzte vor Schweiß. Der ganze Mann machte einen schlechten Eindruck.

»Was willst du uns damit sagen?«

Als Antwort erhielt ich ein schmieriges Grinsen. »Es würde mich nicht wundern, wenn ihr nicht auch schon auf ihrer Liste steht.«

»Von was für einer Liste redest du da?«, fragte ich ungehalten. »Drücke dich gefälligst deutlicher aus oder verschwinde. Für derartige Unterhaltungen fehlt mir im Moment die Zeit.«

Der Dicke grinste noch eine Spur schmieriger, während er seine Hände auf den Bauch legte und seine Speckfalten streichelte. Dabei

begannen die kleinen Schweinsäuglein in seinem feisten Gesicht arglistig zu funkeln.

Ich ahnte nichts Gutes.

»Seit Karnak und die Psa hier in Zemba das Sagen haben, sind die Zeiten ziemlich ungemütlich geworden. Vor allem jetzt, da die Hochzeit Karnaks unmittelbar bevorsteht. Ein jeder hier fürchtet sich davor, dass sein Name auf der Liste erscheint.«

»Verdammt, lass dir doch nicht jedes Wort einzeln aus der Nase ziehen. Was hat es mit dieser seltsamen Liste auf sich? Antworte, oder mach endlich den Weg frei.«

Der Dicke machte eine weit ausladende Handbewegung in Richtung der Straße. »Früher, als die Leute noch den alten Göttern huldigten, wurden zu Feierlichkeiten wie Hochzeiten oder Beschneidungen Tieropfer gebracht, um die Götter gnädig zu stimmen. Seit Karnak und die Psa hier herrschen, sind es Menschen. Die Leute werden von der Garde willkürlich ausgewählt. Wenn man Pech hat und der Garde gefällt deine Nase nicht, stehst du schon auf der Liste und glaub mir, bisher hat es noch niemand überlebt, wenn sein Name dort erst einmal geschrieben stand.«

Ein ungutes Gefühl breitete sich in meiner Magengegend aus, weil ich ahnte, dass dies noch nicht alles an Hiobsbotschaften war, die uns der Dicke zu erzählen hatte.

»Jetzt weiß ich zwar, dass es schwierig ist hier zu leben, aber was ich nicht verstehe ist, warum werden wir so hasserfüllt angestarrt? Man kennt uns doch hier gar nicht und ich bin mir nicht bewusst, dass wir in der kurzen Zeit, in der wir hier sind, gegen irgendein Gesetz verstoßen haben.«

Der Mann grinste abfällig. »Das mag wohl sein, aber ihr habt die Aufmerksamkeit der Garde erregt und deshalb wird man sich über euch und eure Umgebung schon bald erkundigen. Keiner der Menschen, die hier leben, hat ein Interesse daran, die Aufmerksamkeit der Garde auf sich zu lenken. Ich hoffe, ihr versteht die Leute.«

»Was sollen wir jetzt tun?«, mischte sich Talin in das Gespräch ein.

»Karnaks Hochzeit beginnt in wenigen Stunden. Man wird die Stadt also jetzt völlig abriegeln, sodass niemand mehr herein- oder

herauskommt. Bis zum Abend werden dann die Opfer bestimmt und eingefangen. Hier könnt ihr aber nicht bleiben, die Menschen in dieser Straße würden euch eher töten und in irgendeiner anderen Gegend verschwinden lassen, als dass sie das Risiko eingehen, dass die Garde hier noch einmal auftaucht.«

»Aber du hättest da vielleicht eine Idee, wie wir aus dem Schlamassel herauskommen?«, vermutete ich.

Der Dicke begann tatsächlich zu nicken. »Man nennt mich nicht umsonst den listigen Massas. Allerdings ist meine Hilfe nicht ganz billig.«

Ich hatte bereits eine scharfe Erwiderung auf der Zunge, als plötzlich lautes Geschrei ertönte. Pferde wieherten, Peitschen knallten, Männer schrien. Der schrille Laut unzähliger Knochenpfeifen zerriss die Luft und das dumpfe Dröhnen fellbeschlagener Trommeln ließ die Häuser der Umgebung erzittern.

»Bei allen Göttern, was ist denn jetzt schon wieder los?«

»Man bringt Karnaks Braut zum Tempel in der Stadtmitte.«

Es war ein geradezu atemberaubendes Schauspiel, welches sich da unseren Augen bot.

Massas hatte unser Pferd einfach am Zügel gepackt, uns durch eine Seitengasse gezerrt und dann durch irgendwelche verschlungenen Pfade und geheimen Wege in den Hinterhof eines baufälligen Hauses gebracht. Dort hatten wir einen freien Blick auf die Hauptstraße, ohne gleich entdeckt zu werden.

Zuerst stapften mindestens zwei Dutzend Lanzen tragender Fußsoldaten an uns vorbei, dann folgte eine Horde Reiter, die bis an die Zähne bewaffnet waren. Das Schrillen der Pfeifen und der monotone Takt der Trommeln wurde lauter und ich sah, wie sich fast zwanzig Musikanten in ihren langen Kutten bemühten, den Reitern zu folgen. Ihnen folgte ein hochrädiger Wagen, der von vier dunklen Rappen gezogen wurde. Auf dem Wagen war eine Sänfte aus edlem Holz und kostbaren Tüchern festgemacht. Drinnen, so vermutete ich, saß die Braut dieser blutigen Hochzeit, bei der Menschen geopfert

werden sollten. Was musste das wohl für eine Frau sein, dachte ich noch, doch bereits einen Herzschlag später presste ich meine Hand hart auf meinen Mund, um nicht vor Überraschung loszuschreien.

Der Kutscher hatte nämlich Mühe, die vier Rappen unter Kontrolle zu bekommen. Die Pferde waren durch die Anzahl der vielen Menschen sichtlich nervös und als die Kutsche genau vor meinen Augen einen Moment lang ins Schlingern geriet, fiel einer der Vorhänge, welche den Einblick ins Innere der Sänfte verbargen, leicht zurück.

Ich glaubte zu träumen. Ich kannte die Braut, die Karnak heiraten wollte.

Bei allen Göttern, was war geschehen?

Die Braut war niemand anderes als Sina, meine große Liebe, von der ich annahm, dass ich sie niemals wiedersehen würde.

Karnaks Tempel

»Ist dir nicht gut?«

Wie aus weiter Ferne drang Talins Stimme an mein Ohr. Mein Herz pochte wie verrückt und in meinem Kopf überschlugen sich die Gedanken.

Nein, ich hatte nicht geträumt. Karnaks Braut war niemand anderes als Sina, jenes Mädchen aus dem Osten, das einst meine große Liebe gewesen war. Eigentlich hatte ich längst die Hoffnung aufgegeben, sie jemals wieder zu sehen. Zu viel war seit jenem schicksalhaften Tag geschehen, als ich aus Razamanaz flüchten musste, weil man mich fälschlicherweise für den Mörder ihres Onkels hielt. Ich war mehr als nur erstaunt, sie hier in der verbotenen Stadt zu sehen.

Aber was war inzwischen passiert?

Was veranlasste Sina, die Frau eines Mannes zu werden, der sich mit Kriegern verbündete, die das Volk des jungen Mädchens fast ausgerottet hatten?

Tausend solcher Fragen schossen mir durch den Schädel, und ich

musste beim Nachdenken wohl einen ziemlich belämmerten Eindruck gemacht haben, denn Talin und der dicke Massas starrten mich an, als wäre ich nicht mehr ganz richtig im Kopf. Auch wenn ich es nie offen zugegeben hätte, aber in der Zwischenzeit empfand ich auch für Talin mehr als nur freundschaftliche Gefühle. Erst Anila, dann Sina, und jetzt Talin. Bei den Göttern, vor meinen Augen begann sich alles zu drehen.

Ein derber Knuff in die Seite brachte mich schmerzhaft wieder in die Wirklichkeit zurück. Ich unterdrückte einen Schrei, legte die Hand auf mein Schwert, fuhr herum und hielt wieder inne. Natürlich, wer sonst außer Talin, die immer noch hinter mir auf dem Pferderücken saß, würde es wagen, mich so zu behandeln? Trotzdem runzelte ich ärgerlich die Stirn.

»Au, du tust mir weh!«

»Entschuldigung der Herr, aber ich wusste mir nicht mehr anders zu helfen. Du hast ein Gesicht gemacht, als hättest du einen Menschen mit drei Köpfen gesehen. Irgendwie musste ich dich ja wieder zur Vernunft bringen. Schließlich habe ich keine Lust, morgen zu sterben.«

»Wie meinst du das?«

»Während du wie ein Idiot Karnaks Braut hinterher gestarrt hast, hat uns seine Garde erneut dabei ertappt, wie wir sie beobachtet haben. Massas meint, dass, wenn wir nicht sofort von hier verschwinden, wir bis zum Abend zu den Opfern dieser Bluthochzeit gehören. Ich glaube ihm, schließlich lebt er hier schon einige Zeit und kennt sich mit der Garde aus.«

»Also los, worauf warten wir dann noch?«, erwiderte ich sofort.

»Was soll das jetzt wieder heißen, wo willst du hin?«

»Wohin schon? Zu Karnak natürlich.«

»He, Leute!«, mischte sich jetzt Massas in unseren Disput ein. Der Dicke sah dabei alles andere als glücklich aus. »Ihr seid wohl da draußen zu lange in der Sonne gesessen? Ich habe euch bisher in der Hoffnung begleitet, dass ihr mir meine Führung später einmal mit einigen Silberlingen belohnt. Schließlich habe ich eine Frau und acht Kinder zu ernähren und das Leben in Zemba ist nicht gerade billig. Aber soviel Silberlinge gibt es auf der ganzen Welt nicht, dass ich

dafür bereit wäre, Selbstmord zu begehen. Zu Karnak reiten, also so einen Blödsinn habe ich schon lange nicht mehr gehört.«

Massas schüttelte betroffen seinen Kopf.

»Wohin sollen wir denn sonst?«, versuchte ich seine Bedenken zu zerstreuen.

»So wie ich die Garde einschätze werden sie zuerst sämtliche Stadtausgänge versperren und danach Haus für Haus durchsuchen. Kein Mensch wird auf den Gedanken kommen, dass wir uns direkt vor ihren Augen verstecken.«

Das Gesicht des Dicken verwandelte sich nach einigen Momenten des Nachdenkens in eine schadenfrohe, grinsende Fratze. Wahrscheinlich hatte er sich bereits ausgerechnet, wie viel Silberlinge er noch zusätzlich verlangen könnte.

»Das könnte klappen. So verrückt ist tatsächlich niemand, das zu versuchen, und ich weiß auch schon einen Weg dorthin. Los, kommt mit.«

Karnaks Haus lag kaum eine Pfeilschussweite vom Stadtzentrum entfernt. Trotzdem stand die Mittagssonne bereits tief im Westen, als wir endlich den grasbewachsenen Hügel, auf dem sich das Gebäude befand, erreichten. Massas hatte uns mindestens eine geschlagene Stunde durch alle möglichen Gassen und Straßen geführt, obwohl Karnaks Wohnsitz auf direktem Weg schnell zu erreichen gewesen wäre. Anscheinend rechnete er mit irgendwelchen Problemen, die er uns ganz offensichtlich verschwieg. Die niedrige Sonne spiegelte sich auf den goldenen Mauerverzierungen und ließ das Gemäuer irgendwie unheimlich erscheinen. Auch hier war überall das Abbild einer geflügelten Kreatur zu erkennen, die nur dem Hirn eines Wahnsinnigen entsprungen sein konnte.

Etwas jagte mir beim Anblick des Hauses einen kalten Schauer über den Rücken.

Das lang gestreckte Kuppelgebäude aus weißem Stein, der hier im Land mehr als selten war, oder aber die vergitterten Tore und Fenster, die das Haus von weitem wie einen Dämonenschädel mit

weit aufgerissenem Schlund erscheinen ließen?

War es meine Bestimmung?

Ich spürte deutlich, dass ich mit meinen Gedanken nicht alleine war. Auch Talin erschauerte hinter mir spürbar, während Massas mit einem gequälten Grinsen seine Unsicherheit zu überspielen versuchte.

»Lasst uns wieder von hier verschwinden«, sagte Talin und schüttelte sich unwillkürlich.

»Irgendetwas stimmt hier nicht. Obwohl hier morgen eine Hochzeit stattfinden soll, sind sämtliche Türen und Fenster vergittert und nirgendwo ist auch nur eine Menschenseele zu sehen.«

»Wir bleiben trotzdem hier«, entschied ich brummend. »Irgendwie kommen wir schon in das Haus. Außerdem, wo sollen wir hin? Bestimmt macht die halbe Stadt bereits Jagd auf uns.«

Ich hatte kaum ausgesprochen, als plötzlich das dumpfe Dröhnen von Posaunen und Hörnern den Nachmittag erschütterte. Dem folgte augenblicklich ein seltsamer, monoton anmutender Singsang. Ich zuckte zusammen, denn ich kannte die abgehackten, beinahe wie Bellen klingenden Worte nur zu gut. Jetzt war mir auch klar, warum keine Menschenseele zu sehen war. Sie hatten sich alle irgendwo im Haus versammelt, denn der Singsang war nichts anderes als ein Gebet für den Hundegott, den Gott der Psa.

Wir mussten handeln, denn solange sie beteten, blieben wir unentdeckt. Ich schwang mich aus dem Sattel und reichte Talin, die vor Furcht am ganzen Körper zitterte, die Zügel.

»Keine Angst, so leicht kriegen sie uns nicht«, versuchte ich sie aufzumuntern. Dann betrachtete ich das Gebäude genauer.

Aber während ich noch nach einer Möglichkeit suchte, um die vergitterten Fenster und das durch ein großes Fallgatter versperrte Eingangstor zu überwinden, handelte Massas bereits.

Er verschwand um eine Ecke des Hauses, kehrte aber bereits nach wenigen Augenblicken wieder zurück und grinste über das ganze Gesicht.

»Hierher, los, kommt hierher!«

Ich musterte den Dicken einen Moment lang verwirrt, dann nickte ich und lief gemeinsam mit dem Pferd und dem Mädchen auf ihn zu.

Als wir ihn erreicht hatten, präsentierte er uns hinter jener Ecke, hinter der er kurz verschwunden war, eine kleine Seitentür, die jetzt offen stand.

»Bei allen Göttern, woher hast du ...«

»Man nennt mich nicht von ungefähr den listigen Massas«, fiel mir der Dicke ins Wort. »Das mit der Tür weiß ich von meinem Vetter, dem Weinhändler. Das hier ist sein Eingang. Karnak hat es anscheinend nicht gerne, wenn die Leute aus der Stadt am Haupttor sehen können, wie oft und wie viel Wein er sich bringen lässt.« Dann trat er zur Seite und machte für uns den Weg frei.

»Kommst du nicht mit?«

Massas schüttelte den Kopf. »Zu gefährlich, im Gegensatz zu euch muss ich nämlich hier in der Stadt leben, außerdem habe ich Frau und Kinder. Wenn ihr wieder von hier verschwinden wollt, wisst ihr ja, wo ich wohne. Dort bringe ich auch euer Pferd hin.«

Dann reichte er mir die Hand und verzog dabei missmutig sein Gesicht. Ihm war deutlich anzusehen, dass ihm der Entschluss zurückzugehen nicht leicht gefallen war. Ihn reizte das Abenteuer, vielleicht noch mehr wie die Aussicht auf Geld, aber wahrscheinlich gab das Wissen um seine Familie den Ausschlag. Irgendwie konnte ich den Dicken verstehen. Ich wühlte in meinen Hosentaschen und brachte ein paar Münzen zum Vorschein, die ich Massas in die Hand drückte.

»Es ist zwar nicht viel, aber ich verspreche dir eins. Wenn wir zurückkommen, bringe ich dir aus Karnaks Haus noch etwas mit.«

Massas begann wieder zu grinsen. »Von meinem Vetter weiß ich, dass Karnak gerne von goldenem Geschirr isst. So ein Teller oder ein Becher wären nicht schlecht.«

»Wird gemacht«, versprach ich ihm und wandte mich der kleinen Seitentür zu.

»He Thorak!«, rief mir Massas leise hinterher. »Es können auch zwei oder drei sein.«

Ich grinste, als ich in Karnaks Haus eintauchte.

»Könntest du bitte auf mich warten?«

Verdammt, vor lauter Sina, Karnak und Psa hatte ich doch fast meine junge Begleiterin vergessen. Energisch stapfte Talin hinter mir drein, während ihr Gesicht alles andere als freundlich anzuschauen war.

»Ich denke, du hast Angst. Warum willst du jetzt doch mitkommen?«

»Du glaubst doch wohl nicht im Ernst, dass ich dich da alleine hineingehen lasse«, zischte sie mir als Antwort zu. »Du hast Karnaks Braut angestarrt wie ein verliebter Gockel. Ich will wissen, was hier gespielt wird.«

»Warum?«

Ich hätte besser nicht gefragt, denn es brachte mir nur einen weiteren blauen Fleck am Oberarm ein. Nachdem sie mich gekniffen hatte, stemmte Talin ihre Fäuste in die Hüften und baute sich breitbeinig vor mir auf.

»Weil ich dich liebe, auch wenn du Holzkopf es noch nicht bemerkt hast.«

Der Altar der Hundegötter

Ein beklemmendes Gefühl machte sich in mir breit, je weiter wir in das Haus eindrangten.

Monotoner Singsang und gemurmelte Gebete hallten durch die Räume und Gänge und wurden als unheimliches Echo zwischen den Mauern hin und her geworfen. Immer wieder raschelte und scharpte es vor uns, dennoch war keine Menschenseele zu sehen.

Der Weg, der vom Lieferanteneingang aus ins Hausinnere führte, war nur spärlich durch eine halb abgebrannte Fackel beleuchtet, die in der Wand steckte.

Ich fluchte, weil der Gang außerhalb des Lichtkreises fast in völliger Dunkelheit lag. Ich nahm Talin bei der Hand und tastete mich mit gezogenem Schwert durch die Düsternis. Das Mädchen war von abergläubischer Furcht erfüllt. Sie konnte ihr angstvolles Zittern

nicht vor mir verbergen und ihre Fingernägel gruben sich mit jedem weiteren Schritt immer tiefer in meine Hand. Plötzlich machte der Gang einen scharfen Knick nach rechts und die Finsternis wurde durch den Schein eines flackernden Feuers unterbrochen, welcher aus einer weit geöffneten Tür hinaus auf den Gang fiel. Als wir den hellen Fleck erreicht hatten, sahen wir, dass sich in dem Raum dahinter eine Küche befand. Dort brannte in einem offenen Herd ein großes Feuer. Über den Flammen hing an einem eisernen Dreibein ein Topf, in dem sich einst irgendwelche Soßen oder Suppen befunden hatten. Aber jetzt war alles übergekocht und in das Feuer gelaufen. Es stank geradezu penetrant nach verschmortem Gemüse und verbrannten Gewürzen. Offensichtlich störte sich aber niemand daran, vielmehr sah es danach aus, als ob die Leute den Raum beinahe fluchtartig verlassen hatten.

Ich wollte gerade weiter gehen, als plötzlich von links, aus einer halbdunklen Ecke der Küche heraus, ein Geräusch ertönte, das mir das Blut in den Adern stocken ließ.

Ich wusste sofort, was das zu bedeuten hatte.

Mit einer knappen Handbewegung gab ich dem Mädchen zu verstehen, dass es sich in dem dunklen Gang niederkauern und ruhig verhalten sollte, dann huschte ich lautlos tiefer in die Küche. Kalter Schweiß stand auf meiner Stirn und ich hatte das Gefühl, als ob eine eisige Hand über meinen Rücken strich.

Das Geräusch stammte von reißenden, zuschnappenden Zähnen, die sich in ein Stück Fleisch verbissen hatten. Knochen wurden zerknackt, Fetzen herausgerissen und danach schmatzend und schlürfend verschlungen.

Als ich die Mitte des Raumes erreichte, sah ich außerhalb vom Lichtkreis des Herdfeuers eine kleine, gedrungene Gestalt am Boden sitzen.

Diese drehte urplötzlich den Kopf und starrte mich aus geschlitzten, gelblichen Augen an. Das dreieckig zulaufende Gesicht wurde beherrscht von einem riesigen blutverschmierten Mund voll dicht stehender, nach innen gebogener Zahnreihen. Die Gestalt erinnerte deutlich an jene geflügelte Dämonenkreatur, die in der ganzen Stadt allgegenwärtig an beinahe jedem Haus zu sehen war.

Aber das war nicht einmal der Grund, warum mir der Atem stockte.

Es war das, was dieses Wesen in seinen Klauen hielt.

Ein menschlicher Arm, der offensichtlich mit brachialer Gewalt aus dem Schultergelenk irgendeines Unglücklichen herausgerissen war. Die wachsbleiche Haut war vom Ellbogen bis zum Schulterknochen förmlich abgeschält, Fleischfetzen herausgerissen und Knochen bloßgelegt. Als sich die Kreatur vor mir aufrichtete, ließ sie den Arm einfach fallen. Ein widerliches Krächzen entrang sich seiner Kehle und dann sprang das Wesen mit einem gewaltigen Satz direkt auf mich zu.

Ich schlug zu, ohne zu überlegen.

Mein Schwert blitzte im Schein des Herdfeuers auf und der Schädel des Wesens flog in einem Blutregen von den Schultern. Im selben Moment wurde es schlagartig still. Der Gesang und die Gebete waren verstummt und auch kein Rascheln oder Scharren ertönte. Selbst das Prasseln des Herdfeuers war nicht mehr zu hören. Es schien, als hielte die Welt für einen Moment den Atem an.

Ich rannte aus der Küche, schnappte mir das Mädchen und lief mit ihr den Gang entlang. In diesem Augenblick verwandelte sich die plötzliche Stille in ein Chaos aus gebrüllten Gebetsfetzen, dem dumpfen Dröhnen eines Gongs und dem schrillen Kreischen irgendwelcher dämonischen Kreaturen. Ich kannte keinen Menschen, der solche Töne von sich geben konnte. Der infernalische Krach schwoll zu einem solchen Lärm an, dass ich befürchtete, mir würde jeden Moment das Trommelfell platzen. Zwanzig Schritte später war der Gang unverhofft vor einer wuchtigen Holztür zu Ende. Der Lärm, der immer unerträglicher wurde, kam aus dem Teil des Hauses, der hinter der Tür lag.

Die Tür war nicht abgeschlossen und als ich sie vorsichtig öffnete, schwang sie lautlos nach innen. Wir traten hindurch, dann schob ich einen schweren Brokatvorhang, der uns die Sicht nach vorn verdeckte, zur Seite, und erstarrte.

Vor uns lag ein sechseckiger Saal, der von rotgelb brennenden Fackeln erleuchtet wurde, die zu Hunderten in schmiedeeisernen Wandhalterungen steckten. Zur rechten Seite stand ein Thron, der mit kostbaren Steinen und edlen Stoffen und Fellen verziert war. Darauf saß einer fetten Kröte gleich ein unglaublich dicker und ziemlich kleiner Mann. Eigentlich sah er in seiner kurzen, nachtschwarzen Kutte lächerlich aus, wären da nicht seine Augen gewesen, in denen ein unirdisches schwarzes Feuer glühte.

Dieser Gnom war bestimmt Karnak.

Auf seinem Kopf thronte ein unscheinbarer Helm, der mit mystischen Symbolen verziert war. Das musste der Heggenhelm sein, eines der göttlichen Artefakte unseres Volkes.

Warte nur, dachte ich grimmig, lange gehört dir der Helm nicht mehr.

Neben Karnak drosch ein großer, nicht minder fetter Glatzkopf mit einem mannsgroßen Schlegel wie ein Verrückter auf einen silbernen Gong ein. Um den Thron herum standen auf dem Boden sternenförmig aufgestellt flache Schalen mit brennendem Öl. Psapriester in schwarzen und scharlachroten Kutten knieten auf den nackten Fliesen.

Es mussten fast ein Dutzend sein. Manche von ihnen sangen, wieder andere leierten irgendwelche alten Gebete und Beschwörungen herunter. Aber eines hatten sie dabei alle gemeinsam, sie wurden immer lauter.

Vor all den Menschen, etwa in der Mitte des riesigen Raumes, tanzten drei bucklige, zwergenhafte Geschöpfe um einen rechteckigen Steinklotz, der offensichtlich als Altar diente. Diese Wesen sahen genauso aus wie jene Kreatur, der ich vorhin in der Küche den Kopf von den Schultern geschlagen hatte. Kaum drei Fuß groß, mit einem Körper, der wie eine Mischung aus Affe und Fledermaus wirkte, und einem Schädel, der menschliche Züge besaß. Mit grotesken Sprüngen hüpfen sie geifernd und kreischend um den Altar.

Es war ein Bild wie aus einem Tollhaus.

Auf dem steinernen Klotz, an dessen Längsseite überall das Antlitz des Hundegottes der Psa eingemeißelt war, lag ein schlankes

Mädchen. Ihr nackter Körper war mit Lederriemen auf den Altar gebunden, ihre Augen weit aufgerissen und in ihrem verzerrten Gesicht waren der Schrecken und das Entsetzen eines ganzen Universums zu erkennen.

Das Mädchen war Sina.

Berserkerwut erfüllte mich, mein Schwert begann zu glühen und aus meiner Kehle kam ein dumpfes Knurren. Noch waren wir unentdeckt, denn alle, ob Menschen oder diese geflügelten Kreaturen, waren solchermaßen in ihr Ritual vertieft, welches offensichtlich seinem Höhepunkt entgegen strebte, dass sie ihrer Umgebung keinerlei Aufmerksamkeit schenkten.

»Was hast du vor?«, flüsterte Talin ängstlich.

Später erzählte sie mir, das ich mit meinem vor Wut verzerrten Gesicht, den blitzenden Zähnen und den blutunterlaufenen Augen in diesem Moment mindestens genauso schrecklich ausgesehen hatte wie jene geifernden Wesen, die um den Altar tanzten.

»Ich werde dieser Zeremonie ein Ende bereiten. Bei Hela und Belen, heute ist ein guter Tag zum Sterben.«

Alle waren so sehr mit Beten, Singen und Tanzen beschäftigt, dass uns immer noch niemand entdeckt hatte. Karnak saß aufgeregt auf seinem Thron und starrte das nackte Mädchen auf dem Altar aus lüsternen Augen an. Als er sich dann genüsslich über die Lippen leckte und sich mit seiner Hand zwischen die Beine griff, explodierte ich fast vor Wut.

Ich sprang vor und trat mit den Füßen nach den Feuerschalen am Boden. Erst jetzt wurde ich entdeckt, aber da war es bereits zu spät. Brüllend stoben die Priester auseinander, während das brennende Öl ihre Kutten erfasste und etliche von ihnen in lebende Fackeln verwandelte. Talin sprang neben mich und schleuderte weitere der brennenden Schalen zwischen die Priester und machte dadurch die Verwirrung komplett. Niemand dachte in diesen Momenten daran uns gefangen zu nehmen oder gar zu töten. Unzählige Priester wälzten sich brennend und schreiend am Boden, während andere mit

Wandteppichen und Decken versuchten, die Flammen zu löschen. Die dämonischen Kreaturen am Altar hüpfen und kreischten wie verrückt, kamen aber nicht näher.

Ich konnte mich auch nicht weiter um sie kümmern, denn aus den Augenwinkeln heraus bemerkte ich, wie der fette Glatzkopf am Gong mit seinem Schlegel auf mich los ging.

Der Kerl konnte einem fast leid tun, denn er hatte nicht die geringste Chance gegen meine Berserkerwut und mein magisches Schwert. Seine Angriffsversuche wirkten unbeholfen und lächerlich. Schon mit dem ersten Schlag schmetterte ich ihm seinen Schlegel aus der Hand, der zweite Hieb warf ihn sterbend vor den Thron Karnaks. Dieser aber hatte seinen Platz verlassen und rannte schreiend auf den Altar zu.

Ich konnte ihn nicht verfolgen, weil sich in der Zwischenzeit drei Psapriester aus dem Chaos gelöst hatten und mit Krummdolchen bewaffnet auf uns zukamen.

Zwei auf mich und einer auf Talin.

Der Kampf um den Heggenhelm

Ich wirbelte mit dem Schwert in der Hand herum.

Aber das Mädchen war bereits wieder Herr der Lage. Wie eine Wildkatze war Talin auf den Angreifer in der schwarzen Kutte zugesprungen und hatte ihm mit aller Kraft das Knie zwischen die Beine gerammt. Während der Priester mit hervorquellenden Augen keuchend zu Boden sank, schnappte sie sich jenen Schlegel, mit dem Augenblicke zuvor noch der fette Glatzkopf wie ein Verrückter auf den silbernen Gong eingeschlagen hatte und knallte ihm das Ding direkt auf die Stirn. Der Kuttenträger gab einen ächzenden Laut von sich und kippte einfach zur Seite.

Ich zuckte zusammen, als hätte mich der Schlegel getroffen.

Bei allen Göttern, was für einen Brummschädel würde den Mann wohl erwarten, wenn er wieder zu sich kam?

Bevor ich mir darüber aber weiter den Kopf zerbrechen konnte,

geriet ich selber in Schwierigkeiten. Ich bekam es nämlich gleich mit zwei messerschwingenden Angreifern zu tun. Einer kam von links, einer von rechts und so unterschiedlich sie auch an Größe und Gestalt waren, hatten sie beide doch eines gemeinsam. Ihre Gesichter waren vor Hass und Wut förmlich entstellt und in ihren blitzenden Augen lag die pure Lust am Töten.

Als der Größere der beiden mit einem schrillen Schrei auf mich zusprang, sauste mein Schwert herab und schickte den Psapriester mit abgetrenntem Messerarm zu Boden.

Ich wirbelte herum und entging dem Tod in Gestalt einer blitzenden Klinge nur um Haaresbreite. Der zweite Angreifer hatte mich beinahe überrumpelt. Die Spitze seiner Waffe durchschnitt den Stoff meines Leinenhemdes und ritzte mir den Oberarm bis fast zur Schulter auf. Innerhalb eines Atemzuges war mein Ärmel voller Blut.

Mit einem wütenden Knurren riss ich das Schwert hoch. Die Klinge drang durch die nachtschwarze Kutte in die Brust des Priesters und sein Blut schoss mit einem wahren Schwall aus der Schwertwunde. Der Psa zuckte zusammen und sank schließlich mit gebrochenen Augen zu Boden.

Tödliche Wut erfüllte mich, den Berserker in mir dürstete es nach weiterem Blut. Entschlossen hob ich wieder meine bluttriefende Klinge, doch der Kampf war längst entschieden. Eine beinahe gespenstische Stille hatte sich jetzt über den Saal gelegt. Statt Gebete und dämonischer Gesänge hallte jetzt das schmerzerfüllte Wimmern der Psa, die meinen Feuerangriff schwer verletzt überlebt hatten, durch den Raum. Die Luft war erfüllt vom Geruch nach Blut, Feuer und Tod und dem entsetzlichen Gestank von verbranntem Menschenfleisch. Von Karnak und den geflügelten Dämonen war ebenso wenig zu sehen wie von Sina. Der Altar war leer, bis auf ein paar durchschnittene Lederstricke. Außerdem waren vier der Psapriester ebenfalls entkommen, denn ich zählte nur acht von ihnen, die entweder tot oder schwer verletzt rings um mich herum auf dem Boden lagen.

»Du blutest ja«, sagte Talin plötzlich in die Stille hinein.

Bevor ich aber antworten konnte, ertönte links von mir ein unter-

drücktes Stöhnen.

Er war klein, hatte ein schmales, faltiges Gesicht und eine riesige Hakennase, die beinahe so groß war wie eine Männerhand. Erst als er sich mühsam aufrichtete und dabei jammernd seinen Schädel betastete, wusste ich wieder, wo ich ihn zuordnen musste.

Der Kerl war jener Psapriester, dem Talin zwischen die Beine getreten hatte, um ihm anschließend den Gongschlegel aufs Hirn zu knallen. Bevor der Bursche wusste wie ihm geschah, war ich heran, packte ihn am Kragen seiner Kutte und hielt ihm mein blutbeflecktes Schwert vor die Augen.

»Wohin sind sie geflohen?«, herrschte ich ihn an.

»Wer ... wie ...«, stammelte der Priester irritiert und seine Blicke flogen angstvoll zwischen mir und Talin hin und her.

»Wo steckt Karnak jetzt? Rede, oder bei den Göttern, ich werde dir ...«

Den Rest meiner Drohung konnte ich mir sparen, denn dieser Bursche hier entsprach so gar nicht dem Bild, das man sich ansonsten von einem Psapriester machte. Er war weder fanatisch noch von dem Gedanken beseelt, jeden Andersdenkenden zu töten, noch wurde er von irgendwelchen Dämonen oder dunkler Magie beherrscht. Der kleine Kerl hatte einfach Angst und deshalb sprudelten ihm die Worte geradezu wie ein Wasserfall über die Lippen.

Der Mann redete förmlich um sein Leben.

»Sie sind zu den Höhlen geflohen, bestimmt, denn dort wagt sich kein Sterblicher hin.«

»Von was für Höhlen sprichst du?«

»Von denen des Mamanti. Die ganze Stadt ist unterhöhlt von unterirdischen Gängen und Kammern, in denen der Mamanti mit seinen Kindern lebt. Ja, bestimmt sind sie da, nur dort kann Karnak das Ritual ungestört vollenden.«

»Wer oder was zum Teufel ist Mamanti?«, wollte Talin wissen.

Ich ließ das Schwert sinken und musterte den Priester eindringlich.

»Rede!«, zischte ich, obwohl ich die Antwort bereits zu kennen glaubte.

Der Mamanti war mit Sicherheit niemand anderer als jener Dämon, dessen steinernes Abbild überall in der verbotenen Stadt zu sehen war und seine Kinder demnach die Kreaturen, die um den Altar herum getanzt hatten. Eine innere Stimme sagte mir, dass ich diesem Mann besser nicht davon erzählen sollte, dass ich eben solch ein Wesen erst vor kurzem in der Küche des Hauses erschlagen hatte.

Also nickte ich und forderte ihn erneut auf zu reden.

Kurze Zeit später wussten wir alles über die verbotene Stadt, Karnak und Mamanti.

Einst, als der Kampf zwischen den Göttern des Lichts und den Mächten der Dunkelheit noch längst nicht entschieden war, wurden der Mamanti und seine Brut durch die heiligen Artefakte des N'de-Volkes unter die Erde verbannt. Nur das Blut einer Frau, die am selben Tag wie jener der Verbannung geboren war, und durch die Zerstörung eines unserer Artefakte konnte dieser Dämon wieder zum Leben erweckt werden. Karnak hatte von der Legende gehört und setzte in seiner Machtgier nun alles daran, diese Kreatur wieder zu beleben. Er erging sich in der falschen Hoffnung, Mamanti würde ihm als Dank dafür dienen. Für dieses Ziel war er sogar eine Allianz mit den Psa eingegangen. Was er aber nicht wusste, war die Tatsache, dass er für die Psa nur Mittel zum Zweck war. Sie wollten die Weltherrschaft und dazu benötigten sie jede nur erdenkliche Verstärkung, selbst die der Dämonen der Dunkelheit.

Ich erschauerte.

Wenn es mir also nicht gelang, das Hochzeitsritual Karnaks zu unterbrechen und den Heggenhelm, jenes Artefakt, in dessen Besitz der machtgierige Gnom war, zu erobern, dann war es schlecht um die Zukunft dieser Welt bestellt, und natürlich auch um die meine.

»Wo geht es zu diesen Höhlen?«

Der Priester deutete auf eine der Türen rechts von uns.

»Gut, du gehst voran. Du wirst uns führen!«

Als der Psa entsetzt mit dem Kopf schüttelte, klopfte ich ihm kurz mit dem Schwert gegen die Rippen. Danach hatten wir Mühe ihm zu folgen.

Vorsichtig öffnete Talin die Tür, während ich mit gezogenem Schwert den vor Angst schlotternden Priester beobachtete. Mit einem knirschenden Geräusch schwang die Tür nach innen und gab uns den Blick frei auf einen schmalen, von Fackeln erhellten Gang. Aber anders als die Gänge im Haus, die aus Fliesen oder Steinplatten bestanden, war dieser nur eine Röhre, die mitten durch das Erdreich getrieben war. Hin und wieder stützten schwere Balken die Decke. Modrige Luft schlug uns entgegen, als wir weiterliefen, und immer wieder flohen quiekend ein paar Ratten vor unseren Stiefeln.

Keiner gab einen Laut von sich.

War es bei mir die Vorsicht, nicht durch ein unachtsames Geräusch vorzeitig entdeckt zu werden, war es bei Talin und dem Psa die Furcht vor dem, was uns wohl am Ende des Ganges erwarten würde.

Ich blickte mich ständig um.

Immer wieder sah ich vor uns im flackernden Schein der Pechfackeln schwarze Schatten den Gang entlang huschen. Außerdem wurde die Luft mit jedem weiteren Schritt immer wärmer und der Modergeruch stärker.

»Wie weit noch, Priester?«, knurrte ich den Psa an, nachdem wir mindestens schon hundert Schritte hinter uns gebracht hatten. »Wir müssten inzwischen doch schon unter dem Haus durchmarschiert sein und uns irgendwo im Innern des Hügels befinden.«

»Habt Geduld, wir haben das Haus noch nicht einmal zur Hälfte durchwandert. Das ganze Gebäude misst wenigstens tausend Schritte im Durchmesser, auch wenn es von außen nicht so aussieht. Um die gesamte Höhlenwelt des Mamanti zu durchschreiten, bedarf es sogar mindestens drei Tage.«

Ich schwieg, bis wir das Ende des Ganges erreicht hatten. Dort verharrte ich, bereit, jederzeit mit meinem Schwert zuzuschlagen. Denn ab hier gab es nur noch eine schmale Treppe, die steil nach unten führte. Das Ganze war nur spärlich beleuchtet. Ein schwacher, rötlicher Lichtschein, der vom Ende der Treppe kam, war die einzige Lichtquelle und außerdem wurde der Gestank von Fäulnis und

Moder immer stärker.

»Wo führt diese Treppe hin?«

Der Psa duckte sich unter meinem scharfen Blick und senkte den Kopf.

»Die Kinder des Mamanti werden mich in Stücke reißen, wenn ich jetzt weitergehe.«

»Und wenn du stehen bleibst, hackt dich mein Schwert in Stücke. Du hast also die Wahl.«

Eigentlich tat mir der Kerl irgendwie leid. Aber ich konnte nicht anders. Zuviel stand auf dem Spiel, angefangen von Sinas Leben bis hin über das Schicksal meines Volkes. Ich war fest entschlossen, Karnak mitsamt seinem Dämon zu vernichten. Ich musste den Kampf um den Heggenhelm gewinnen, denn irgendetwas tief in meinem Innern sagte mir, dass dies ein Teil meiner Prophezeiung war.

Talin nickte mir aufmunternd zu, als ich den Psa mit einem Fußtritt die Treppe hinunter beförderte.

»Endlich ein Kerl, der weiß, was er will. Ich liebe dich, Thorak!«

Mein Kopf ruckte herum. Aber bevor ich darauf etwas erwidern konnte, drang vom Ende der Treppe ein beinahe wahnwitziges Gebrüll an unserer Ohren.

Der Fluch des Mamanti

Das Brüllen wurde lauter und im nächsten Moment schoss eine dunkle Gestalt wie eine angreifende Schlange auf mich zu. Krallen hackten nach mir, schlitzen mein Hemd auf und zogen eine blutige Spur über meine Brust.

Mit einem wilden Fluch stieß ich mein Schwert nach vorne, während hinter mir Talin gellend zu schreien begann. Der unbekannte Angreifer war eines jener Wesen, die vorhin noch geifernd um den Alter getanzt hatten. Drei, höchstens vier Fuß groß, mit dem behaarten Körper eines Affen und mit ledernen, fledermausähnlichen Schwingen anstelle von Armen. Der kantige Schädel mit der

niedrigen Stirn und der von Reißzähnen besetzte Schlund verliehen dem Geschöpf ein Furcht erregendes Aussehen, dennoch besaß diese Fratze irgendwie menschliche Züge. Davon zeugte auch der Stofffetzen, den sich das Wesen um den Unterleib gewickelt hatte.

Ich kannte kein Tier auf dieser Welt, das seine Scham bedeckt hielt.

Die Kreatur hüpfte wie ein flugunfähiger Vogel vor mir auf und ab, während ihre krallenbewehrten Füße wie Messerklingen über den Steinboden der Treppe scharrtten. Die Bestie kreischte schmerzerfüllt auf, weil sie mit ihren schwerfällig anmutenden Bewegungen meinen wilden Schwertstößen kaum ausweichen konnte. Trotz des diffusen Lichtscheins konnte ich deutlich erkennen, wie dieses Wesen aus mehreren Wunden blutete.

Eine kurze Zeit lang umkreisten wir uns noch stumm auf der schmalen Treppe. Mal hüpfte ich auf und ab, duckte mich und sprang dann wieder zurück, um seinen Krallen zu entgehen, mal versuchte er mit beinahe grotesk anmutenden Bewegungen der Schärfe meiner Klinge zu entgehen. Dann hatte ich genug von dem Herumtändeln und ging selber zum Angriff über. Wie ein Tier sprang ich meinem Feind entgegen und stieß ihm mein Schwert tief in die Brust.

Die Klinge drang ihm fast bis zum Griff in den Leib und mit einem schrillen Laut ging das Wesen zu Boden. Dann lag es still auf den Stufen.

Ohne lange nachzudenken packte ich Talin bei der Hand und lief die Treppe hinunter. Ich hatte keine Ahnung, was mich am Ende der Stufen erwarten mochte.

Ich war nur noch von einem einzigen Gedanken beherrscht.

Ich musste Sina retten!

Gegen Ende der Treppe wurde die Luft immer modriger und der Gestank nach Fäulnis und Verwesung so stark und beißend, dass meine Augen zu tränen begannen. Ich atmete mit offenem Mund und jeder Atemzug brannte wie ätzende Säure in meinem Hals. Talin erging es nicht besser. Sie würgte und war nahe daran sich zu über-

geben. Aber als wir das Ende der Treppe erreicht hatten, von wo aus wir in eine kreisrunde Höhle kamen, ließ uns der Anblick, welcher sich nun unseren Augen bot, alles andere vergessen.

Wir waren mitten in einem Alptraum gelandet.

Die Höhle bestand aus einem riesigen, kuppelartigen Raum. Etwa in der Mitte gab es einen mannshohen Stein, vor dem jetzt Karnak kniete. Zu seiner Rechten lag der schlaffe Körper einer offensichtlich bewusstlosen Frau, die niemand anderes als Sina war.

Gleich zu unserer Linken kauerten die letzten beiden der geflügelten Affenwesen auf dem Boden und bohrten in wilder Raserei ihre Zähne immer wieder in den Leib jenes unglücklichen Psapriesters, der uns bis hierher geführt hatte. Ihr Schmatzen und Schlingen klang beinahe schmerzhaft in meinen Ohren. Aber all diese Eindrücke verblassten so schnell, wie ich sie registriert hatte angesichts jener Kreatur, die auf dem dunklen Stein thronte.

Diese gigantische, affenähnliche Gestalt mit ihrem riesigen haarigen Körper und den fledermausähnlichen Schwingen konnte niemand anderes als der Mamanti sein. Ein flatternder, geifernder Dämon, der letzte einer uralten Rasse, die schon über die Erde wandelte, als die Ursprünge der Menschheit noch im Uferschlamm der Meere lagen. Sein missgestalteter Schädel mit dem breitflächigen Gesicht und den dunklen, glühenden Augen wiegte hin und her, während Karnak irgendwelche Beschwörungen an ihn richtete. Ich verstand kein einziges Wort, aber aus seinen Gesten konnte ich herauslesen, dass dieser Gnom vorhatte, Sina dem Dämon zu opfern.

Zu mehr blieb keine Zeit, denn im nächsten Moment überschlugen sich die Ereignisse.

Im Angesicht der Dämonenbrut begann mein Schwert förmlich zu glühen. Ein unwirkliches Licht aus eisigem Blau und intensivem Rot gleich glühender Lava erhellte die Höhle. Mit grässlichen Lauten ließen die beiden menschenfressenden Dämonen sofort von dem toten Priester ab und griffen mich an.

Ihre geifernden Fänge blitzen im magischen Licht meiner Waffe, als sie im geduckten Lauf heran jagten. Trotz meiner Berserkerwut zielte ich genau und kein Schwerthieb verfehlte das Ziel. Eine Kreatur wand sich mit durchbohrtem Leib zuckend über den Boden,

die andere sank mit aufgeschlitzter Kehle einfach zur Seite. Ohne zu überlegen sprang ich im Kampfrausch mit einem weiten Satz auf Karnak und den Mamanti zu. Beide waren so tief in irgendein grausames Ritual vertieft, dass sie mich erst wahrnahmen, als ich unmittelbar vor ihnen stand.

Mit einem wilden Schrei unterbrach Karnak seine unheimlich klingenden Beschwörungsformeln und riss ein glänzendes Kurzsword aus dem Gürtel. Fluchend rief er die alten Götter der N'de um Hilfe, während er mit seiner Waffe wie ein Wahnsinniger auf mich einschlug.

»Stirb, du Sohn einer Kröte«, kreischte er, während er seine Klinge immer schneller mit der meinen kreuzte.

Aber mir war auf meinem Weg von Eislanden bis hierher in den Süden von mehreren Lehrmeistern der Umgang mit der Waffe gezeigt worden. Deshalb parierte ich seine wütenden Hiebe beinahe mühelos. Bei jedem Schlag sprühten Funken, wenn sich unsere Klingen klirrend trafen. Mit funkelnden Augen und hassverzerrtem Gesicht versuchte der Gnom, mit einer Finte meine Deckung zu durchbrechen. Aber ich war auf der Hut und im Gegenzug gelang es mir, Karnak das Schwert in die Seite zu stoßen.

Der Gnom ließ die Waffe fallen und presste seine Rechte auf die Wunde. Blut quoll durch seine Finger. Ächzend ging Karnak in die Knie.

»Dein Sieg wird dir nichts nützen, das Ritual ist fast vollbracht. Das Blut des Mädchens wird Mamanti zum Leben erwecken und durch ihn werde ich unsterblich werden.«

Er spuckte mir die Worte förmlich entgegen, so groß waren seine Wut und sein Hass.

Ich hielt ihm mein Schwert entgegen, das inzwischen wie eine Fackel glühte.

»Du irrst dich, du verdammter Dämonendiener. Gegen das Schwert unserer Götter kann selbst der Mamanti nicht siegen.«

Karnak war nun völlig außer sich. »Für diese Blasphemie wird er dich zertreten wie einen Wurm.«

Statt einer Antwort hielt ich dem geflügelten Dämon mein Schwert entgegen. Ich wusste in der Zwischenzeit um die Macht der

magischen Klinge und tatsächlich, beim Anblick der Klinge begann die Kreatur zu schreien.

Die geflügelte Bestie erhob die Arme, als wolle sie einen unsichtbaren Angriff abwehren und taumelte zurück. Ich spürte, dass ich hier eine Entscheidung erzwingen konnte. Der Mamanti wand sich unter Qualen und sein schrilles Geschrei gellte in meinen Ohren. Ich war kurz vor einem triumphalen Sieg über die Psa und ihre dunkle Dämonenbrut.

Aber wie gesagt, ich war, denn ich hatte Karnak vergessen.

Während ich *Gleichmacher* dem Dämon entgegen reckte, erkannte Karnak, dass ich hier eine Waffe besaß, die ihrer dunklen Magie nicht nur ebenbürtig war, sondern die ihre gesamten Pläne vernichten konnte. Trotz seiner schweren Verletzung stürzte er sich auf mich.

Benommen von Magie und dem sicheren Gefühl des Sieges traf mich der Aufprall Karnaks fast unvorbereitet. Erst, als sein Schwert meinen Oberarm durchbohrte und Blut meinen Ärmel füllte, reagierte ich. Eigentlich zu spät, aber da gab es ja noch Talin. Der Fußtritt meiner Gefährtin warf den Gnom wie einen alten Lumpen gegen den dunklen Stein Mamantis, wo er mit gebrochenen Augen liegen blieb.

Erst jetzt war Karnak endgültig tot, dennoch musste ich hilflos mit ansehen, wie die geflügelte Bestie nach Sina griff und mit unvorstellbarer Schnelligkeit der Höhlendecke entgegen flatterte.

Dorthin, wo zwischen brüchigem Felsgestein eine schmale Öffnung sichtbar war.

Wenn Frauen hassen

Meine Wut war grenzenlos.

Zur Untätigkeit verdammt musste ich mit ansehen, wie die geflügelte Bestie höher und höher stieg, bis sie schließlich mitsamt ihrer Beute durch ein Loch in der Höhlendecke hinaus ins Freie entschwand. Ich weiß nicht, wie lange ich diesem Dämon nachgestarrt hatte, aber als mir Talin irgendwann ihre Hand auf die Schulter legte, konnte ich kaum noch den Kopf drehen. Resignierend blickte ich zu Boden.

»Mach dir keine Vorwürfe, du hast getan, was in deiner Macht stand.«

»Trotzdem habe ich versagt«, entgegnete ich leise.

»Aber nur wenn du weiterhin hier herumstehst«, versuchte mich das Mädchen aufzumuntern.

»Was ist plötzlich los mit dir? So mut- und kraftlos kenne ich dich ja gar nicht. Wo ist denn jener Thorak geblieben, der mit seinem magischen Schwert selbst Göttern trotzte?«

Bei ihren letzten Worten zuckte ich unwillkürlich zusammen. Ich hatte plötzlich das Gefühl, als hätte Talin damit in meinem Innersten einen Hebel umgelegt. Magie, ja natürlich, das war es, schoss es mir durch den Kopf. Mit wenigen Schritten war ich bei Karnak. Ich schob meine Stiefelspitze unter den schlaffen Körper des Gnoms und drehte ihn mit einem Ruck zur Seite. Als mein Blick auf sein Gesicht fiel, hatte ich einen Moment lang das Gefühl, als starrten mich seine leblosen Augen anklagend an. Aber dann schüttelte ich den Kopf und riss ihm mit einem kurzen Ruck den Helm vom Schädel.

Obwohl er angeblich göttlichen Ursprungs war und man ihm magische Kräfte nachsagte, sah er überhaupt nicht beeindruckend aus. Der eigentliche Helm bestand aus Eisen, darüber verlief eine einfache bronzene Zier, die zu einem hochgezogenen Augenbrauschutz führte und schließlich in einer schnabelförmigen Spitze zum Schutz der Nase endete. Das Ganze war mit seltsamen mystischen Symbolen verziert und sah ziemlich verbeult und fleckig aus.

Achselzuckend drückte ich den Helm auf mein Haupt.

Im selben Moment begann mein Schwert abermals zu glühen und vor meinem inneren Auge zogen Bilder vorbei, wie sie klarer nicht hätten sein können.

Ich sah den Mamanti und ich sah, wie er Sina in seinen schwarzen Krallen hielt. Ich erkannte, wie er sie östlich der Stadt zwischen die Ruinen eines Tempels legte und danach wie ein Betrunkener umher taumelte. Die Anwesenheit meines magischen Schwertes hatte den Dämon sichtlich geschwächt. Ich hatte nicht die geringste Ahnung, woher ich dieses Wissen bekommen hatte, aber ich spürte instinktiv, dass es der Wahrheit entsprach. Für einen Augenblick schloss ich die Augen und als ich sie wieder öffnete, waren die Bilder zwar verschwunden, aber ich wusste nun, was ich zu tun hatte. Entschlossen fasste ich nach Talins Hand und hetzte die Treppe hoch.

»Was ist denn jetzt wieder los?«, keuchte das Mädchen, als sie bereits kurze Zeit später kaum noch mit mir Schritt halten konnte.

»Komm einfach mit«, knurrte ich einsilbig und rannte unbeirrt weiter. Dabei nahm ich gleich zwei Stufen auf einmal.

Wir flogen regelrecht durch das unterirdische Gewölbe, hasteten durch die Gänge in Karnaks Haus und gelangten nach kurzer Zeit wieder ins Freie. Keuchend blieben wir vor dem Haus stehen. Talin hatte beide Hände auf ihre Seiten gelegt, sich vornüber gebeugt und japste dabei wie ein Fisch auf dem Trockenen.

»Könntest ... könntest du mir vielleicht erklären, was das Ganze soll?«, fragte sie schließlich atemlos und warf mir dabei einen Blick zu, der mit Sicherheit sogar ein hell aufloderndes Feuer in Eis verwandelt hätte. »Was zum Teufel hast du vor?«

»Ich weiß, wo Sina und der Dämon sind. Los, komm mit. Diesmal entkommt er uns nicht.«

Talins Blick wurde zusehends eisiger. »Das Mädchen bedeutet dir wohl recht viel?«, fragte sie schnippisch.

»Wie meinst du das?«

»Du riskierst so einiges für sie. Also, was steckt dahinter, liebst du sie?«

Für einen Augenblick blitzten Talins Augen auf und im nächsten Moment wollte ich mein Schwert darauf verwetten, wenn da nicht Eifersucht mit im Spiel war.

Bei allen Göttern, ich war auf der Suche nach den heiligen Artefakten meines Volkes, um damit unser Land vom Joch der dunklen Magie zu befreien, und meine Gefährtin hatte nichts Besseres zu tun, als die Eingeschnappte zu spielen. Sicher empfand ich für beide etwas, aber im Moment zählten nicht irgendwelche Liebesgefühle sondern die Tatsache, dass wir hier ums nackte Überleben kämpften.

»Denk was du willst«, knurrte ich ärgerlich. »Ich jedenfalls werde nicht tatenlos zusehen, wie diese geflügelte Bestie weiterhin ihr Unwesen treibt.«

Abrupt drehte ich mich um und lief auf die Ruinen der Tempelanlage zu, die keine zwei Pfeilschussweiten von Karnaks Haus entfernt auf einem lang gestreckten Hügelrücken lagen. Ich hatte etwa die Hälfte des Weges zurückgelegt, als ich hinter mir Schritte hörte. Ich drehte den Kopf, nickte Talin zu und hatte danach Mühe ein Grinsen zu unterdrücken. Weiber, schoss es mir durch den Kopf, soll einer aus ihnen schlau werden.

Kurze Zeit später erreichten wir die eingestürzten Tempelanlagen.

Überall standen Mauerreste, dazwischen lagen breite, mit Moos überwucherte Steinplatten und da und dort ragten geborstene Säulen in den Himmel. Eine seltsame Stille lag über den Ruinen, aber ich ließ mich dadurch nicht aufhalten.

So schnell ich konnte, rannte ich auf einen gewaltigen Steinblock zu, der in der Mitte des Tempels stand. Vor seiner vom Wind und vom Zahn der Zeit zerfressenen Vorderseite lag reglos der nackte Körper von Sina.

Ihre Augen waren geschlossen, aber ich konnte deutlich sehen, wie sich ihr Busen in langsamen Atemzügen hob und senkte. Offensichtlich war sie immer noch bewusstlos. Rasch blickte ich mich um, aber es war niemand zu sehen. Dann sprang ich vorwärts, warf mir die schlaffe Gestalt Sinas über die Schultern und lief in Richtung verbotene Stadt.

»Na, hast du jetzt endlich bekommen, was du wolltest?«

Talins Augen blitzten verärgert, während sie auf dem Weg in die

Stadt keinen Schritt von meiner Seite wich. Ich antwortete nicht, denn in diesem Moment konnte jedes Wort ein falsches Wort sein.

Als wir das Osttor der verbotenen Stadt erreicht hatten, bemerkte ich, dass die Flügel des wuchtigen Holztores weit offen standen, aber keine Menschenseele zu sehen war. Ich klopfte mit dem Schwertgriff an das Tor, doch außer einem hohlen Echo bekam ich keine Antwort.

»Was ist denn hier los? Die Stadt wirkt ja wie ausgestorben«, wisperte Talin leise.

»Weiß der Teufel«, brummte ich. »Mir soll es jedenfalls recht sein. So kommen wir wenigstens in die Stadt ohne groß aufzufallen. Los, weiter.«

»Was hast du vor?«

»Wir brauchen Pferde, wenn wir von hier verschwinden wollen, außerdem Proviant, Wasser und für Sina etwas zum Anziehen.«

»Und wo sollen wir das hernehmen?«

Ich grinste wissend. »Ich sage nur Massas. Ich hoffe bloß, dass der Dicke nicht auch schon die Stadt verlassen hat, denn so wie es aussieht, lebt hier kein Mensch mehr.«

»Und womit willst du das alles bezahlen?«, erkundigte sich Talin. »Meinem Wissen nach besitzt du nur noch eine Handvoll Kupfermünzen. Das reicht vielleicht, um etwas Brot oder einen Schlauch Wein zu kaufen, aber nicht für das, was du vorhast.«

Mein Grinsen wurde breiter. »Massas hat erst neulich erzählt, dass er gerne etwas von Karnaks goldenem Geschirr hätte.«

»Und?«

Statt einer Antwort zog ich lachend einen Teller und zwei kostbar verzierte Becher aus meiner Hemdbluse. »Habe ich zufällig entdeckt, als ich in der Küche eine der geflügelten Bestien erschlug.«

Hätte ich ein Lächeln erwartet, so wäre ich in diesem Moment bitter enttäuscht gewesen. Stattdessen vermeinte ich kurz einen Anflug von Hass in Talins Gesicht zu erkennen.

Bei allen Göttern, seit ich Sina wieder gefunden hatte, war das Mädchen wie ausgewechselt. Aber bevor ich mir den Kopf weiter

über diesen Zustand zerbrechen konnte, begann Sina plötzlich zu stöhnen, glitt von meiner Schulter und kam taumelnd auf die Füße.

Sklave der Dämonen

Die Tatsache, dass sie vollkommen nackt vor uns stand, schien Sina nicht im Geringsten zu stören. Sie lächelte rätselhaft und richtete sich mit der Geschmeidigkeit einer Raubkatze auf.

Es fiel mir schwer, meine Augen von ihren Brüsten und ihrem schlanken Körper zu nehmen. Als mein Blick dann auf das schwarz gelockte Dreieck zwischen ihren wohlgeformten Schenkeln fiel, war es beinahe um mich geschehen.

Bevor ich aber endgültig in die dunklen Pfründe der Fleischeslust und meiner eigenen Geilheit versinken konnte, brachte mich ein geradezu mörderischer Tritt gegen mein Schienbein unvermittelt wieder in die Wirklichkeit zurück.

Der Schmerz raubte mir den Atem und trieb mir förmlich das Wasser in die Augen.

Bevor Talin ein zweites Mal zutreten konnte, wich ich humpelnd zur Seite aus.

»Bist du verrückt geworden?«, keuchte ich atemlos.

»Das gerade nicht«, keifte sie giftig zurück. »Dafür scheinst du aber blind geworden zu sein. Siehst du nicht, was mit ihr los ist?«

Ich schüttelte bestürzt den Kopf. Erst jetzt schien sich mein Blick zu klären und ich zuckte regelrecht zusammen. Irgendetwas stimmte hier tatsächlich nicht.

Aus einem schüchternen, dünnen Mädchen namens Sina schien nach unserem Wiedersehen ein Weib geworden zu sein, das sich durchaus ihrer Wirkung auf die Männerwelt bewusst war. Stumm drückte sie sich jetzt an mich und legte ihre zerbrechlich wirkenden Arme um meine Schultern. Sie presste ihren nackten Leib gegen meine Schenkel und starrte mich aus funkelnden Augen an, während mir der Duft ihres weichen Körpers in die Nase stieg.

Beinahe wäre ich der Verlockung ihres Leibes erlegen, aber nur

beinahe, denn Talins Tritt öffnete mir, wenn auch auf schmerzhaft Art und Weise, gerade noch rechtzeitig die Augen.

Deutlich erkannte ich Sinas wirkliches Gesicht.

Innerhalb eines Atemzuges wurde aus dem maskenhaften Antlitz eines scheinbar unschuldigen Mädchens eine schlitzäugige Fratze mit aufgeworfenen Lippen und einem raubtierhaften Gebiss. Ihre dunklen Augen blitzen auf, als sie fauchend versuchte, mir die Zähne in den Hals zu schlagen.

Nur durch eine rasche Seitwärtsbewegung entging ich ihrem zuzschnappenden Kiefer.

Bei allen Göttern, wer oder was hatte sich Sinas bemächtigt?

Ich sollte es nie erfahren.

Noch während ich hastig einen Schritt nach hinten sprang, zuckte Talins Rechte vor. Ein Krummdolch blitzte in ihrer Hand auf und bevor ich noch reagieren konnte, bohrte sich der blanke Stahl in die weiße Haut von Sinas Brust.

Ich wollte aufschreien, aber nacktes Grauen verschloss meine Lippen.

Das, was Sina einst gewesen war, verwandelte sich vor meinen Augen von einem Moment zum anderen in einen grauen Aschehaufen, in dessen Mitte ein schmuckloser Krummdolch lag.

Talins Dolch!

Aber damit war das Grauen noch längst nicht zu Ende.

Aus den Überresten von dem, was einstmals Sina gewesen war, stieg eine milchig weiße Wolke empor, deren Umrisse deutlich die Gestalt des Mamanti nachbildeten. Mit einem Fauchen und Sirren, das beinahe mein Trommelfell zum Platzen brachte, schoss das Wolkengebilde gen Himmel, wo es in der Luft wie Feuerrauch zerfaserte.

Ungläubig musterte ich Talin.

»Seit wann hast du davon gewusst?«

Das Mädchen lächelte ironisch. »Seit ich gesehen hatte, wie sie die Augen aufschlug und dich ansah. Ich habe dich zwar mehrmals angesprochen, aber du hast sie, oder besser gesagt dieses Wesen, nur

angestarrt wie ein verliebter Idiot. Deshalb musste ich dir gegen den Fuß treten. Hast du nicht in ihr Gesicht gesehen?«

Ich schüttelte bestürzt den Kopf. »Nein, warum?«

»Als sie den Kopf auf deine Schultern gelegt und auf deinen Hals gestarrt hat, verwandelten sich ihre dunklen Augen plötzlich in zwei gelbe Schlitze und ihre Eckzähne wurden binnen eines Atemzuges so groß wie mein Daumen. Spätestens da war mir klar, dass sie kein normaler Mensch mehr war, sondern der Sklave irgendeines Dämons sein musste.«

Dabei musterte sie mich kopfschüttelnd und ihre Mundwinkel verzogen sich zu einem ironischen Lächeln. »Thorak, Thorak, manchmal bist du wie ein kleines Kind. So langsam verstehe ich jetzt, warum man mir eingeschärft hat, auf dich aufzupassen und ...«

Schlagartig verstummte das Mädchen. Deutlich war zu sehen, wie sie sich auf die Unterlippe biss, denn anscheinend hatte sie in der Erregung Dinge gesagt, die niemals gesagt werden durften. Abrupt drehte sie sich um und nestelte nervös an ihrer Kleidung.

Ich aber wurde hellhörig.

Mit einem Satz war ich bei ihr und riss sie an der Schulter herum. Als ich den schmerzhaften Ausdruck in ihrem Gesicht sah, tat es mir einen Moment lang beinahe leid, sie so hart angefasst zu haben. Aber dann rief ich mir wieder ihre letzten Worte in Erinnerung und ich wusste, dass mir Talin etwas verheimlichte.

»Was soll das heißen?«

»Nichts, ich ... ich habe nur Blödsinn geredet. Wahrscheinlich war ich nur geschockt von dem, was mit Sina passiert ist. In einer solchen Situation redet man schon einmal einen Quatsch daher.«

Sie lächelte unsicher, während sie meine Hand von ihrer Schulter streifte.

Ich aber hatte genug gehört und gesehen, so einfach ließ ich mich jetzt nicht abwimmeln.

»Halte mich ja nicht für dumm!«, fauchte ich sie an. »Erzähle mir endlich die Wahrheit, denn die Zeiten, dass ich dir das verschreckte Mädchen, welches planlos durch ein zerstörtes Dorf irrt, abnehme, sind längst vorbei. Dafür kannst du zu gut mit Waffen umgehen und wo normalerweise eine Frau anfängt zu schreien, bewahrst du einen

kühlen Kopf. Also, wer bist du wirklich?«

Talin drehte und wand sich wie ein Fisch an der Angel. Aber schließlich sah sie mir tief in die Augen und nickte. »Du verdammter Kerl«, fluchte sie irgendwie erleichtert. »Wenn ich mich nicht in dich verliebt hätte, wäre alles so einfach gewesen. Aber nein, da bekomme ich den Auftrag auf dich aufzupassen und was passiert? Du ungehobelter Kerl kreuzt einfach meinen Weg, verdrehst mir dabei den Kopf und bekommst es nicht einmal mit. Eigentlich sollte ich dich dafür noch einmal treten.«

Als ich sah, wie sich ihre Augen mit Tränen füllten, konnte ich einfach nicht anders. Ich ging auf sie zu, nahm sie in den Arm und tröstete sie.

Was ich aber dann erfuhr, nahm mir fast die Luft zum Atmen.

Die Botschaft der Uralten

Ihre Worte brannten wie Feuer in mir.

Ich taumelte zurück, während ich das Gefühl hatte, als würde mir jemand ein Messer zwischen die Rippen jagen. Vor meinen Augen begann sich alles zu drehen, indes ihre Rede noch einmal in Gedanken an mir vorüber zog.

Ich, Thorak der Berserker, der Besitzer von *Gleichmacher* und dem Heggenhelm, zweier heiliger Artefakte meines Volkes, sollte also nichts anderes sein als der Spielball einer uralten Macht, sozusagen der Dienstbote eines Unbekannten?

Ich schüttelte den Kopf, weil ich zuerst nicht glauben konnte, was mir das Mädchen da erzählte. Aber je länger ich in ihre dunklen Augen blickte, desto deutlicher wurde mir klar, dass sie die Wahrheit gesagt hatte.

Völlig aufgelöst trat ich einen Schritt auf sie zu und packte sie entschlossen an der Schulter.

»Du hinterhältiges Weibsstück!«, herrschte ich sie an. »Du wirst mir jetzt sofort alles erzählen, oder, bei den Göttern, du wirst diesen Ort hier nie mehr verlassen.«

Erst als ich sah, wie sich ihr Gesicht schmerzhaft verzog und sich ihre Augen mit Tränen zu füllen begannen, kam ich langsam wieder zur Einsicht.

»Ich habe dich nicht hintergangen. Ich bin in diesem großen Spiel um Macht und Reichtum allenfalls eine kleine, unbedeutende Figur. Du bist derjenige, auf den es ankommt. Ich bin hier nur Beiwerk.«

Nach diesen Worten war meine erste Wut verraucht.

Ich musterte sie kurz und nickte ihr schließlich auffordernd zu. »Gut, ich glaube dir. Aber nur, wenn du endlich anfängst zu reden.«

»Was willst du wissen?«

»Alles und damit meine ich wirklich alles. Der Mamanti ist verschwunden und die Stadt scheint verlassen, du siehst also, niemand bedrängt uns. Wir haben alle Zeit der Welt.«

Einen Moment lang schien Talin noch mit sich zu kämpfen, dann aber nickte sie und setzte sich mit gekreuzten Beinen auf den Boden. Mit ihrer Rechten schaufelte sie etwas Sand auf und während sie scheinbar gedankenverloren mit ansah, wie ihr dieser zwischen den Fingern wieder zu Boden rieselte, begann sie zu reden.

»Ich war auf den Tag genau fünfzehn Sommer alt, als die Träume begannen. Bis dahin glaubte ich, die Tochter eines einfachen Bauern zu sein. Aber dann erschien mir jener groß gewachsene Krieger im Schlaf, der mir nach und nach erzählte, dass ich die Tochter eines Berserkers sei und ins Südland zum Volk der N'de reisen sollte. Dort sollte ich mich meinem Schicksal stellen. Die ersten Tage tat ich dies als die Phantasien eines jungen Mädchens ab, aber dann geschah etwas mit mir, was mich an meinem Verstand zweifeln ließ.«

Ich schluckte.

Mein Herz begann zu rasen und mir wurde plötzlich abwechselnd heiß und kalt. Dass, was Talin mir hier erzählte, erinnerte mich augenblicklich an meine Jugend. Auch ich war bis zu meinem fünfzehnten Lebensjahr der Meinung, ich sei der Sohn eines Bauern, in meinem Fall ein Fischer. Auch ich erlebte an diesem Tag etwas, das mein ganzes Leben verändern sollte, und auch ich erfuhr, dass meine

wahre Bestimmung im Südland bei einem Volk namens N'de liegen sollte.

Schicksal, oder Fügung?

Jedenfalls trennten Talin und mich zu diesem Zeitpunkt hunderte von Meilen und darum glaubte ich hier nicht an einen Zufall. Allmählich keimte in mir ein Verdacht auf. Das Mädchen konnte eine Seherin oder etwas in dieser Art sein. Deshalb forderte ich sie auf weiter zu reden.

»Jener Krieger zeigte mir hernach in meinen Träumen den Weg in dieses Land und er zeigte mir in den kommenden Nächten auch dein Gesicht. Es war also kein Zufall, dass du mich in dem zerstörten Dorf entdeckt hast. Es war sozusagen unsere Bestimmung.«

»Und wie geht es jetzt weiter?«, wollte ich wissen. »Haben dir das deine Träume auch erzählt, oder lügst du mich jetzt nur an, damit ich dich endlich in Ruhe lasse?«

Talin schüttelte energisch den Kopf.

»Meine Träume haben zwar aufgehört, seit ich dich getroffen habe, aber vorher, mit dem Tod von Sina, hatte ich noch einmal eine Vision. Etwas wie eine letzte Botschaft jener uralten Mächte, die mich seit Jahren anscheinend beherrschen.«

»Und?«, fragte ich ungeduldig und schrie sie dabei fast an.

Talin zuckte mit den Schultern. »Ich weiß nicht, wie ich es dir erklären soll. Ich weiß nur, dass unser Ziel weiter im Süden liegt. Ich habe dieses Ziel zwar deutlich in meinen Träumen vor mir gesehen, aber ich begreife es nicht.«

»Was meinst du damit?«

»Der Ort unserer Bestimmung gleicht einer riesigen, stählernen Scheibe, die scheinbar völlig regungslos in der Luft schwebt. So etwas kann nicht sein, es gibt kein stählernes Haus, das einfach so herumfliegt.«

Ich schluckte, während mich das Mädchen beinahe flehentlich anblickte. Ich verspürte einen Anflug leiser Angst, denn sollten ihre Träume Wirklichkeit sein, und daran hatte ich inzwischen nicht den geringsten Zweifel, stand uns etwas bevor, das wahrscheinlich die Grenzen unserer Vorstellungen sprengen würde. Entschlossen legte ich die Rechte um den Griff meines magischen Schwerts.

Es war dann zwei Tage später, als wir den Rand einer zerklüfteten Hügellandschaft erreichten. Auf dem Weg dorthin waren wir ziemlich wortkarg geworden. Jeder von uns hing seinen Gedanken nach, während wir Talins Traumziel entgegen marschierten.

In der verbotenen Stadt waren wir nämlich niemandem mehr begegnet, der ganze Ort wirkte wie ausgestorben. Kein Mensch und kein Tier waren zu sehen und deshalb waren wir gezwungen, zu Fuß weiter zu ziehen.

Dann, nach einer mehrstündigen Kletterpartie, hatten wir endlich den Gipfel einer der zerklüfteten Felsspitzen erklommen. Unter der Deckung der bizarren Steinformationen schlichen wir behutsam vorwärts. Inzwischen hatte die Sonne ihren höchsten Stand erreicht. Talin ging voran, deshalb sah sie es auch als erste.

Sie blieb abrupt stehen, fiel vornüber auf die Knie und ihr keuchender Atem ging augenblicklich in ein irres, schrill klingendes Gelächter über. Als ich neben ihr zum Stehen kam, begann ich ihr seltsames Verhalten zu begreifen.

Ich brachte keinen Ton heraus.

Ich begann flach zu atmen, um nicht wie Talin die Nerven zu verlieren.

Bei allen Göttern, das konnte nicht sein. Ich schloss die Augen in der Hoffnung, dies alles nur zu träumen. Aber als ich meine Augen wieder öffnete, hatte ich immer noch das gleiche Bild vor Augen.

Es war also kein Traum.

Vorsichtig blickte ich erneut über den Rand meiner Deckung und mein Blick saugte sich förmlich an jenem Gebilde fest, dessen Existenz mein ganzes Denken und Fühlen nach wie vor beharrlich verleugnete.

Bei allen Göttern, sagte mir mein Verstand, so etwas konnte und durfte nicht sein und trotzdem lag das Unfassbare zum Greifen nahe vor mir.

Allmählich konnte ich Talin verstehen.

Hier waren wirklich Götter am Werk.

Der Hort der Götter

Ich grub meine Zähne in die Unterlippe, bis ich Blut schmeckte.

Bei allen Göttern, ich war so weit gekommen, hatte so vieles durchgemacht, doch jetzt, wo die Auflösung des Rätsels meiner Herkunft und meiner Bestimmung zum Greifen nahe vor mir lag, packte mich die Angst. Einen Moment lang spielte ich mit dem Gedanken mich umzudrehen und davonzulaufen. Aber nur für einen Moment, dann legte ich meine Rechte um den Griff meines magischen Schwertes und zwang mich, erneut einen Blick auf jene Erscheinung zu werfen, die es eigentlich gar nicht geben durfte.

Das Gebilde sah aus der Ferne aus wie die zerkaute Maiskolbenpfeife meines alten Lehrmeisters Khim, nur ungleich größer. Beinahe reglos schwebte es in der Luft. Das Ding war so riesig, dass ich den Kopf in den Nacken legen musste, wenn ich sein oberes Ende sehen wollte. Es besaß eine glatte Oberfläche, die im Schein der hoch stehenden Sonne wie polierter Waffenstahl schimmerte. Nirgendwo waren Türen, Fenster oder andere Öffnungen zu erkennen, die irgendwie nach einem Eingang aussahen.

Talin, die immer noch neben mir stand, schien beim Anblick dieses Gebildes scheinbar den Verstand zu verlieren. Sie war inzwischen auf die Knie gesunken und hatte die Hände gebetsartig gen Himmel gestreckt. Ihr Oberkörper schwankte wie ein Blatt im Wind hin und her und ihre kreischende Stimme gellte mir in den Ohren.

»Halt dein Maul!« herrschte ich sie an.

Aber sie schien mich in ihrer abergläubischen Furcht gar nicht wahrzunehmen, sondern schrie stattdessen nur noch lauter. Ich wusste nicht, was wir von dem seltsamen Ding zu erwarten hatten, aber ich wusste, dass ihr Geschrei in diesem menschenleeren Land nicht lange ungehört bleiben würde. Neugierige Psa waren aber das letzte, was ich im Moment gebrauchen konnte.

Deshalb drehte ich mich zu ihr um, packte sie an den Schultern und schüttelte sie. Als ihr Schreien dennoch nicht enden wollte, schlug ich ihr mit der flachen Hand ins Gesicht. Sie verstummte augenblicklich, bettete ihr Gesicht in die Hände und wimmerte leise

weiter. Ich beachtete sie nicht weiter, sondern ging entschlossen auf das stählerne Riesengebilde zu.

Du bist nicht verrückt, hämmerte ich mir immer wieder ein, als ich mich dem Ding langsam näherte. Ich war nämlich tatsächlich drauf und dran ebenfalls durchzudrehen. Fieberhaft dachte ich nach, während ich mich bemühte, ruhig und gleichmäßig zu atmen.

Was, bei allen Göttern, war das hier?

Von der Form her sah es aus wie eine Pfeife. Es schien in der Luft zu schweben, obwohl nirgends Flügel zu erkennen waren, und es bestand aus einem Material, das mir unbekannt war. Je mehr ich mich ihm näherte, umso unruhiger wurde ich.

Plötzlich hörte ich hinter mir ein heftiges Keuchen und gleich darauf tauchte Talin neben mir auf. Ich nickte ihr schweigend zu. Mit einem gequälten Ausdruck im Gesicht lächelte sie zurück, während wir langsam vorwärts gingen.

»Entschuldigung«, sagte sie leise und blickte dabei betreten zu Boden.

»Für was?«

»Ich glaube, ich habe mich ziemlich dumm benommen.«

Ich winkte ab, für mich war diese Geschichte erledigt. Talin war wieder an meiner Seite, nur das zählte. Bei Hela und Belen, den alten Göttern von Eislanden, wahrscheinlich wären viele andere an ihrer Stelle bei diesem Anblick tatsächlich verrückt geworden. Auch ich spürte, wie sich allmählich ein eiserner Ring um meine Brust legte und mir das Atmen schwerer machte, je näher wir diesem Ding kamen. Beklemmung erfasste mich und erst als ich erneut meine Hand um den Griff meiner Waffe legte und ich den kalten Stahl meines Schwertes spürte, wurde ich wieder ruhiger.

Das Ding war größer, als es von weitem den Anschein hatte und viel weiter von uns entfernt, als es zunächst in der klaren Luft aussah. Es wurde Nachmittag, als wir es endlich erreicht hatten.

Das Ding war so groß wie ein Berg!

Als wir unter ihm standen, es schwebte mindestens einen Steinwurf vom Boden entfernt scheinbar reglos in der Luft, und wir nach oben blickten, verdunkelte es die Sonne. Das Gebilde war mindestens zweihundert Schritte lang, fünfzig breit und gut zwanzig

Schritte hoch. An jenem Ende, welches die Form eines Pfeifenkopfs hatte, war es gewiss fünfzig Schritte groß, sowohl in der Höhe als auch in der Breite.

Keiner von uns sprach ein Wort, wir erstarrten förmlich vor Ehrfurcht. Das hier musste der Hort der Götter sein. Niemals konnten Sterbliche so ein Gebilde erschaffen haben und selbst alle Magier, denen ich bisher begegnet war, wirkten angesichts dessen, was hier geschah, wie jämmerliche Stümper.

In diesem Moment begriff ich, wie unbedeutend die gesamte Menschheit im Vergleich mit diesem Götterwerk doch eigentlich war. Aber wenn alle Menschen dieser Welt zusammen gegenüber diesem Ding nicht wichtiger erschienen als ein Sandkorn in der Wüste, welche Bedeutung musste ich dann meinem Leben zuschreiben?

War ich ein Nichts inmitten des Weltengebildes?

Bevor mir der Schädel angesichts weiterer Gedanken zu platzen drohte, erfüllte plötzlich ein tiefes Brummen die Luft. Wie von Geisterhand bewegt bildete sich am Bauch des schwebenden Berges plötzlich eine schmale Öffnung, aus der ein blaues Licht fiel. Ein Geräusch, das mich an das Schnurren einer satt gefressenen Katze erinnerte, drang an mein Ohr und aus der Öffnung schob sich langsam ein silbrig flimmerndes Band. Als es den Boden berührt hatte, nahm es eine stahlgraue Farbe an und erinnerte mich irgendwie an die Planken des Laufstegs eines der Schiffe, die das blutende Meer befuhren. Nur schwankte das Ding hier nicht durch die Kraft der Wellen hin und her, sondern sah eher aus wie ein fester, begehrter Pfad.

»Ich glaube, das gilt uns«, sagte ich und trat vorsichtig einen Schritt vor.

Talin schüttelte energisch den Kopf.

Ihre Augen quollen fast aus den Höhlen und ihr Gesicht war kreideweiß. Ich ging weiter und zertrte sie mit. Es gab nun nichts mehr zu überlegen. Irgendwie spürte ich, dass es ab jetzt kein Zurück mehr gab.

Ich packte ihre Hand und trat entschlossen auf das stahlgraue Band.

Als wir im Bauch des Gebildes verschwunden waren, schloss sich hinter uns mit einem leisen Zischen jene Öffnung, durch die wir gekommen waren. Das Licht wurde heller und heller, und als wir uns umblickten, fanden wir uns in einem kreisrunden Raum wieder, der aus nichts als nackten, glatten, bläulich schimmernden Wänden zu bestehen schien.

Plötzlich war ein Knacken, ein Prasseln und Zischen zu hören, als würde jemand vertrocknete Zweige in der Mitte zerbrechen und sie in ein aufloderndes Feuer werfen. Aber bereits nach wenigen Augenblicken verschwand das Geräusch wieder so plötzlich wie es gekommen war und stattdessen war nun ein hoher, durchdringender Pfeifton zu hören.

Innerhalb weniger Augenblicke wurde er immer höher und verwandelte sich schließlich zu einem schrillen Kreischen, das uns in den Wahnsinn zu treiben schien.

Ich stöhnte, presste die Hände auf die Ohren und ging in die Knie. Ich hatte das Gefühl, als ob mein Schädel jeden Moment platzen würde. Talin erwischte es noch schlimmer. Sie wälzte sich schreiend auf dem Boden und wand sich vor Schmerzen, während ihr das Blut aus der Nase lief.

Benommen registrierte ich noch, wie mein Schwert plötzlich zu glühen anfang, dann wurde mir schwarz vor Augen. Doch schon im nächsten Augenblick war der Pfeifton verschwunden. Sofort ließen auch die Schmerzen nach und ich blickte mich mit tränenden Augen um.

»Außenschott geschlossen, Zugangscode positiv, erwarten Sie weitere Instruktionen.«

Die seltsame Stimme schien aus dem Nichts zu kommen.

Es klang, als hielt sich der Sprecher beim Reden die Nase zu. Der Satz wurde mindestens zehnmals wiederholt, bevor eine geradezu beängstigende Stille eintrat.

Irgendwie befanden wir uns in einer unwirklichen Lage. Sämtliche Gesetze unserer alten Welt schienen plötzlich außer Kraft gesetzt.

Außenschott, Zugangscode, Instruktionen, von was bei allen gestreiften Dämonen der Eislandwelt redete dieser unsichtbare Unbekannte da?

»Hauptschleuse wird in zehn minus eins geöffnet, bitte identifizieren sie sich erneut. Hauptschleuse wird in neun minus eins geöffnet, bitte identifizieren sie sich erneut. Hauptschleuse wird in acht...«

Während die unbekannte Stimme fast gebetsmühlenartig immer den gleichen Satz wiederholte und dabei rückwärts zählte, zuckten meine Augen durch den kreisrunden, kahl wirkenden Raum.

Ich war wild entschlossen herauszufinden, was hinter dem Ganzen steckte. Talin hingegen hatte sich scheinbar wieder aufgegeben. Ihre Augen hatten sich mit Tränen gefüllt, während sie mit gefalteten Händen irgendwelche Gebetsformeln stumm vor sich hin leierte.

»Hauptschleuse wird in sechs minus eins geöffnet, bitte identifizieren sie sich erneut. Hauptschleuse wird in fünf minus eins geöffnet.«

Ich ignorierte die Stimme, richtete mich auf und tastete mit fliegenden Fingern über die glatten Wände. Bei allen Göttern, irgendwo musste es hier doch einen Hebel oder eine Vorrichtung geben, um damit diesen Raum zu verlassen. Schließlich hatten wir ihn ja auch irgendwie betreten.

»Hauptschleuse wird in eins minus eins geöffnet.«

Bevor mir der Sinn dieser Wort klar wurde, erkannte ich aus den Augenwinkeln heraus, wie neben mir ein Teil der scheinbar undurchdringlichen, glatten Wand zur Seite glitt und eine Vertiefung freigab, in der drei farbige Knöpfe funkelten.

Rot, grün und blau blinkte es mir abwechselnd entgegen und bevor ich mir noch weiter den Kopf über diese seltsamen Lichter zerbrechen konnte, begannen sie in immer schneller werdenden Abständen aufzublinken. Schließlich erfolgte der Lichtwechsel so schnell, dass meine Augen zu tränen begannen.

Geblendet blickte ich zur Seite, Schwindel erfasste mich und in

meinem Kopf begann sich alles zu drehen. Ich war kurz davor durch-zudrehen.

Ich weiß heute noch nicht, wie ich es geschafft hatte, aber irgendwie gelang es mir in einem verzweifelten Aufbäumen meiner letzten Kräfte, die Handfläche meiner Rechten auf den grünen Lichtknopf zu klatschen.

»Zutritt genehmigt«, plärrte die unbekannte Stimme und die Lichter verschwanden.

Eine geradezu erhabene Stille senkte sich über den Raum, während sich direkt vor mir der Eingang zu einem halbdunklen, gut mannshohen Tunnel öffnete.

»Sie betreten nun Sektor eins, Zutritt genehmigt«, quakte die blecherne Stimme erneut.

»Arschloch!«, zischte ich.

»Dieser Begriff ist im Bordcomputer nicht registriert. Bitte wiederholen, dieser Begriff ist im Bordcomputer nicht registriert.«

Ich wiederholte natürlich nichts, sondern packte Talin am Arm und rannte los.

Vor uns lag ein lang gezogener, dunkler, tunnelartiger Gang, an dessen Ende ich undeutlich eine Leiter oder etwas Ähnliches ausmachen konnte. Vorsichtig tasteten wir uns durch das Halbdunkel vorwärts. Der Tunnel war leer, aber das hatte nichts zu bedeuten. Während wir vorwärts stolperten, war nämlich immer wieder ein seltsames Summen zu hören und in unregelmäßigen Abständen flackerte an der Decke ein grelles Licht auf, das jedoch sofort wieder erlosch. Aber diese wenigen Augenblicke genügten mir zur Orientierung. Ich wusste nun, dass sich keine einhundert Schritte vor uns eine Leiter befand, die nach oben führte und dass es dort hell war. Der Lichtschein, der von oben auf die Leiter fiel, genügte, um mir zu zeigen, wohin ich laufen musste.

Allerdings schien Talin meinen Optimismus nicht zu teilen.

»Wir sollten umkehren«, rief sie schrill. »Das ganze sieht mir wie eine verdammte Falle aus.«

»Aufgeben?« schnappte ich. »Da kennst du mich aber schlecht, das kommt überhaupt nicht in Frage. Wir haben es nicht bis hierher geschafft, um jetzt einfach aufzugeben.«

Inzwischen hatten wir die Leiter erreicht, doch der Anblick, der sich dabei meinen Augen bot, war alles andere als dazu angetan, mich in Jubel ausbrechen zu lassen. Über der obersten Stufe versperrte uns ein rundes Fenster den weiteren Weg. Das Licht, das dabei durchfiel, war hell genug um zu erkennen, dass es sich hier nicht um ein normales Fenster handelte.

Das Glas hatte eine milchig weiße Farbe und erschien mindestens so dick wie mein Oberarm. Außerdem war deutlich zu erkennen, dass dahinter ein Riegel unser Weiterkommen verhinderte. Aber das war längst nicht alles. Bereits einen Moment später musste ich auf schmerzhaft Art erfahren, dass dieses Fenster noch weitere Überraschungen für uns bereit hielt.

Als ich die Leiter erklimm und meine Rechte auf das Fenster legte um zu versuchen, ob man es doch nicht irgendwie öffnen konnte, durchflutete mich plötzlich ein seltsames Kribbeln. Dann hatte ich das Gefühl, als packte mich eine unsichtbare Faust und schüttelte mich durch wie meine Tante des Morgens ihr Federbett. Einen Moment später fand ich mich am Boden wieder. Es gab keine Stelle in meinem Körper, die mir nicht weh tat, und auch das seltsame Kribbeln flaute nur allmählich ab. Keuchend rang ich nach Luft. Mein Herz hämmerte schmerzhaft in meiner Brust und als ich mir benommen über das Gesicht wischte, bemerkte ich, dass ich aus der Nase blutete.

Während mir Talin auf die Beine half, sah sie mich flehend an.

»Lass uns umkehren. Hier drin geht es nicht mit rechten Dingen zu.«

Ich schüttelte trotzig den Kopf und öffnete den Mund, um ihr zu widersprechen. In diesem Moment hörten wir plötzlich Stimmen.

Stimmen, die ich eigentlich in dieser Umgebung niemals vermutet hätte.

Die abgehackten, bellenden Laute der Psa hätte ich noch in einhundert Jahren erkannt. Einen Moment lang blickte ich mich unschlüssig um, dann erkannte ich, dass zu meiner Rechten eine Reihe

Türen die Wand säumten, ähnlich der, durch die wir gekommen waren.

Eine von ihnen stand offen.

Nicht gerade viel, aber dennoch würde der Spalt genügen, um uns durchzuzwängen. Dahinter war es stockdunkel. Eine bessere Deckung sah ich im Moment nicht, also packte ich Talin ziemlich grob am Arm und zerrte sie rücksichtslos hinter mir her, indes ich mich durch den Türspalt schob. Talin versuchte erst gar nicht sich zu wehren, sie stand immer noch unter Schock.

Der Raum dahinter war ziemlich klein und niedrig. Die Luft roch abgestanden und feucht und wenn es nicht so verrückt gewesen wäre, ich hätte behauptet, dass sich hier ganze Völkerstämme erleichtert hatten. Es stank dermaßen nach abgestandener Pisse und Kot, dass es mir schier die Luft zum Atmen nahm. Auch Talin hatte damit so ihre Probleme und wir waren keine zehn Herzschläge lang in dieser Kammer, als sie plötzlich zu würgen anfang.

Einen Augenblick später erbrach sie sich direkt vor meinen Füßen. Danach stand ich mitten in der Bescherung und weil ich ihr inzwischen die Hand auf den Mund gelegt hatte, um sie ruhig zu stellen, fasste ich auch noch mitten in selbige hinein.

Sicher war der Gedanke daran eklig, aber er war nichts im Vergleich zu jenen Gedanken, die ich hatte, nachdem ich mir vorstellte, was wohl die Psa mit uns machten, wenn sie uns entdeckten.

Es mussten mindestens ein Dutzend sein.

Sie liefen einem Schwarm keifender Waschweiber gleich an uns vorbei.

Sie redeten aufgeregt durcheinander und auch wenn ich die Sprache der Psa nicht völlig beherrschte, so erfuhr ich dennoch genug, um zu wissen, dass wir ab jetzt vorsichtig sein mussten, sehr vorsichtig.

Talins Geschrei hatte sie auf unsere Spur gebracht.

Sie gehörten einer Hundertschaft umher reitender Kundschafter an, welche die Gegend bis zu jenen Felsen kontrollierten, hinter

denen wir dieses seltsame Gebilde entdeckt hatten.

Sie nannten es das verbotene Land und wir hatten es nur der Neugierde und der Machtgier ihres Anführers zu verdanken, dass sich die Psa überhaupt so weit vorgewagt hatten.

Er hieß Cata-Li und zählte von jetzt an nicht mehr zu meinen Freunden.

Jeder andere hätte sich wahrscheinlich damit begnügt, die Grenze zu sichern, aber nicht Cata-Li.

Beim Anblick dieses Gebildes keimte nämlich in ihm die Hoffnung auf, mehr als nur der Befehlshaber über eine Hundertschaft Späher zu sein.

Macht, Einfluss und der Gedanke, vielleicht hierdurch zum Herrscher aller Psa zu werden, beherrschten ihn und er glaubte, all dies hier zu finden.

Sehr zu unserem Leidwesen.

Diese Männer waren gewissermaßen der Vortrupp, um dieses Gebilde zu erkunden. Sofort reifte in mir der Entschluss, ihnen zu folgen.

Sie würden uns den Weg ebnen.

Sollte hier irgendwo eine Falle versteckt sein, etwas passieren, das uns um Kopf und Kragen bringen konnte, diese Männer würden es zuerst erfahren, wir konnten danach reagieren.

Dass ich damit völlig richtig lag, erfuhren wir bereits einen Moment später.

Der vorderste dieser schlitzäugigen Teufel hatte genauso wie ich das lichtdurchflutete Fenster entdeckt. Mit einem Grunzen stürmte er die Leiter hoch und dann folgte wieder jene Prozedur, die ich vor wenigen Augenblicken selber am eigenen Leib erfahren hatte. Kaum hatte der Mann das Fenster berührt, als er auch schon wie eine willenlose Gliederpuppe durchgeschüttelt wurde, um sich anschließend auf dem Boden wieder zu finden.

Benommen schüttelte der Psa den Kopf, starrte einen Moment lang ungläubig auf das Fenster, um dann mit wütendem Gebrüll erneut die Leiter hoch zu steigen. Diesmal allerdings beschränkte er sich nicht darauf, das Fenster mit seinen Händen zu berühren. Diesmal hielt er seinen Schädelbrecher in der Rechten und be-

arbeitete das Glas wutentbrannt mit der stählernen Spitze seiner Waffe.

Was dann folgte, war so unfassbar, dass ich Talin unvermittelt meine Hand auf den Mund pressen musste. Sie war drauf und dran loszuschreien und ich konnte es ihr nicht einmal verdenken.

Das Glas hatte sich unter der Wucht der Hiebe in ein undurchsichtiges Gebilde aus unzähligen Rissen und Sprüngen verwandelt und als es schließlich mit einem hässlichen Knirschen in Tausend Teile zersprang, hüllte den Mann plötzlich ein tiefrotes Licht ein, das irgendwo hinter dem Fenster seinen Ursprung haben musste.

Der Psa kam nicht einmal mehr dazu, noch einen Schrei auszustößen. Einen Herzschlag, nachdem ihn das rote Licht erfasst hatte, zeugten nur noch die Gürtelschnalle und die stählerne Spitze seines Schädelbrechers von seiner Existenz. Der Rest von ihm rieselte in Form einer Handvoll Asche auf den Boden zurück.

Die restlichen Psa spritzen entsetzt nach allen Seiten auseinander.

Nach einer gefühlten halben Ewigkeit des Schreiens, Gestikulierens und heftig geführter Unterredungen trat schließlich einer von ihnen vor und schleuderte sein Kampfbeil durch das Fenster. Einen Moment später gab es ein helles Klirren, als die scharfe Klinge zu Boden fiel. Das geschmiedete Axtblatt war alles, was noch von der unterarmlangen Waffe übrig geblieben war.

Erneut redeten die Psa durcheinander und dann musste ich zu meinem Entsetzen feststellen, dass sie nichts Besseres zu tun hatten, als am Fuß der Leiter ein Lager aufzuschlagen. Ich konnte es mir an den Fingern abzählen, bis wann irgendeiner von ihnen auf die Idee kam, die nähere Umgebung zu erkunden.

»Zugangsschott zu Lager 2 defekt. Reparaturtrupp wurde bereits informiert«, schnarrte eine altbekannte Stimme, während die Psa förmlich in die Höhe schossen. Ich kannte das nasale Organ des unsichtbaren Unbekannten bereits und deswegen verfiel ich auch im Gegensatz zu den Psa nicht in wilde Panik.

Obwohl ich aus Angst vor einer Entdeckung nur einen kurzen Blick aus unserem Versteck heraus riskieren konnte, erkannte ich deutlich, dass das Licht hinter dem zerschlagenen Fenster plötzlich erloschen war.

Die Bande der Psa reagierte sofort und sie stellten sich dabei nicht einmal ungeschickt an. Einer aus ihrer Mitte warf erneut eine Waffe durch das Fenster und als diese unbeschädigt wieder zu Boden fiel, rannten die Psa wie ein Mann die Leiter hoch und entschwanden unserem Blickfeld. Wir hörten noch kurz das Stampfen ihrer Stiefel auf dem Boden, danach herrschte wieder Stille, eine beinahe beängstigende Stille.

»Los, jetzt sind wir an der Reihe!«, zischte ich Talin zu.

Ich deutete mit einer kurzen Kopfbewegung auf die Leiter, packte das Mädchen am Arm und stürmte los.

Keinen Moment zu spät.

Als Talin hinter mir die Leiter hoch stolperte, verhakte sich ihr Fuß irgendwie auf den obersten Sprossen. Ich blickte zurück und als ich ihr meine Hand helfend entgegenstreckte, bemerkte ich, wie sich der Rand des Fensters allmählich wieder rot verfärbte. Ich rechnete mit dem Schlimmsten und riss das Mädchen beinahe brutal zu mir hoch.

Einen Augenblick später hatte das rote Licht ihren zurück gelassenen Schuh pulverisiert.

»Störung im Zugangsschott zu Lager zwei. Ein Reparaturtrupp ist bereits unterwegs.«

Wenn der unbekannte Sprecher in diesem Moment vor mir gestanden hätte, ich glaube es heute noch, ich hätte ihn vermutlich erschlagen!

Das Experiment

Der Tod kam schnell und leise.

Es passierte, als der Gang unvermittelt vor einer seltsamen Wand endete, obwohl deutlich sichtbar war, dass es dahinter weitergehen musste. Die in die Wand eingelassene Tür war gut an den Fugen zu erkennen. Allerdings gab es dort weder Griffe noch irgendwelche andere Dinge zum Öffnen, sondern nur eine glatt polierte Wand. Die vorderen beiden Männer der Kriegerhorde klopfen sie mit ihren Waffen ab. Stahl hämmerte auf Stahl und die Psa mussten schnell feststellen, dass auf diese Art hier kein Weiterkommen möglich war. Rasch machte sich Unmut unter den schlitzäugigen Männern breit. Wilde Flüche ertönten, bis irgendeiner von ihnen auf die Idee kam, mit seiner Streitaxt auf jenen Kasten einzuschlagen, der rechts an der Wand angebracht war. In diesem Kasten blinkten in unregelmäßiger Reihenfolge ständig verschiedenfarbige Lichter auf.

Meine Erinnerung kam augenblicklich.

Instinktiv zerrte ich Talin in einen der vielen Räume, die sich zu beiden Seiten des Gangs befanden. Eigentlich waren es keine Räume, sondern eher halbdunkle, fensterlose Löcher, in denen sich würfelförmige Gebilde befanden, die aus einem mir unbekanntem Metall hergestellt waren. Aber daran störte ich mich jetzt nicht, vielmehr war mir beim Anblick des aufblinkenden Kastens wieder schlagartig eingefallen, was bei meiner Begegnung mit diesem Gebilde geschehen war.

Ich ahnte nichts Gutes und tatsächlich, schon einen Herzschlag später wurden meine düstersten Gedanken bestätigt. Wir blieben nur am Leben, weil wir den Psa in gebührendem Abstand gefolgt waren. Nach dem dritten oder vierten Hieb des Psa begann die gesamte Wand nämlich unvermittelt in einem eigentümlichen Rot zu glühen und wieder ertönte jene seltsame, blecherne Stimme, die scheinbar aus dem Nichts zu kommen schien.

»Gewalteinwirkung an Schott sieben, ich wiederhole, Gewalteinwirkung an Schott sieben. Gegenmaßnahmen Stufe drei.«

Ich konnte mir zwar keinen Reim auf die seltsamen Worte

machen, aber irgendwie ahnte ich, dass sie eine Drohung waren. Und richtig, keinen Atemzug später wurden jene Psa, die mit der Wand noch in irgendeiner Art und Weise in Berührung standen, wie von einer unsichtbaren Riesenfaust gepackt, durch die Luft gewirbelt und zu Boden geworfen. Ihr Anblick danach war entsetzlich. Talin bohrte die Zähne in die geballte Faust ihrer Rechten, um nicht laut aufzuschreien, und auch ich hatte Mühe mich zu beherrschen.

Alles, was von diesen drei Männern noch übrig geblieben war, ähnelte ungefähr dem Aussehen eines Klumpen Fleisches, der viel zu lange über dem offenen Feuer gebraten wurde.

Ich war kurz davor mich zu übergeben.

Die Krieger glichen einer formlosen, zischenden, qualmenden Masse, die keinerlei Ähnlichkeit mehr mit einem menschlichen Körper hatte. Ihre schwarze, verkohlte Haut schlug Blasen, gelbroter Dampf stieg empor und alle drei waren auf die Größe eines Neugeborenen zusammengeschrumpft. Ein entsetzlicher Gestank nach verbranntem Menschenfleisch, verdampfendem Blut und kochenden Gedärmen hing in der Luft.

Nach einem kurzen Moment des Begreifens, in dem sie vor Grauen wie zu Salzsäulen erstarrt wirkten, rannten die Psa dann schreiend und brüllend den Gang entlang an uns vorbei. Von abergläubischer Furcht und von Entsetzen gepackt beherrschte sie nur noch ein Gedanke: die Flucht von diesem unheimlichen Ort.

Talin und mir erging es nicht viel besser, dennoch verharrten wir in jenem Raum, in dem wir uns vor den Psa versteckt hatten. Tief in meinem Inneren gab es etwas, das mir befahl hier zu bleiben.

Ich wusste nicht, was es war, Eingebung, eine Laune des Schicksals oder Vorbestimmung.

Jedenfalls geschah danach etwas, das mich in meinem Entschluss bestärkte.

Die Wand glitt wie von Geisterhand bewegt zur Seite.

Dahinter wurde eine riesige Halle sichtbar, in der zwei Gebilde standen, die eisernen Vögeln glichen. Allein dieser Anblick hätte

eigentlich unter normalen Umständen schon genügt, um mich in Ehrfurcht erstarren zu lassen, aber es kam noch verrückter.

Sie waren zu dritt.

Im Grunde genommen glichen sie menschlichen Wesen, wäre da nicht ihre Kleidung gewesen. Sie waren groß, ziemlich hager und beinahe zwei Köpfe größer als Talin oder ich.

Ihre Körper waren gänzlich in Anzüge gehüllt, die aus einem seltenen, eng anliegenden weißen Stoff bestanden und ihr Antlitz hinter einer Art Helm versteckt, der aus irgendwelchen Metall- und Glasplatten zu bestehen schien. Hinter den Sichtscheiben ihrer Helme waren Gesichter zu erkennen, die mich an meine Leute in Eislanden erinnerten. Nur waren hier die Augen durch eine seltsame Rotfärbung verunstaltet und das wallende Haupthaar schlohweiß. *Wie bei einer Leiche*, durchzuckte es mich noch, als einer der drei plötzlich zu reden anfang.

»Verdammte Scheiße, seit wir notgelandet sind, funktioniert hier aber auch rein gar nichts mehr.«

Es war ihm anzusehen, dass er seinen Worten noch etwas hinzufügen wollte, aber der Anblick der drei formlosen Psaleichen ließ ihn abrupt verstummen.

»Irrtum, Sven«, sagte die Gestalt an seiner rechten Seite. »Wie du siehst, funktioniert hier doch noch so einiges. Ohne unser Abwehrprogramm hätten uns diese Barbaren sicher schon gewaltige Schwierigkeiten gemacht.«

Der mit Sven angesprochene zuckte mit den Schultern.

»Okay, das mit dem Abwehrprogramm mag vielleicht stimmen, aber ansonsten sieht es ziemlich düster aus. Wir sind in einem verbotenen Sektor notgelandet, manövrierunfähig und zu allem Überfluss gehen uns auch noch so langsam die Vorräte an Trinkwasser und Proviant aus.«

»Vielleicht sollten wir versuchen, mit den Ureinwohnern in Kontakt zu treten. Auch wenn sie seit fast einem Jahrtausend nicht mehr der Union angehören, sind es trotzdem immer noch Menschen. Da sie hier leben, muss es zwangsläufig auch irgendwo Wasser oder etwas Essbares geben.«

Sven sah den Sprecher wie einen Geist an.

»Bist du verrückt geworden, Andre? Mit diesen Wilden kann man doch nicht reden, die stehen hier wahrscheinlich alle noch auf einer Entwicklungsstufe mit den Affen.«

Ich hatte eine heftige Erwiderung auf der Zunge, schluckte sie aber hinunter, weil ich nicht wollte, dass man uns entdeckte. Aber leider war es wieder einmal Talin, die ihr Temperament nicht zügeln konnte. Mit einem Satz sprang sie aus unserem Versteck und baute sich drohend vor den Männern auf. Der Dolch in ihrer Rechten zielte dabei genau auf den Bauch von Sven.

»Selber Affe«, zischte sie wütend. »Wieso erlaubst du dir einfach ein Urteil über Menschen, die du nicht kennst? Ich gehe jede Wette ein, dass du dich da draußen in unserer Welt ohne deine seltsame Ausrüstung wahrscheinlich selber wie ein Affe benehmen würdest.«

Für einen Moment herrschte eine geradezu beängstigende Stille in dem Gang.

Dann begannen Andre und der dritte Mann schallend zu lachen, während Sven rot vor Zorn wurde. Seine Hand fuhr zur Hüfte. Ich wusste zwar nicht, was das für ein Gegenstand war, den er plötzlich in seiner Rechten hielt, aber ich wusste instinktiv, dass von dem länglichen Rohr, das er auf Talin gerichtet hatte, Gefahr ausging.

Also vergaß ich jegliche Vorsicht, zog mein Schwert und sprang ebenfalls aus unserem Versteck. Die Männer zuckten zusammen.

»Anscheinend gibt es hier ein Nest von denen«, zischte Sven. »Aber nicht mehr lange, Freunde.«

Dabei richtete er das seltsame Rohr in seiner Hand jetzt auf meinen Bauch.

»Warte!« Entschlossen drückte Andre Svens Hand zu Boden. »Ich glaube nicht, dass diese beiden hier zu den schlitzäugigen Wilden gehören, die uns schon seit Tagen Schwierigkeiten machen.«

»Wie kommst du darauf?«, fragte Sven verblüfft.

Andre deutete auf das Schwert in meiner Hand. »Ich denke, diese beiden jungen Leute hier gehören zu den Auserwählten. Sieh dir doch mal dieses Schwert an. Ich müsste mich schon arg täuschen, wenn es nicht zu den Ausrüstungsgegenständen der letzten Expedition gehört.«

»Du hast recht! Was zum Teufel ist damals bei dem Experiment

schief gelaufen?«

Ich verstand zwar überhaupt nichts von dem, was die beiden miteinander beredeten, aber es war offensichtlich, dass sich das Blatt zu unseren Gunsten gewendet hatte.

Der Raum, in dem wir uns kurze Zeit später an einem Tisch gegenüber saßen, war so fremdartig und unwirklich, dass ich trotz der Anwesenheit der drei Fremden immer noch glaubte, mich in einem Traum zu befinden. Aber obwohl ich mehrmals die Augen schloss und sie wieder öffnete, blieb das Bild stets das gleiche.

Der Raum war viereckig und fensterlos, nirgendwo war Sonnenlicht zu erkennen, aber trotzdem war er taghell erleuchtet. In der Mitte gab es diesen Tisch und mehrere Stühle, die zwar seltsam geformt waren, sich aber beim Hinsetzen als äußerst bequem erwiesen.

An drei der vier Wände befanden sich eigenartige Tische, auf denen Glasscheiben, Hebel und Griffe und irgendwelche ständig blinkende Knöpfe angebracht waren. Andauernd erschienen auf diesen Glasscheiben irgendwelche seltsamen Bilder, die mir allmählich Angst machten.

Aber das war nichts im Vergleich zu der vierten Wand, die direkt gegenüber vom Eingang lag. Sie glich einem riesengroßen Fenster, von dem aus man einen geradezu unheimlichen Ausblick auf das umliegende Land hatte.

Zuerst glaubte ich, dass mir meine überreizten Sinne einen Streich spielten, aber bereits nach kurzer Zeit wurde mir bewusst, dass man, je nachdem wie man den Kopf neigte, die Welt da draußen in geradezu besorgniserregenden Einzelheiten betrachten konnte. Es war, als blickte man durch ein riesengroßes Vergrößerungsglas.

Andre beobachtete mich nachdenklich.

»Wir haben viel miteinander zu bereden.«

Ich nickte.

Andre sah uns bedeutungsvoll an.

»Ich denke, dass deine Gefährtin ebenfalls dabei sein sollte, wenn du mit unseren Vorgesetzten redest. Die Geräte sind bereit, jetzt liegt es an dir zu erfahren, warum deine Welt so ist, wie du sie kennst.«

Ich blickte Talin zweifelnd an, doch sie nickte mir zu, wenn auch nur zögerlich.

Ich zögerte nicht länger. Meine Schultern strafften sich und ich folgte Andre entschlossen zu jenen Tischen, auf denen sich die Geräte befanden.

Andre legte mir ein dünnes Metallband um den Kopf und drückte mir einen schwarzen Pfropf ins Ohr. Meine Rechte umklammerte mein Schwert und mit der Linken tastete ich hilfesuchend nach Andre.

Dieser legte mir beruhigend seine Hand auf die Schulter.

»Du musst jetzt sprechen, sag *bitte melden* so oft, bis eine Antwort kommt.«

Anfangs brachte ich nur ein Krächzen über die Lippen, aber als ich diese Worte immer und immer wieder wiederholte, wurde meine Stimme mit jedem Satz klarer und deutlicher.

Dann ertönte plötzlich eine Stimme wie aus dem Nichts und schien sich in meinem Schädel als Echo zu brechen.

»Was willst du?«

Ich schluckte und antwortete nach einem kurzen Blick auf Talin.

»Ich möchte mit euch Göttern sprechen.«

»Götter?«, antwortete eine heisere Stimme. »Was soll der Blödsinn, wer bist du eigentlich?«

Ich war mehr als verwirrt. *Blödsinn* hatte die unbekannte Stimme gesagt. Redeten so etwa Götter?